

AIDS-FORUM DAH

Band

49

Sexualität wo•hin?

Hinblicke. Einblicke. Ausblicke

Karl Lemmen, Jutta Schepers,

Holger Sweers, Klaus Tillmann (Hg.)

**Bibliografische Information
der Deutschen Bibliothek**

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Impressum

Deutsche AIDS-Hilfe e.V.
Dieffenbachstr. 33
10967 Berlin
Internet: <http://www.aidshilfe.de>
E-Mail: dah@aidshilfe.de

Juli 2005
Bestellnummer: 030049

Redaktion: Karl Lemmen, Jutta Schepers,
Holger Sweers, Klaus Tillmann
Bearbeitung: Holger Sweers
Gestaltung: moniteurs
Satz: Carmen Janiesch
Druck: MEDIALIS

Spendenkonto

Berliner Sparkasse
Konto 220 220 220
BLZ 100 500 00
IBAN: DE27 1005 0000 0220 2202 20
BIC: BELA DEB XXX

Die DAH ist als gemeinnützig und besonders förderungswürdig anerkannt. Spenden sind daher steuerabzugsfähig.

Sie können die DAH auch unterstützen, indem Sie Fördermitglied werden. Nähere Informationen unter <http://www.aidshilfe.de> oder bei der DAH.

Inhalt

5 Vorwort

Sexualität im Wandel

- 7 Strukturwandel der Sexualität in den letzten Jahrzehnten
Volkmar Sigusch
- 29 Zur Sozialgeschichte der Jugendsexualität in der zweiten Hälfte
des 20. Jahrhunderts
Gunter Schmidt
- 39 Sexualität im Wandel
Martin Dannecker
- 55 Häute, Häutchen und Membranen. Vorstudie zu einer
„Dermatologie der Lüste“ aus männlicher Sicht
Stefan Etgeton

HIV und Homosexualität – alles ganz normal?

- 63 HIV und Homosexualität – alles ganz normal?
Michael Bochow
- 75 Das Streben nach Männlichkeit als psychosozialer Risikofaktor
Christopher Knoll
- 81 Safer Sex: Dranbleiben und weiterentwickeln!
Susan Kippax, Kane Race
- 99 Lesbisch-schwule Aufklärungsarbeit an Schulen:
das Engagement von FLUSS e.V.
Gisela Wolf
- 111 „Alles normal – alles egal – was bleibt?“
Auszüge aus der Abschluss-Podiumsdiskussion zur Fachtagung
„Sexualität wo-hin“ vom 15. bis 17. November 2002
zusammengestellt von Holger Sweers

3

Die Macht der Bilder

- 127 Virtueller Sex und die uneindeutigen Folgen –
ein systemtheoretisch inspirierter Ausblick
Sven Lewandowski
- 131 Der Zwang zum Bild
Marie-Luise Angerer
- 144 Sex ohne Maus – Internet schlägt Bars und Saunen
Michael Lenz

Schwul-lesbische Lebensweisen im Wandel

- 151 Homosexualität und Generativität –
Lesben, Schwule und ihr Kinderwunsch
Isabella Manuela Torelli
- 167 Blitzlicht: Wechseljahre. Irrungen und Wirrungen –
auch für Lesben
Antje Doll
- 171 Über schwule Erwachsene, zum Fetisch Jugend und
zur Midlife-Crisis bei schwulen Männern
Martin Dannecker
- 180 „Kann rosa Liebe gelingen?“
Bemerkungen zur Aufstellungsarbeit mit Schwulen und Lesben
Diana Drexler
- 188 Perversion, Psychose und NLP
Harald Krutiak
- 191 Das Sexuelle in (neuro-)logischen Ebenen
Harald Krutiak

4

Sexualität zwischen den Kulturen

- 197 Ist er es – oder ist er es nicht?
Zur Frage einer „schwulen“ Identität bei türkeistämmigen
Migranten in der Bundesrepublik
Koray Yılmaz-Günay

Autorinnen und Autoren

Vorwort

5

„Sexualität wo•hin? Hinblicke. Einblicke. Ausblicke“ – unter diesem Motto stand die gemeinsame Fachtagung der Deutschen AIDS-Hilfe e.V. (DAH) und des Verbandes lesbischer Psychologinnen und schwuler Psychologen e.V. (VLSP), die vom 15. bis 17. November 2002 im Haus am Köllnischen Park in Berlin stattfand. In Workshop und Vortrag, Podiumsdiskussion und Erzählcafé ging es um grundsätzliche Fragen nach dem Stand (wo?) und der Zukunft (wohin?) des Sexuellen: Sexualität und Identität, Sexualität und (andere) Kultur(en), Sexualität und Medien, Markt und Macht, Sexualität und Liebe und vieles mehr. Nachgedacht wurde auch über aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen und ihre Auswirkungen auf Sexualität, Gesundheitsförderung und HIV-Prävention – schließlich ist Sex nach wie vor der Hauptübertragungsweg für HIV; der Bogen spannte sich hier von der eingetragenen Lebenspartnerschaft bis hin zur Frage, welche Bilder von Gesundheit wir künftig brauchen.

Auch die im vorliegenden Band wiedergegebenen Artikel (zum Teil Originalbeiträge, zum Teil Nachdrucke von Texten, die bereits an anderer Stelle veröffentlicht worden sind) beschäftigen sich mit den im Titel dieser Fachtagung enthaltenen Fragen – aus der Perspektive der Soziologie, der Psychologie und Psychotherapie, der Sexualwissenschaft, der Philosophie, der Kultur- und Me-

dienwissenschaften oder der Aufklärungs- und Präventionsarbeit, um nur einige zu nennen. Wir hoffen, mit dieser Veröffentlichung einen Beitrag zur Diskussion um dieses Ur-Phänomen zu leisten (das in unserem Kulturkreis „als kulturell-symbolische Form und als Begriff“ gleichwohl „erst seit etwa 200 Jahren, also seit wenigen Generationen“ existiert) und damit nicht nur den Dialog zwischen den verschiedenen Disziplinen, Kulturen und Welten zu befördern, sondern auch die Grundlagen und Bedingungen der (sexuellen) Gesundheitsförderung und der Prävention sexuell übertragbarer Krankheiten einschließlich HIV besser zu verstehen.

Karl Lemmen (DAH)

Jutta Schepers (VLSP)

Holger Sweers (DAH)

Klaus Tillmann (VLSP)

Strukturwandel der Sexualität in den letzten Jahrzehnten

7

Eine Übersicht¹

Volkmar Sigusch

Zusammenfassung: In den beiden letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts erfolgte in den Gesellschaften des Westens eine enorme kulturelle und soziale Transformation der Sexualität. Sigusch nennt sie die „neosexuelle Revolution“. Bisher ist diese Transformation und Umwertung der Sexualität eher langsam und leise verlaufen. Ihre symbolischen und realen Auswirkungen sind aber möglicherweise einschneidender als die der schnellen und lauten sexuellen Revolution der 60er und 70er Jahre. Die neosexuelle Revolution zerlegt die alte Sexualität und setzt sie neu zusammen. Dadurch treten Dimensionen, Intimbeziehungen, Präferenzen und Sexualfragmente hervor, die bisher verschüttet waren, keinen Namen hatten oder gar nicht existierten. Insgesamt verlor die Kulturform Sexualität an symbolischer Bedeutung. Heute ist Sexualität nicht mehr die große Metapher der Lust und des Glücks. Sie wird nicht mehr so stark überschätzt wie zur Zeit der sexuellen Revolution, ist eher eine allgemeine Selbstverständlichkeit wie Egoismus oder Motilität^a. Während die alte Se-

¹ Zuerst veröffentlicht in Fortschritte der Neurologie und Psychiatrie 2000; 68: 97–106; Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors und des Verlags Georg Thieme, Stuttgart/New York.

^a Beweglichkeit

xualität positiv mystifiziert wurde als Ekstase und Transgression^b, wird die neue negativ mystifiziert als Missbrauch, Gewalt und tödliche Infektion. Während die alte Sexualität vor allem aus Trieb, Orgasmus und dem heterosexuellen Paar bestand, bestehen die Neosexualitäten vor allem aus Geschlechterdifferenz, Thrills, Selbstliebe und Prothetisierungen. Aus der Unzahl der miteinander vernetzten Prozesse, die Neosexualitäten hervorbringen, werden drei herausgegriffen: die Dissoziation^c der sexuellen Sphäre, die Dispersion^d der sexuellen Fragmente und die Diversifikation^e der sexuellen Beziehungen. Das Resultat der neosexuellen Revolution könnte als „Selfsex“ bezeichnet werden, der selbstdiszipliniert und selbstoptimiert ist.

Einleitung

8

Das Hauptwort „Sexualität“ findet sich weder in der Bibel noch bei Homer noch bei Shakespeare. Für die Sexualwissenschaft ist das kein Nebenbefund, sondern die Sache selbst. Als kulturell-symbolische Form und als Begriff existiert das, was wir „Sexualität“ nennen, erst seit etwa 200 Jahren, also seit wenigen Generationen, und zwar nur im europäisch-amerikanischen Gesellschaftskreis als ein allgemein Durchgesetztes und isoliert Dramatisiertes. Erst im 19. Jahrhundert erhält die kulturelle Sexualform den ihr angemessenen Namen, einen Kollektivsingular, der die zahllosen Vorgänger von Venus bis Nisus verschlingt; erst dann wird das Adjektiv „sexuell“ (wie das Adjektiv „modern“) in den europäischen Sprachen substantiviert: „Sexualität“ gibt es zuerst bei den Pflanzen, dann bei den Tieren, eine epistemische^f Mitgift, die nach wie vor kausale Schatten wirft.

Als theoretisches, ästhetisches und moralisch-praktisches Problem ist „Sexualität“ Bestandteil einer profanen Kultur, die an jener Schnittstelle entstand, welche der Zerfall der religiösen Weltsicht und das Aufkommen der waren- und wesenproduzierenden Experimental- und Tauschgesellschaft im Abendland bilden. Was vordem unreflektiert als Verkündigung oder Immerschonso zusammenfiel, brach auseinander. Die Trümmer, Selbstbewusstsein, Seele, Sexualität, wurden reflektiert und bildeten einen ganz anderen Schein. Als sich die epistemische von der religiösen Sphäre absonderte, entstand das Gefühl der Sexualität als solcher. Das war die Stunde von Erfahrungs-Seelenkunde, Psycho-Analyse und Sexualwissenschaft. Als Gott und die Religion ausgespielt hatten, installierten sich Vernunft und Reflexionsphilosophie als neue oberste Gerichte. Eine andere, totale Partialisierung entstand: die der identifizierenden Vergesellschaftung.

Die allgemeine Sexualform, das heißt unsere Sexualität, konnte nur entstehen, weil die Not der Menschen nicht mehr überwiegend Hungersnot war und weil

b Überschreiten, Hinübergehen

c Abspaltung, Zerlegung

d Zerstreuung, Verteilung

e Veränderung, Abwechslung, Vielfalt

f erkenntnis-/wissenschaftstheoretische; von gr. episteme; hier = Ordnung des Wissens (Foucault)

gleichzeitig alle menschlichen Vermögen isoliert und als solche vergesellschaftet wurden. Nach und nach konnte die „sexuelle Frage“, nur ein Teil der „sozialen“, nicht mehr darauf begrenzt werden, Zwitterigkeit zu beseitigen, Zweigeschlechtlichkeit zu installieren und die Fort-„Pflanzung“ je nach herrschendem Kalkül an- oder abzustellen. Am Ende des 19. Jahrhunderts fiel die sexuelle Frage mit der Frage nach dem Sinn des Lebens, nach Glück und Leidenschaft, nach erregter Harmonie, nach dem Verhältnis von Mensch zu Mensch als einem menschlichen zusammen.

Dazu konnte es nur kommen, weil die Bourgeoisie die Idee der freien, gleichen individuellen Geschlechtsliebe als einen neuen sittlichen Maßstab in die Welt gesetzt hatte: Liebe als ein Menschenrecht beider, des Mannes und der Frau, Liebe als freie Übereinkunft autonomer Subjekte, die Gegenliebe beim geliebten Menschen voraussetzt, Liebesverhältnisse als Gewissensverhältnisse von Dauer wie von Intensität. Der hellhörige Hegel schrieb in dieser Zeit: „Das Bild besserer, gerechterer Zeiten ist lebhaft in die Seelen der Menschen gekommen, und eine Sehnsucht, ein Seufzen nach einem reineren, freieren Zustande hat alle Gemüter bewegt und mit der Wirklichkeit entzweit“². Die Gegenwart erschien als „Zeitgeist“, als vorübergehend, als ein „allmähliche(s) Zerbröckeln“³. Mentalitäten und Begriffe der Veränderung entstanden: Bewegung, Krise, Entwicklung, Fortschritt, Emanzipation, Revolution usw. Da aber der autonome Bürger, der schon im Prozess seines Entstehens zerfiel, „mit der Wirklichkeit entzweit“ blieb, nicht zuletzt weil er das weibliche Geschlecht zum *Sexus sequior*, das heißt zum zweiten, abgeleiteten Geschlecht, degradierte, hielt das „Seufzen“ an, verschwand die Not des Lebens nicht, verloren die Menschen das Gefühl des Unbehagens in der Kultur nicht. Und so schlepten sie sich von sexueller Revolution zu sexueller Revolution.

Sexuelle und neosexuelle Revolution

Vor allem in den Zwischenzeiten sind die meisten Menschen davon überzeugt, dass die Sexualität etwas Einheitliches, Unveränderliches sei. Tatsächlich aber ist sie ein Zusammengesetztes, ein Assoziiertes, das permanent transformiert und umkodiert wird. Folglich erörtern alle modernen Geschlechts- und Sexualtheorien seit Ramdohr⁴, Kaan⁵, Ulrichs⁶, Krafft-Ebing⁷ und Freud⁸ die Frage, was an Genus und Sexus natürlich/gesund/essentiell und was unnatürlich/krank/konstruiert sei. Seit einigen Jahrzehnten reflektieren sie auch, wie sehr die Menschen

2 Hegel, G.W.F.: *Daß die Magistrate von den Bürgern gewählt werden müssen* [1798]. *Werke in 20 Bänden*, Bd. 1. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1971, 268 f.

3 Hegel, G.W.F.: *Phänomenologie des Geistes* [1807]. *Werke in 20 Bänden*, Bd. 3. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1970, 18

4 v. Ramdohr, F.W.B.: *Venus Urania*. Leipzig: Göschen 1798. 3 Teile

5 Kaan, H.: *Psychopathia sexualis*. Leipzig: Voss 1844

6 Ulrichs, K.H.; Memnon. Schlez: *Hübscher* 1868

7 v. Krafft-Ebing, R.: *Psychopathia sexualis. Eine klinisch-forensische Studie*. Stuttgart: Enke 1886

8 Freud, S.: *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* [1905]. *Gesammelte Werke*, Bd. V. London: Imago 1942

unserer Kultur immer wieder das, was unveränderbar scheint, mit anderen Bedeutungen versehen. So werden zum Beispiel verpönte sexuelle Praktiken wie Cunnilingus und Fellatio „auf einmal“ als ganz normal erlebt. Während am Beginn des Jahrhunderts nicht nur Freud solche Praktiken „pervers“ nannte⁹, wiesen Kinsey et al. in der Mitte des Jahrhunderts nach, dass sie in der Normalbevölkerung weit verbreitet sind, ein wissenschaftlicher Schock, von dem sich das moralische Amerika lange nicht erholen konnte.¹⁰

Wenn bedacht wird, wie sehr sich in den letzten zwei Jahrhunderten beispielsweise die so genannten Kulturtechniken, das Zeitempfinden und das allgemeine Lebensgefühl der Menschen verändert haben¹¹, ist es nicht mehr verwunderlich, dass das grundsätzlich auch für die sexuelle Sphäre gilt. Von der Welt und von uns selbst haben wir heute eine Vorstellung, die mit der der vergangenen Generationen kaum zu vergleichen ist. Wir essen, sehen, hören, wohnen, arbeiten, lieben, leiden und sterben heute anders. Unverändert aber geht es bei uns seit zwei Jahrhunderten, anders als in anderen Kulturen, vorrangig um das materielle und manifeste und nicht um das immaterielle und spirituelle Befriedigen von Gier und Neugier. Leibhafte Bedürfnisse werden nicht wie in der europäischen Antike und im alten China maßvoll reflektiert begrenzt oder gar wie im alten Indien kunstvoll beseitigt; sie werden vielmehr maß- und kunstlos befriedigt, und zwar im Allgemeinen auf einem niedrigen Ritualitäts- und Reflexivitätsniveau, um nicht zu sagen: auf dem Niveau einer Kulturbeutel-Kultur.

Solcherart abgespeist, bleiben Gier und Neugier präsent, können umstandslos jederzeit neu entfacht werden. Darauf aber kommt es in der experimentell-ökonomischen Tausch- und Wissensgesellschaft entscheidend an. Dieser Mechanismus des ebenso selbstsüchtigen wie kurzfristigen Befriedigens scheint das Geheimnis der Dauerhaftigkeit dieser Gesellschaftsformation zu umschließen. Ununterbrochen wird die scheinbar abgeschlossene Sexualform fragmentiert, um ihr neue Begierden und Bedeutungen zuschreiben, neue Bedürfnisse und Wissbarkeiten einpflanzen, neue Praktiken und Dienstleistungen abmarkten zu können.

Manchmal vollzieht sich ein rasanter Wandel, ob nun mit oder ohne lautes Geschrei, innerhalb weniger Jahrzehnte. Die Älteren werden sich noch an das Getöse erinnern, das am Ende der 60er Jahre sexuelle Revolution genannt worden ist. Damals wurde ein König Sex inthronisiert, der alle bis dahin normalen Sexualverhältnisse als normopathisch und die glückliche Familie als durch und durch zerstörerisch denunzierte. Porno- und Sexographie wurden breit kommerzialisiert. In den Massenmedien probten diverse Sexualia den Aufstand, bis sie ihre Stupi-

9 Freud, S.: *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* [1905]. *Gesammelte Werke*, Bd. V. London: Imago 1942

10 Kinsey, A.C./Pomeroy, W.B./Martin, C.E./Gebhard, P.H.: *Sexual Behavior in the Human Female*. Philadelphia/London: Saunders 1953

11 vgl. z.B. Elias, N.: *Über den Prozeß der Zivilisation*. 2., verm. Aufl. Bern: Francke 1969; van Ussel, J.: *Sexualunterdrückung*. Reinbek: Rowohlt 1970; Aries, Ph.: *Geschichte der Kindheit*. München/Wien: Hanser 1975; Virilio, P.: *Der negative Horizont. Bewegung, Geschwindigkeit, Beschleunigung*. München: Hanser 1989

dität nicht mehr verbergen konnten. In den Schulen wurde versucht, den Zeigestock gegen das Imaginäre ins Feld zu führen. Dazu passte das zunehmende Technologisieren der Fortpflanzung ebenso wie das Trennen von Recht und Moral. Der Staat zog sich aus einigen Bereichen des individuellen Lebens zurück, sodass das Sexual-, Ehe- und Kontrazeptionsverhalten partiell entpönalisiert^g wurde. Jugendliche und junge Erwachsene forcierten ihr Sexualverhalten kollektiv, blieben aber mehrheitlich am Ehe- und Treuemodell ihrer Eltern orientiert. Besonders einschneidend war die kulturelle Resexualisierung der Frau als Genus. Sie war jetzt orgasmuspflichtig, nachdem ihr bis in die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts hinein wissenschaftlich abgesprochen worden war, überhaupt ein sexuelles Wesen sui generis zu sein. Hinzu kam die warenästhetische Indienstnahme nicht nur des weiblichen, sondern auch des männlichen Körpers. Erinnert sei schließlich an die enorme Psychologisierung des heterosexuellen Paares, das, in eine „Beziehungskiste“ eingesperrt, ununterbrochen in sich hineinlauschen und sein Befinden zu Protokoll geben sollte, bis sich die erschöpften Partner wieder in sich zurückzogen.

Das war der Beginn eines eher lautlosen Wandels, den ich die *neosexuelle Revolution*¹² nenne und in diesem Aufsatz vor allem an drei miteinander vernetzten Prozessen beschreiben möchte: der Dissoziation der alten sexuellen Sphäre, der Dispersion der sexuellen Fragmente und der Diversifikation der sexuellen Beziehungen. Die Umwälzung, die in den 80er und 90er Jahren erfolgte, ist vielleicht noch einschneidender als die, die mit der „sexuellen Revolution“ einherging. Insgesamt scheint heute eine rasante Umwertung und Umschreibung der Sexualität stattzufinden. Die hohe *symbolische Bedeutung*, die die Sexualität um die Jahrhundertwende, in den 20er Jahren und am Ende der 60er Jahre hatte, scheint wieder reduziert zu werden, wenn wir nur an die Verheißungen der letzten Revolte denken. Damals wurde die Sexualität mit einer solchen Mächtigkeit ausgestattet, dass einige davon überzeugt waren, durch ihre Entfesselung die ganze Gesellschaft stürzen zu können, wie Wilhelm Reich versprochen hatte.¹³ Andere erklärten die Sexualität zur menschlichen Glücksmöglichkeit katexochen^h. Generell sollte sie so früh, so oft, so vielfältig und so intensiv wie nur irgend möglich praktiziert werden. Generativitätⁱ, Monogamie, Treue, Virginität und Askese waren Inbegriff und Ausfluss der zu bekämpfenden Repression. Dass mit der „Befreiung“ erhebliche Fremd- und Selbstzwänge, neue Probleme und alte Ängste einhergingen, wollten die Propagandisten nicht wahrhaben. Sie verlangten Geschlechtsverkehr in der Schule.

^g pönalisieren = mit Strafe belegen

¹² Sigusch, V.: *The neosexual revolution*. In: Arch Sex Behav 1998; 27: 331–359; Sigusch, V. (Hrsg.): *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung*, 3., Neubearb. u. erweit. Aufl. Stuttgart: Thieme/Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2000

¹³ Reich, W.: *Die Sexualität im Kulturkampf*. Kopenhagen: Sexpol 1936

^h im eigentlichen Sinne, schlechthin

ⁱ hier: Fortpflanzung

Heute ist davon keine Rede mehr. Das, was die Generationen der sexuellen Revolution als Ekstase und Transgression erlebten oder ersehnten, wird seit den 80er Jahren unter dem Aspekt der Geschlechterdifferenz, der sexuellen Übergriffigkeit, der Missbrauchserfahrung, der Gewaltanwendung und der Infektionsgefahr infolge des Einbruchs der Krankheit Aids problematisiert. Diese Topoi^j herrschen seit dieser Zeit in der wissenschaftlichen Diskussion vor und bezeichnen in empirischen Studien die Themen, die Jugendliche und junge Erwachsene heute beschäftigen.¹⁴ Ganz offensichtlich wird Sexualität heute nicht mehr als die große Metapher der Lust und des Glücks überschätzt und positiv mystifiziert, sondern negativ als Quelle und Tatort von Unfreiheit, Ungleichheit und Aggression diskursiviert. Von den kulturellen Instanzen und Institutionen versucht nur noch der Vatikan, sexuelle Lust durch Verbote großzumachen, beeindruckenderweise in einer Zeit, in der deren übertriebene kulturelle Inszenierung offenbar wirksamer als alle Repressionen das Begehren zerstreut.

Dissoziation und Assoziation der sexuellen Sphäre

Durch die neosexuelle Revolution ist die scheinbare Einheit Sexualität erneut zerschlagen und neu zusammengesetzt worden. Bestand die alte Sexualität vor allem aus Trieb, Orgasmus und dem heterosexuellen Paar, bestehen die Neosexualitäten vor allem aus Geschlechterdifferenz, Selbstliebe, Thrills und Prothetisierungen.

Nach der Trennung einer heute immer noch ganz selbstverständlich „sexuell“ genannten Sphäre von einer logischerweise nunmehr nichtsexuellen (oder unlogischerweise nur noch „erotischen“), die wie erwähnt bereits vor Jahrhunderten erfolgte und grosso modo^k mit der kulturellen Geburt „unserer“ Sexualität zusammenfällt, wurde vor allem durch technologische Errungenschaften die sexuelle von der *reproduktiven Sphäre* dissoziiert, und zwar so gründlich, dass wir zeitweise annahmen, sie hätten überhaupt nichts miteinander zu tun. Die Herausnahme der reproduktiven aus der sexuellen Sphäre stellt so etwas wie „die zweite kulturelle Geburt“ der Sexualität dar, und das bedeutet: Geburt einer scheinbar eigentlichen, „reinen“ Sexualität.

Nach und nach wurde selbstverständlich auch die nunmehr isolierte Sphäre der Fortpflanzung selbst fragmentiert – mit enormen Auswirkungen. Mittlerweile wird dem Fetus, in früheren Zeiten nichts als ein Anhängsel des weiblichen Körpers, ein Eigenleben zugeschrieben, sind Befruchtung und Embryonalentwicklung prinzipiell aus dem weiblichen Körper herausverlagert, werden Keimzellen und Embryonen auf eine Weise transferiert, die die bisherigen, als unhinterge-

^j Plural von *Topos* = eigentlich: Ort, Stelle; hier: Thema, Gegenstand

¹⁴ Schmidt, G. (Hrsg.): *Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder*. Stuttgart: Enke 1993

^k im Großen und Ganzen

bar angesehenen Schranken der Keimbahn, der Blutsbande und der Generationenfolge durchbrechen und alte Naturzwänge überwinden. Die Technik des Klonens lässt erstmalig menschliche „Parthenogenese“ als möglich erscheinen, eine „Selbstzeugung“, an der die Theoretiker der Autopoiesis¹⁵ ihre helle Freude haben dürften. Dieser technologische „Quantensprung“ bedeutet, dass die Fortpflanzung nicht nur unsexuell, sondern auch ungeschlechtlich erfolgen kann. Die Geschlechter werden dadurch auf eine neue Weise prinzipiell getrennt: Frauen und Männer sind existenziell nicht mehr unverrückbar aufeinander verwiesen und biotisch nicht mehr unverrückbar aufeinander angewiesen.

Während das Klonen des Menschen eine weitgehend abstrakte Sache ist, obgleich bereits 1993 menschliche Embryonen geklont worden sind, produzieren die neuen, bereits massenhaft angewandten Fortpflanzungstechnologien konkrete, vollkommen neuartige und disperse Keimbahn- und Familien-Relationen, indem z. B. embryonale Eier oder Eierstöcke übertragen werden, sodass die Ei-Empfängerin ein Kind austrägt, dessen genetische Mutter nie geboren worden ist. Oder indem eine Großmutter das von ihrem Schwiegersohn befruchtete Ei ihrer Tochter austrägt, sodass sie ihr Enkelkind gebiert. Oder indem Zwillinge oder Drillinge im Abstand von mehreren Jahren zur Welt kommen. Oder indem selektiv abgetrieben wird, weil Zwillinge oder das Geschlecht des Kindes oder der inzwischen ermittelte Erzeuger unerwünscht sind. Oder indem sich in einer Frau, die gemäß momentaner medizinischer Definition bereits tot ist, ein Kind entwickelt. Oder indem Frauen lange nach der Menopause Kinder gebären, beispielsweise unter Verwendung eigener „junger“, rechtzeitig eingefrorener Eier, wobei diese „alten“ Mütter ihr auf diese Weise kreierte Kind wegen der heute in den reichen Ländern sehr viel höheren Lebenserwartung länger begleiten können als es einer 20-jährigen Mutter vor 100 Jahren im statistisch-biotischen Durchschnitt möglich war. Sollte sich diese Entwicklung, durch die ein Samenspender, eine Eispenderin, eine Leihmutter und die zukünftigen „sozialen Eltern“ trennend verbunden werden, fortsetzen, werden in den reichen Ländern nicht mehr die biotischen, bei uns bisher leiblich genannten Eltern das *Punctum saliens*¹ und von größter Bedeutung sein, sondern die sozialen Eltern.

Vom Tribschicksal zur Geschlechterdifferenz

Auf die historisch weit zurückreichende Trennung der reproduktiven von der sexuellen Sphäre folgte in den 70er und vor allem 80er Jahren eine Dissoziation der sexuellen von der *geschlechtlichen Sphäre*, die für die neosexuelle Revolution charakteristisch ist. Die weibliche (und damit auch die männliche) Sexualität wurden neuerlich genuiert, das heißt kategorial und paradigmatisch auf die Geschlecht-

¹⁵ Luhmann, N.: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997
I „springender Punkt“, Kernpunkt, Hauptsache

lichkeit bezogen. Das Mann-Frau-Verhältnis wurde grundsätzlich problematisiert, und alles Andromorphe^m, einschließlich der Blicke und Begriffe, wurde, bis hinein in Logik und Mathematik¹⁶, dekonstruiert.

Angestoßen vom politischen und wissenschaftlichen Feminismus, wurden auch in der Sexualwissenschaft die alten Sexualverhältnisse zunehmend zum Geschlechterverhältnis umgeschrieben. Der Springpunkt war jetzt für viele nicht mehr der Sexualtrieb mit seinem „Schicksal“, sondern das Geschlecht mit seiner „Differenz“. Folglich konnten viele Sexualität ohne Trieb denken, nicht aber ohne Geschlecht. „Gender studies“, die nach wie vor wie Pilze aus dem Diskurs-Boden schießen, drängten die psychoanalytische Trieblehre in den Hintergrund. Sogar Perversionen, einst der Inbegriff des sexuell Triebhaften, wurden zu einer Geschlechtsidentitätsstörung entsexualisiert. Das zeichnete sich bereits Mitte der 70er Jahre bei Stoller¹⁷ ab. Heute gibt es endlich auch „weibliche Perversionen“ in vielfältiger Form, wie Louise J. Kaplan¹⁸ behauptet – allerdings ohne sexuelle Manifestationen, ohne die ein eingessener Sexualforscher, der die Wirkmächtigkeit von Diskursen keineswegs unterschätzt, nicht von „Perversion“ reden würde.

Interessanterweise hat der feministische Gender-Diskurs seine (bisher übersehenen) Wurzeln in einer sexuologischen Differenzierung, die im Wesentlichen klinisch motiviert war und bereits in den 50er und 60er Jahren vor allem von Intersexualismusforschern vorgenommen worden ist.¹⁹ Unterschieden wurde in dieser Debatte das Körpergeschlecht („sex“) vom Geschlechtsrollenverhalten („gender role“) und dieses von der Geschlechtsidentität („gender identity“), Dimensionen der Geschlechtlichkeit, die vordem unhinterfragt zusammenfielen. Zu den Resultaten gehört, dass heute ein ehemaliger Mann, im Betroffenen-Jargon ein „Bio-Mann“, als Frau, im Szene-Jargon als „Neo-Frau“, eine ehemalige Frau als Mann heiraten kann, und zwar *lege artis*ⁿ. Es wird also versucht, diese Trennung wieder rechtlich und sozial durch Inversion ungeschehen zu machen, weil sie kulturell ans Existenzielle geht. Um so bemüht sind Naturforscher und Mediziner, nicht nur die sexuelle Orientierung, sondern auch die Geschlechtsidentität an Gene und Genprodukte, Hirnstrukturen und Hormonbilanzen zu binden.²⁰

Längst jedoch sind jene Transsexuellen, die die überkommene, mühsam errichtete Ordnung der beiden großen Geschlechter ratifizierten, flankiert von

^m etwa „Mannförmige“, „Manngestaltige“

¹⁶ Irigaray, L.: *Éthique de la différence sexuelle*. Paris: Minuit 1984

¹⁷ Stoller, R.J.: *Perversion. The erotic Form of Hatred*. New York: Pantheon 1975

¹⁸ Kaplan, L.J.: *Female Perversions. The Temptations of Emma Bovary*. New York: Doubleday 1991

¹⁹ Money, J.: *Hermaphroditism, gender and precocity in hyperadrenocorticism: Psychologic findings*. In: Bull Johns Hopkins Hosp 1955; 96: 253–264

ⁿ *vorschriftsmäßig, nach den Regeln der Kunst*

²⁰ Vgl. z. B. LeVay, S.: *A difference in hypothalamic structure between heterosexual and homosexual men*. In: Science 1991; 253: 1034–1037; Hamer, D.H./Hu, S./Magnuson, V.L./Hu, N./Pattatucci, A.M.L.: *A linkage between DNA markers on the X chromosome and the male sexual orientation*. In: Science 1993; 261: 321–327; Zhou, J.-N./Hofman, M.A./Gooren, L.J.G./Swaab, D.F.: *A sex difference in the human brain and its relation to transsexuality*. In: Nature 1995; 378: 68–70

Menschengruppen, die sich jenseits von Medizin und Psychotherapie organisieren und der alten Ordnung zu entziehen suchen. Neben Transgenderisten oder Gender blenders, die dem Geschlechterrepertoire das zu entnehmen suchen, was ihnen gefällt oder andere irritiert, treten im Augenblick Intersexuelle. Sie melden sich zum ersten Mal *als solche* und als besondere Gruppe zu Wort²¹, natürlich auch im Internet (z. B. Intersex Society of North America: <http://www.isna.org>). Sie verfassen Pamphlete, gründen Organisationen, besetzen Fachkongresse, befragen den Gesetzgeber, machen Torturen öffentlich, mit denen sie die Medizin, oft die ganze Kindheit und Jugendzeit hindurch, einem und nur einem Geschlecht zuordnen will. Während die genannten Brüche nur relativ wenige Menschen beschäftigen, faszinieren oder zerreißen, hat die gegenwärtige Trennung der geschlechtlichen von der sexuellen Sphäre eine neuartige, als historisch überfällig angesehene Dissoziation der sexuellen Sphäre selbst zur Folge, die die beiden Hauptgeschlechter insgesamt betrifft. Denn es gibt jetzt nicht nur eine Sexualität, sondern zunächst einmal die männliche und die weibliche, die nicht mehr das Negativ der männlichen ist.

Für die Theoretikerinnen, die im Sex-and-gender-Diskurs den Ton angaben, waren schließlich im Verlauf der neosexuellen Revolution beide, Sex und Gender, durch und durch kulturell konstruiert, bar jeder Natur und folglich hintergebar und veränderbar. Dabei wurde vor allem im US-amerikanischen Kontext die Debatte durch den „Sieg“²² von Gender über Sex fundamentalistisch, und die Theoriebildung wurde dadurch kompliziert, dass Frauen, die weder weiß noch mittelständisch sind oder sich nicht als heterosexuell bezeichnen, auf ihren anderen Lebenswirklichkeiten bestanden. Denn tatsächlich werden Großkategorien wie Gender oder Frausein durch fundierende Differenzen, die mit der Ethnie, mit der sozialen Klasse oder der sexuellen Präferenz zusammenhängen, epistemologisch wie politisch grundsätzlich in Frage gestellt. Letzter Stand des Geschlechter- und Geschlechts-Diskurses ist, dass auch Gender „besiegt“ ist, indem das kulturelle Bigenus und der somatische Dimorphismus^o, also das Binäre, theoretisch per Dekonstruktion und politisch per Subversion aufgelöst werden (sollen) mit dem Ziel der *Selbstermächtigung*.²³

Sapere aude! Habe Mut, dich subversiv deiner eigenen Differenz zu bedienen! könnte, Kants berühmte Aufklärungsformel²⁴ variierend, als Motto über diesem letzten (metaphysischen) Feminismus stehen. Herauskommen sollen so etwas wie Selfsex und Selfgender, selbstmächtig selbst produziert und selbst reguliert. Die Ziele des klassischen (physisch-politischen) Feminismus, nämlich Respekt

21 Garrels, L.: *Das Geschlechtererleben Intersexueller im Diskurs*. In: *Z Sexualforsch* 1998; 11: 197–211
22 Reiche, R.: *Gender ohne Sex. Geschichte, Funktion und Funktionswandel des Begriffs „Gender“*. In: *Psyche* 1997; 51: 926–957, hier 955
o Zweigestaltigkeit
23 Vgl. z. B. Butler, J.: *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Berlin: Berlin Verlag 1998
24 Kant, I.: *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?* [1784]. *Werke in 6 Bänden*, Bd VI. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1964

und Gleichberechtigung, und die Einsichten des unmittelbar vorausgegangenen (differenztheoretischen) Feminismus, nämlich Geschlechter als transsubjektive Diskurseffekte zu begreifen, lässt der gegenwärtig Furore machende Feminismus idealistisch mit einem atemberaubenden Optimismus hinter sich. Die Materialität der Gesellschaftsformation und die Materialität der Diskurse scheint der subversive Wille zur Selbstermächtigung außer Kraft setzen zu können.

Prothetisierungen und Gewaltdiskurs

Eine weitere Dissoziation der 80er und 90er Jahre, die nur kurz erwähnt sei, betrifft die Separation der *Sphäre des sexuellen Erlebens* von der *Sphäre der körperlichen Reaktion*. Indem Mediziner eine Erektion des Penis mechanisch, medikamentös oder chirurgisch herstellen²⁵, trennen sie Verlangen, Erektion und Potenz auf künstliche Weise voneinander. Ein Mann kann dann ohne gespürtes Verlangen und oft auch ohne jene psychophysischen Sensationen, die dem sexuellen Erleben bisher eigen zu sein schienen, „sexuell funktionieren“ und den Geschlechtsakt als das praktizieren, was er in unserer Kultur einer wesentlichen Tendenz nach immer war: Vollzug. Der Traum der Mediziner von der perfekten Prothetisierung der sexuellen Funktionen, deren Verkörperungen den Körper zur Leiche machen, also auch Entkörperungen sind, korrespondiert mit dem allgemeinen Traum von der Prävention des Somatischen und der Überwindung des Körpers, von der Entleiblichung des Sexus und des Genus.

Abzulesen ist diese kulturelle Tendenz momentan am Telefon-Sex und den TV-Partner-Treffs, an Fake und Cyber sex. An letzterem offenbart sich möglicherweise ein generelles Umschreiben der Sinnlichkeits- und Wahrnehmungsstrukturen, das mit dem Übergang von einer Kultur des Wortes nicht nur in eine Kultur des Bildes, sondern in eine Kultur des Zeichens zusammenhängt. Die alten Mythen schrumpfen zu Punkten und Strichen zusammen. Momentan noch ungefährdet wie der Pilot, der am Flugsimulator trainiert, will der Cybersexer die leibhafte Paläosexualität^p hinter sich lassen, ohne die Gefahren der elektronischen Kopulation bereits zu kennen, die eine produktive Verstofflichung dieser Dimension zwangsläufig enthält, solange den Manipulateuren eine Leibseele alter Art zugerechnet wird.

Die letzte Dissoziation, die ich erwähnen möchte, schied bei uns im Verlauf der 80er Jahre, vor allem angestoßen vom politischen Feminismus, die alte *Sphäre der Libido* von der alten *Sphäre der Destruo*^q. Durch diesen Prozess wurde die aggressive und trennende Seite der Sexualität von der zärtlichen und vereinigenden so gründlich abgelöst, bis jene diese uniform überblenden konnte. Die einen histori-

25 Sigusch, V. (Hrsg.): *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung*. 3., neubearb. u. erweit. Aufl. Stuttgart: Thieme/Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2000

p paläo (griech.) in Zusammensetzungen: alt..., früh..., ur...

q bei Freud Gegenpol zum Sexualtrieb, Gegenspieler aller Lebenstribe

schen Moment lang als „rein“ imaginierte Sexualität wurde wieder manifest „unrein“. Die Schatten, die die Angst-, Ekel-, Scham- und Schuldgefühle werfen, wurden so dunkel und breit, dass viele Frauen und folglich auch Männer keinen Lichtstrahl mehr sahen. Gefühle der Nähe, der Freude, der Zärtlichkeit, der Exzitation^r, des Stolzes, der Lust, der Zuneigung und des Wohlseins drohten in einem diskursiven Affektsturm aus Hass, Wut, Neid, Bitterkeit, Rache, Angst und Furcht zu ersticken. Die Stichworte, die wir alle kennen, lauteten und lauten: frauenverachtende Porno- und Sexographie, sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz, alltäglicher Sexismus, Inzest, Vergewaltigung, sexueller Kindesmissbrauch und sexuelle Gewalt gegen Frauen.²⁶ Der ehemals singuläre und kranke Triebtäter wurde zum ubiquitären^s und normalen Geschlechtstäter, zum Missbraucher und Vergewaltiger vervielfältigt. Männer schienen nur noch geil, gewalttätig und impotent zu sein. Diese Dissoziation schlug sich politisch in neuen Pönalisierungen nieder, die die mühsam in den 60er und 70er Jahren (teilweise) durchgesetzte Differenzierung von Moral einerseits und Recht und damit staatlichem Strafanspruch andererseits widerriefen.

Richtete sich die Dissoziation der aggressiv-trennenden von der zärtlich-verbindenden Seite der Sexualität zunächst gegen Männer, erreichte sie bald auch alle anderen. Inzwischen sind nicht nur Frauen in heterosexuellen Beziehungen Täterinnen, womit ihnen ein Subjektstatus und nicht nur die Opferrolle zugesprochen wurde. Inzwischen wurde auch die Gewalt in mann-männlichen und weib-weiblichen Beziehungen aufgedeckt²⁷, die vordem subkulturell tabuisiert und von der Sexualforschung übersehen worden war. Der jüngste Versuch, Destruktion und Gewalttätigkeit aufzuspüren, besteht darin, Frauen ausfindig zu machen, die sich an Kindern vergehen, und Kinder zu erforschen, die andere Kinder sexuell missbrauchen. Und natürlich gibt es neuerdings in Skandinavien auch Heime, in die Männer flüchten, die von ihren Frauen geschlagen worden sein sollen. Da es sich um einen *discours* im Sinne der Diskurstheorie²⁸ und nicht um Diskussionen und Debatten handelt, entgeht der Durchleuchtung nichts und niemand. Inbegriff des Täters aber ist nach wie vor „der Mann“, was nicht verwundert, weil sich der Patriarchalismus trotz aller Modernisierungen strukturell fortschleppt und weil die skandalöse gesellschaftliche Benachteiligung des weiblichen Geschlechts in Zeiten ökonomischer Krisen wieder zunimmt.

Optimistisch betrachtet ist der gegenwärtige Gewalt- und Missbrauchsdiskurs insofern eine zivilisatorische Tat im emphatischen Sinn, als erst durch ihn ins Bewusstsein kommt, wie sehr unsere Sexualität auf Überwältigung und Asym-

^r Erregung, Aufreizung

²⁶ Vgl. z. B. Düring, S./Hauch, M. (Hrsg.): *Heterosexuelle Verhältnisse*. Stuttgart: Enke 1995; Richter-Appelt, H. (Hrsg.): *Verführung – Trauma – Mißbrauch (1896–1996)*. Gießen: Psychosozial 1997

^s überall verbreiteten

²⁷ Vgl. z. B. Coxell, A./King, M./Mezey, G./Gordon, D.: *Lifetime prevalence, characteristics, and associated problems of non-consensual sex in men: Cross sectional survey*. In: *Brit J Med* 1999; 318: 846–850

²⁸ Vgl. z. B. Foucault, M.: *L'Ordre du Discours*. Paris: Gallimard 1972

metrie basiert. Pessimistisch betrachtet ist er eine Metapher des allgemein falschen Lebens, in dem es weder Harmonie noch einen richtigen Gebrauch geben kann.

Dispersion der sexuellen Fragmente

Der Prozess der kulturellen Dissoziation der alten Einheit Sexualität hat Hand in Hand mit der möglichst allseitigen Kommerzialisierung und Medialisierung der Sphären zu einer gewaltigen Zerstreung der Partikel, Fragmente, Segmente und Lebensweisen geführt, die ich *sexuelle Dispersion* nenne. Einerseits werden die Individuen durch den Prozess der Dispersion enturzelt und anonymisiert, andererseits werden sie durch ihn vernetzt und unterhaltsam zerstreut. Indem neue Konstrukte entstehen, die alte Verkrampfungen, Zweifel und Befürchtungen beseitigen, können sich andere ausbreiten. Es gibt jetzt bei uns eine sexuelle und geschlechtliche Buntscheckigkeit, von der frühere Generationen nicht einmal träumen konnten.

Durch die *Kommerzialisierung* von Sexualität, Liebe und Geschlecht wird die Dispersion gewissermaßen physisch und damit greifbar. Sie ist der Versuch, möglichst viele Fragmente und Segmente in die Warenförmigkeit zu pressen, von der medialen Selbstentlarvung über die Flirtschule, die Partnervermittlung, die Produktion von Keuschheitsgürteln oder Penisbekleidung à la Paradiesapfelkondom oder Massagestäben in „weiblicher“ Delphinform und mit Klitorisstimulator über den Sextourismus und die Kinderprostitution bis hin zum Embryonenhandel. Gegen die These, unsere Sexualität sei zur Ware geworden, die im Zuge einer mit der Studentenbewegung einhergehenden Marx-Renaissance aufgekommen war, hatte ich damals zu zeigen versucht, warum das prinzipiell unmöglich ist.²⁹ Denn träfe die These zu, wären Mensch und Ware identisch, lebten Menschen nicht nur in Verhältnissen des Scheins, nicht nur mit dem Schein und im Schein, sondern nur noch zum Schein. Das mittlerweile erreichte Ausmaß der Kommerzialisierung aber hätte ich mir damals nicht vorstellen können.

Die Prozesse der sexuellen Dispersion und Dissoziation können nicht zuletzt abgelesen werden an dem ebenso gequälten wie quälenden Diskurs-Personal, das zurzeit die Bühne des Eros bevölkert. Bruchstücke, die uns heute als diskursive Figuren beschäftigen, sind zum Beispiel: die zu viel oder zu wenig, also immer falsch liebende Mutter; der physisch oder psychisch abwesende Vater; das sexuell missbrauchte Kind; der eiserne, männliche Mann; die Frau mit der sexuellen Lustlosigkeit; die amphiphile Frau mit dem erotischen Kontinuum; der Sex-tourist; der elektronisch zerstreute Perverse; der Single; der medizinisch reparierte Impotente; der operativ beruhigte Geschlechtszweifler; der Gender blinder diesseits der Chirurgie; der gewissenhaft HIV-Prävention betreibende Schwule;

das kirchlich gesegnete und staatlich registrierte gleichgeschlechtliche Paar; der in sich selbst Verliebte; die Fakesexerin; der futuristische Cybersexer, vor allem aber das historisch und sozial asymmetrische, kulturell dissoziierte, emotional misstrauische, philosophisch aporetische^t heterosexuelle Paar. Wahrlich ein posthegelianischer Aufklärungs-Trupp modernisierter Repräsentanten des Anteros.

Konkret zeigt ein empirischer Blick ins Fernsehen, wie groß die Dispersität der dissoziierten Teile inzwischen ist. Dort findet, vor allem nachmittags, die *Veröf-fentlichung* aller Intimitäten statt, die irgendwie fassbar sind, unter der Versicherung, sie blieben ganz persönlich. Das Motto lautet: „Ich bekenne.“ Wildfremde sagen Wildfremden die persönlichsten Dinge und verschaffen sich offenbar dadurch das Gefühl, noch am Leben zu sein. Elektronisch aufbereitet, ist ganz offensichtlich weiterhin der Beichtzwang am Werk, den Foucault als *Movens*^u des Sexualitätsdispositivs^v begriff.³⁰ Durch die angedeuteten Prozesse werden die Freudschen Partialtriebe erst so richtig dispers, und der Genitalprimat, der immer eine psychoanalytische Fata Morgana war, rückt in noch größere Ferne. Gleichzeitig wird den alten Perversionen ebenso der Garau gemacht wie sie, als normalisierte Lüste, neu fabriziert werden.

Diversifikation der Intimbeziehungen

Schließlich soll auf einige Tendenzen hingewiesen werden, die von großer therapeutischer Bedeutung sind und unter dem Stichwort *Diversifikation* zusammengefasst werden könnten. Ich meine das Schrumpfen, Deregulieren und Entwerten der traditionellen Familie und das Vervielfältigen der Beziehungs- und Lebensformen. Durch diese Prozesse wurden die Dissoziationen und Zerstreuungen, von denen die Rede war, ebenso ermöglicht wie sie von ihnen angestoßen worden sind oder mit ihnen zusammenfallen.

Bekanntlich ist die so genannte Kernfamilie im Verlauf einiger Jahrhunderte drastisch geschrumpft. Bestand das „Ganze Haus“ aus zehn, 20, 100 Personen, bewegen wir uns seit einigen Jahrzehnten auf eine *Kleinstfamilie* zu. Immer mehr Einzelpersonen sind zu ihrer eigenen Familie geworden. Die trianguläre Triade Vater – Mutter – Kind, noch vor zwei Generationen der Inbegriff der Familie, ist in einem ungeahnten Ausmaß kulturell verblasst. Dem *Schrumpfen der traditionellen Familie* ging eine prinzipielle Trennung von Ehe und Familie voraus, das heißt manfrau hat auch dann ganz naturwüchsig eine Familie, wenn manfrau nicht verheiratet ist.

^t Adjektiv zu *Aporie* = Unmöglichkeit, eine philosophische Frage infolge innerer Widersprüche zu lösen; im weiteren Sinne: Ausweglosigkeit (in einer bestimmten Lage)

^u treibende Kraft

^v Dispositiv = hier: gesellschaftliche Installation aus Symbolen, Kulturtechniken, Lebenspraktiken usw.

³⁰ Foucault, M.: *Sexualität und Wahrheit*, Bd. 1: *Der Wille zum Wissen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1977

An einem empirisch nachweisbaren Wandel kann dieser Deregulierungs- und Entwertungsprozess abgelesen werden, ein Wandel, der sich seit dem Ende der 60er Jahre zum Teil rasant vollzog: Abnahme der Heiratsrate; Zunahme der Scheidungsrate; Abnahme der Kinderzahl pro Partnerschaft und Ehe; Zunahme der partnerschaftlichen (früher nicht- oder außerehelich genannten) Geburten; Zunahme der 1- und 2-Personen-Haushalte; Zunahme der alleinerziehenden Mütter und allmählich auch Väter, die den Übergang von der Klein- zur Kleinstfamilie anzeigen; Aufkommen von 3- und Mehr-Personen-Haushalten unterschiedlicher Motivations- und Interessenlage, deren Mitglieder nicht miteinander verwandt sind.

Im Verlauf dieses Wandels wurde die soziale und emotionale *Bedeutung der Herkunftsfamilie* durch die zunehmende Aufwertung subkultureller und freundschaftlicher Bindungen vom Jugendalter bis zum Tod erheblich reduziert, zumindest in den oberen Mittelschichten. Diese selbstgewählten und selbsterhaltenen Bindungen ließen die überkommenen Blutsbande verblassen. Heute stehen Freundinnen und Freunde vielen näher als die eigenen Geschwister. Heute steht unter Todesanzeigen nicht selten ein Freundeskreis und nicht die Keimbahnfamilie, und zwar nicht nur bei Homosexuellen.

20

Alleinerziehende und 2-Personen-Beziehungen, in denen sich alles nur um die Beziehung dreht, die also auch Beziehungsbeziehungen genannt werden könnten, suchen die Einsamkeit durch eine forcierte Intimisierung zu vermeiden, die sich als Gegenbewegung generiert, aber keine sein kann, weil sie die Tendenz, die vorgängig ist, nur verstärkt. Leben nur zwei Erwachsene zusammen oder nur die Mutter (oder der Vater) mit einem Kind, kommt es zwangsläufig zu einer Emotionalisierung des exklusiven Verhältnisses. Vielleicht ist diese Intimisierung die Fortsetzung jenes Prozesses, den Elias als einen der Zivilisierung beschrieben hat.³¹ Van Ussel ließ übrigens schon Mitte der 70er Jahre in einem Abgesang auf die Sexualität diese in Intimität aufgehen.³² Allerdings blieb bei ihm wie bei Elias die Schattenseite der Emotionalisierung und Intimisierung unterbestimmt, jene Seite, die von Abhängigkeit, Einschränkung, Aggressivität und Destruktion bestimmt wird.

Neosexualitäten

Die Vervielfältigung der sozial akzeptierten Beziehungs- und Lebensformen hat zu einer Differenzierung sowohl der alten Hetero- wie der alten Homosexualität geführt, deren vordem monolithischer Charakter sich damit empirisch als theoretisch in dem Sinn erweist: dass er kulturell produziert worden ist. Sexuelle und geschlechtliche Empfindungsweisen, die früher der Heterosexualität, der Ho-

³¹ Elias, N.: *Über den Prozeß der Zivilisation*. 2., verm. Aufl. Bern: Francke 1969

³² van Ussel, J.: *Intimität*. Deventer: Van Loghum Slaterus 1975

mosexualität oder der Perversion zugeschlagen worden sind, weil keine anderen Raster zur Verfügung standen, treten aus deren Bannkreis heraus, definieren und pluralisieren sich selbst als Lebensweisen. Alte Krankheitsentitäten^w wie Sodomasochismus oder Transsexualismus zerfallen und treten als Neosexualitäten auf den Plan. Sichtbar angestoßen wurde die Diversifikation durch die großen Selbstbestimmungs- und Bürgerrechtsbewegungen der vergangenen drei Jahrzehnte. Politisch korrespondiert heute der Vervielfältigung der alten Sexual- und Geschlechtsformen ein buntes Ensemble nebeneinander agierender, geringgradig organisierter 1-Punkt-Bewegungen, von den Singles bis hin zu den Selbsthilfegruppen Transsexueller, die wiederum allgemeinpolitisch von teilweise recht virulenten Partialbewegungen flankiert werden, zu denen die Klimaschützer und die Veganer ebenso gehören wie die Kinderrechtler.

Die neuen Selbstpraktiken wie beispielsweise bisexuelle, transgenderistische, sadomasochistische oder fetischistische sind insofern typische *Neosexualitäten*, als das triebhaft Sexuelle im alten Sinn nicht mehr im Vordergrund steht. Sie sind zugleich sexuell und nonsexuell, weil Selbstwertgefühl, Befriedigung und Homöostase^x nicht nur aus der Mystifikation der Triebliebe und dem Phantasma der orgastischen Verschmelzung beim Geschlechtsverkehr gezogen werden, sondern ebenso oder stärker aus dem Thrill, der mit der nonsexuellen Selbstpreisgabe und der narzisstischen Selbsterfindung einhergeht. Und schließlich oszillieren sie zwischen fest und flüssig, identisch und unidentisch und sind oft sehr viel passagerer als ihre fixierten Vorgänger.

Empirisch und greifbar wird all das auf den Love parades und Raver parties. Dort inserieren sich die *Neosexuellen* als verführerische Sexualsubjekte und laszive Sexualobjekte, vermeiden aber in der Regel leibhafte sexuelle Begegnungen alter Art. Offenbar inszeniert sich in solchen Events und Invents ein kollektiver Zeitgeist-Wunsch nach konfliktfreier Sexualität, wie ihn Reiche aus dem Gender-Diskurs herausgelesen hat.³³ Beschworen wird eine altruistische Gemeinschaft, doch jede und jeder distanziert sich zugleich durch Outfit und Verhalten von der Gemeinschaft, ist sich narzisstisch und egoistisch selbst am nächsten. Alle Teilnehmer fallen aus dem Rahmen und sind gerade dadurch eingebunden und formiert. Offenbar wird heute die gewünschte Beziehungsdisziplin durch allerlei Aufputzungen und Drapierungen erträglich gemacht. Auf jeden Fall wird die oft undramatische Beziehungsliebe immer deutlicher von dramatischen Events der Selbstinszenierung und Selbstliebe flankiert.³⁴ Insofern sind Love parades und Raver parties ein Inbegriff der Neosexualitäten: Werktags wird sauber und korrekt funktioniert, am Wochenende aber wird mit Hilfe von Designerdrogen,

^w Entität = hier: Einheit eines Dings

^x Gleichgewicht

³³ Reiche, R.: *Gender ohne Sex. Geschichte, Funktion und Funktionswandel des Begriffs „Gender“*. In: *Psyche* 1997; 51: 926–957

³⁴ Sigusch, V.: *Jugendsexualität: Veränderungen in den letzten Jahrzehnten*. In: *Dt Ärztebl* 1998; 95: A-1240–1243

die den Körper von der Seele dissoziieren und Out-of-body-experiences gestatten, millionenfach eine Techno-Sau durch den Berliner Tiergarten getrieben, die nur noch von ferne an die Verheißungen und Risiken des „Gartens der Lüste“ erinnert.

Von den erwähnten Neosexualitäten unterscheidet sich der Transsexualismus mit operativem Geschlechtswechsel in mehrfacher Hinsicht, vor allem wohl, weil er eher ein sich fixierendes *Neogeschlecht* als eine flexible Neosexualität ist. Als einzige Neubildung ist der Transsexualismus mittlerweile mit den höchsten kulturellen Weihen versehen worden. Für welche Sexual- oder Geschlechtsform gibt es schon eine *Lex specialis*^y oder einen höchstrichterlich garantierten Zugang zu den Leistungen der gesetzlichen Krankenkassen? Das Neo-Logische am Transsexualismus ist, dass er sein eigentlich immer schon logisches Gegenstück, das ich Zissexualismus³⁵ genannt habe, grundsätzlich ins Zwielficht rückt. Denn wenn es ein Trans, ein Jenseits (des Körpergeschlechts) gibt, muss es auch ein Zis, ein Diesseits geben. Indem der Transsexualismus beweist, dass auch Sex/Gender ein kulturell Zusammengesetztes und psychosozial Vermitteltes ist, fallen Körper- und Seelengeschlecht bei den Zissexuellen, die bisher die einzig Gesunden und Normalen waren, nicht mehr fraglos und scheinbar natural zusammen. Das aber geht ans kulturell Eingemachte.

22

Egoistische Konsensmoral und Selfsex

Aus dem Schrumpfen der traditionellen Familie bis hin zur Kleinstfamilie und einem Haushalt, der nur noch aus einer Person besteht, und der Vervielfältigung der Lebensweisen, aber auch aus dem vielfältigen Überschreiten der Generationenschanke resultieren neue Formen der Kontrolle, der Abhängigkeit und der Einsamkeit, die sich hinter der Idealisierung von *Life styles* zu verbergen suchen. Es scheint so, als herrsche ein normatives Chaos, das es den meisten Menschen gestatte, so zu leben, wie sie wünschen. Tatsächlich aber ist in einem langen Prozess, den Hegel schon beschrieben hat, aus einer freien Unfreiheit eine unfreie Freiheit geworden, ein Prozess, durch den äußere und innere Zwänge zusammenfallen. An die Stelle äußerer und direkter Kontrollen sind innere und indirekte getreten, die die Menschen nicht mehr so einengend erleben, weil sie ein Teil ihrer selbst geworden sind. Indem das triebhaft Sexuelle zunehmend bewusst rationalisiert wurde und dadurch zunehmend seinen Charakter der Irrationalität verlor, wurden alte Unwägbarkeiten scheinbar kalkulierbar. Tatsächlich wird heute geregelt, was immer sich regeln lässt, vom selbstgewählten No-sex, fünfminütigen Quickie oder One-night-stand bis hin zur jahrzehntelangen Beziehung ohne Sexualität, aber mit Zuneigung.

^y besonderes Gesetz

³⁵ Sigusch, V.: *Die Transsexuellen und unser nosomorpher Blick*. In: *Z Sexualforsch* 1991; 4: 225–256 und 309–343

Das mag gut und schön sein, wenn wir uns die Heuchelei und den Muff vergangener Zeiten in Erinnerung rufen. Eines Tages aber brechen jene Wünsche und Begierden, die sich dem Bewusstmachen verweigerten, doch wieder durch, und die Life styles erweisen sich als Abwehrformationen. Es wäre aber nichts als Sentimentalität, wollten wir die nur scheinbar von den kulturellen Umbrüchen unberührten Wünsche und Begierden gegen diese ins Feld führen, was ohne überlebte Wertvorstellungen gar nicht zu bewerkstelligen wäre.

In seinem Ausmaß und in seiner Intensität neu ist die Bürde, ohne das Korsett der alten mächtigen Moralinstanzen intime Erlebnisse und Beziehungen selbstbestimmt und selbstverantwortlich managen zu sollen. Wouters hat diesen neuen Modus der Selbstregulierung als *Informalisierung* beschrieben.³⁶ Sie gehe mit einer enormen Interdependenzverflechtung einher und münde in einen „Zwang zur Ungezwungenheit“, den wir in unserem Zusammenhang auch Zwang zur Vielfalt nennen könnten. Fraglos sind die Gefühls- und Verhaltenskodes heute variabler und differenter. Ob sie jedoch persönlicher sind, scheint mir fragwürdig zu sein. Man kann auch durch Duzen und schnelles soziales Küssen andere Menschen auf Distanz halten. An die Stelle der rigiden Verhaltens- und Affektkontrollmechanismen sind offenbar nicht nur neue Sensibilitätsstandards getreten, sondern auch neue Desensibilisierungs- und Zurückweisungsstandards, die die Intimität, die verlangt ist, kommensurabel² und erträglich machen. Diese Standards erinnern an Isolation und Einsamkeit, die aus der gesellschaftlichen Individualisierung der Kodes und Lebensweisen resultieren und durch soziale Verflechtungen maskiert sind.

Kein Modell der ebenso harmonischen wie erregenden Intimbeziehung bietet sich mehr an, auch nicht die sich vermehrende „reine Beziehung“, bei der es sich nach der Vorstellung von Giddens um eine „sexuell und emotional gleichberechtigte Beziehung“ handeln soll.³⁷ Selbst Jessica Benjamins „Vision der Anerkennung zwischen gleichberechtigten Subjekten“, einer Anerkennung mit der „Logik des Paradoxons: der ausgehaltenen Spannung zwischen antagonistischen Kräften“, worunter die gleichzeitig bestehenden Bedürfnisse nach Anerkennung und nach Unabhängigkeit zu verstehen seien³⁸, ist auf Sand gebaut, weil auch die psychischen Geschlechtsdifferenzen materiell bestimmt sind, eine Bestimmung, die Benjamin außer Acht lässt.

Indem das kleine Kind die Geschlechterdifferenz wahrnimmt, erfährt es, dass nicht alle Menschen gleich sind. Dass die oder der Andere minderwertig sei, sagen aber nicht die Geschlechtskörper, sondern die vergesellschafteten Menschen. Das weibliche Minderwertigkeitsgefühl, das Freud patriarchal als anatomisches

36 Wouters, C.: *Duerr und Elias. Scham und Gewalt in Zivilisationsprozessen*. In: *Z Sexualforsch* 1994; 7: 203–216, hier 214

z mit gleichem Maß messbar, vergleichbar

37 Giddens, A.: *Wandel der Intimität*. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch 1993, 10

38 Benjamin, J.: *Die Fesseln der Liebe*. Basel/Frankfurt/M.: Stroemfeld 1990, 214

Schicksal missverstanden, ist noch immer ein gesellschaftliches „Schicksal“, wie das männliche Stärkezeigen müssen auch. Erst wenn die Frau als Genus gesellschaftlich gleichwertig ist (und das geht bei uns, so wie die wesentlichen Dinge bewegt werden, nur *more oeconomico*^{aa} und nicht *per Volkshochschule, Selbsthilfe oder per deconstructionem*), kann das kleine Kind seine Mutter so wahrnehmen. Erst wenn die Eltern dem Kind bewusst und unbewusst ihre tatsächliche Gleichwertigkeit in der Differenz signalisieren können, wird vielleicht der kollektive Teufelskreis unterbrochen werden, der von Generation zu Generation aus dem weiblichen das zweite Geschlecht macht, das *alte sexus sequior*, und aus dem männlichen das erste, das *alte sexus potior*^{bb}. Wie also will Benjamin Männer und Frauen als wechselseitig füreinander Andere gleichwertig in Relation treten lassen, wenn deren „Intersubjektivität“, die sie betont, materiell und vorgängig aus einem Verhältnis der Hierarchie besteht und nicht der Gleichheit in der Differenz?

Giddens' „reine Beziehung“ und Benjamins intersubjektives Anerkennungstheorem können natürlich auch nicht die kulturellen Widersprüche aus der Welt schaffen, von denen die Sexualität zerrissen wird, seit sie existiert. Ging es in den Zeiten der letzten sexuellen Revolution alter Art vor allem um die Aporie, seinen Trieben freien Lauf zu lassen und trotzdem nicht den Kopf zu verlieren, also Exzitation, Überschreitung, Harmonie und Anstand unter einen Hut zu bringen, was natürlich nicht geht, zeigt sich heute vor allem die Unmöglichkeit, selbstlos zu lieben und gleichzeitig alles aushandeln zu wollen. Schmidt spricht in diesem Zusammenhang von einer neuen „Verhandlungs- oder Interaktionsmoral“, durch die alles, was sexuell geschehen könnte, vorher im Detail und im Konsens vereinbart wird.³⁹ Setzte sie sich durch, wäre sie eine weitere Etappe auf dem historischen Weg der Rationalisierung des Sexuellen und ein bemerkenswerter Sieg der kollektiven Sexualhemmung, mit einem Wort: der sozialen Impotenz. Es scheint, als imitierten die Individuen scheinbar selbstbestimmt die allgemeinen Mechanismen, die ihnen ohnehin im Detail und *step by step* bestimmen, was zu geschehen hat und was nicht. Es wäre der Sieg des Egoismus in Gestalt der Sexualdemokratie.

Mit Blick auf die sexuelle Revolution der 60er Jahre hatte ich gesagt: Pseudoaktiv, weil geregelt und isoliert, ist das Sexuelle zu seiner eigenen Imitation geworden.⁴⁰ Es scheint, als seien die Menschen sexuell aktiv, doch sie vermeiden alles, was daran erinnerte: Spontaneität und Regellosigkeit, Hingabe und Ekstase, Risiko und Subjektivität. Wird der Inhalt des sexuellen Tuns ersetzt durch sein bloßes Zustandekommen, geht es nicht darum, was gemacht wird, sondern einzig darum: dass es erfolge. Dadurch erstarrt das Sexuelle zur Sache und wird mystifiziert. Vom Glauben an die Subjektivität inklusive Spontaneität abgesehen, wäre heute die Analyse fortzuschreiben. Heute geht es zunehmend darum, dass das se-

aa *auf wirtschaftliche Weise*

bb *potior = stärker*

39 Schmidt, G.: *Das Verschwinden der Sexualmoral*. Hamburg: Klein 1996

40 Sigusch, V.: *Die Mystifikation des Sexuellen*. Frankfurt/M./New York: Campus 1984

xuelle Tun scheinbar selbstbestimmt im Konsens wegverhandelt wird, als sei den Menschen nicht verborgen geblieben, dass es im Grunde eine Sache ist, die mehr Unglück bereitet als Glück. Der Einbruch der Krankheit Aids und der allgemeine Umgang mit ihr hat diese Tendenz verstärkt.

Kein Zweifel, die alte Lustmaximierungsmoral und die noch ältere Ehe- und Versorgungsmoral sind in eine *individuell* zu gestaltende und zu verantwortende Moral transferiert worden, deren deklarierte Kriterien Geschlechtssymmetrie, Liebessymmetrie und daneben noch HIV-Prävention sind. Das macht die Menschen umgänglicher, bringt sie aber zugleich auf Distanz. Andere als andere anerkennen und zugleich ein eigenes, „selbsterfülltes Leben“ leben – das mag sozial Privilegierten teilweise gelingen. Im Ernstfall entscheidet aber auch bei ihnen der Egoismus. Moral ist heute individualisiert, weil *allgemeine* und praktisch gewordene moralische Ideen fehlen, hinter denen sich die meisten Frauen, Männer, Jugendlichen und Kinder im Konsens versammeln könnten.

Alle Intimbeziehungen, die heute kursieren, tragen die Maske des falschen Glücks wie ehemals die eheliche Liebe. Alle klagen auf eigene Faust, dass um Glück und Liebe betrogen ward, die einen lautlos, die anderen mit Geschrei. Wenn die kritische Sexualwissenschaft in der Vergangenheit eine Lektion gelernt hat, dann ist es die: Abstinentes, monogames oder promiskues Verhalten sind gleich weit entfernt von einem freien Sinnesleben, das niemand kennt. Die Helden der Liebe sind ebenso Indices des falschen Lebens wie die Sexualstraftäter. Das gesunde und glückliche Sexualleben war immer die Ideologie seiner Verhinderung.

Heute sind den Diskursen, auch wenn es nichts fruchtet, ihre Halbwahrheiten vorzurechnen. Beispielsweise dem Geschlechterdiskurs: Einige Feministinnen wollen die Gesellschaft „verweiblichen“, weil Frauen im Gegensatz zu Männern zur Relationalität fähig seien. Sie verkennen, dass die Relationen, Wouters würde vielleicht sagen: die Interdependenzen, die „neue“ System-Totalität sind, um nicht altkritisch zu sagen: der Immanenzzusammenhang. Andere Feministinnen wollen unter den Stichworten „primäre Weiblichkeit“ oder „friedfertige Frau“ das superiore Männliche durchs superiore Weibliche ersetzen. Tatsächlich aber ist das der verheerende Binarismus des oben/unten, wertvoll/wertlos, nützlich/nutzlos usw., also die Inversion dessen, was ist. Wieder andere Feministinnen setzen auf „weibliche Autonomie“. Sie übersehen, dass das Verhältnis von Männern und Frauen trotz aller Aporien unhintergebar ist: gattungsgeschichtlich inklusive Fortpflanzung, seelisch und sexuell, vor allem durch den existenziellen Umstand, dass jeder Mensch eine Mutter und einen Vater hat, die in ihm niedergeschlagen sind, ob nun die Väter physisch präsent bleiben oder nicht. Würde die Geschlechterdifferenz erkenntnistheoretisch wirklich ernst genommen werden, zeigte sie sich als dialektisch in einem eminenten Sinn: weil sie nicht nur ein Niederschlag im Unbewussten oder eine Tatsache des Bewusstseins ist, sondern beides produziert. Daraus

ergibt sich, dass auch das, was wir bisher mit einer bestimmten Stoßrichtung gesagt haben, nur eine Halbwahrheit ist. Denn das Geschlechtliche und das Sexuelle sind nicht nur dissoziiert, sie liegen auch ineinander.

Mit der Rationalisierung, der Zerstreuung, der Kommerzialisierung und dem Zwang zur Vielfalt ist eine generelle Banalisierung des Sexuellen verbunden. Sexualität ist kulturell etwas weitgehend Selbstverständliches geworden wie Mobilität oder Egoität. Aus dem revolutionären Eros zur Zeit des Fordismus ist Lean sex geworden, der sich der postfordistischen Lean production zur Seite stellt. Das allgemeine Modell der neosexuellen Revolution kann als *Selfsex* bezeichnet werden, der selbstdiszipliniert und selbstoptimiert ist. Dazu passen die neosexuellen Selbstpraktiken, die sich mit großer Selbstverständlichkeit inszenieren. Dazu passt auch der diskursive Lärm um die Potenzpille mit dem Wirkstoff Sildenafil, der endlich die Dissoziation von Angst und Sexualität verheißt, sodass ein selbstregulierter Designer- oder Technosex ungestört performiert werden könnte. Einschneidender scheinen mir aber in diesem Zusammenhang die Ergebnisse neuester empirischer Studien⁴¹ zu sein, nach denen die Selbstbefriedigung in sexuellen Beziehungen, die als „befriedigend“ bezeichnet werden, zu einer eigenständigen Sexualform geworden ist. Offensichtlich hat die Selbstbefriedigung ihren alten Not- und Surrogatcharakter verloren.

26

Autodestruktion und Autopoiesis

Dissoziation, Dispersion und Diversifikation bezeichnen Prozesse des Zerlegens und Neuzusammensetzens, der Autodestruktion und der Autopoiesis⁴², die für unsere Gesellschaftsformation charakteristisch sind. Sie resultieren aus der allgemeinen und enormen Veränderungsdynamik, die unsere Art zu wirtschaften anstößt, benötigt oder zulässt. Keine bisherige Gesellschaftsformation war so wandlungsfähig, flexibel und gerade dadurch stabil. Weil im Zentrum der System-, Bedeutungs- und Bewusstseinskonstitution Objektive stehen, die jede Individualität in eine exzentrische Position zwingen, sind die einzelnen Allgemeinen zugleich be- und entlastet. Weil für den Gang der Gesellschaft immer belangloser ist, was die Individuen tun und denken, können sich sexuelle Orientierungen, Verhaltensweisen und Lebenswelten pluralisieren, sofern nicht diskursive Überhänge aus vergangenen Zeiten oder querliegende Objektive wie in unserem Zusammenhang vor allem das Sexus-potior-Objektiv des Sexismus im Wege stehen.

Der Fehler, unsere Welt aus Einem, aus einer „objektiven“ Idee erklären zu wollen, ob nun Autopoiesis, Gender difference oder Tauschprinzip, sollte hinter uns

41 Vgl. z.B. Laumann, E.O./Gagnon, J.H./Michael, R.T./Michaels, S.: *The social Organization of Sexuality: Sexual Practices in the United States*. Chicago/London: University of Chicago Press 1994; Schmidt, G./Klusmann, D./Dekker, A./Matthiesen, S.: *Changes in student's sexual behavior*. In: Arch Sex Behav 1999, 12

42 Vgl. im Einzelnen Sigusch, V.: *Metamorphosen von Leben und Tod. Ausblick auf eine Theorie der Hylomatie*. In: Psyche 1997; 51: 835–874

liegen. Denn wir haben erfahren: Jedes geschlossene theoretische Corpus tendiert zum Terror. Totalisierende Theorien sind auch geistige Reflexe auf totale Verhältnisse, also der Stillstand, den sie kritisieren, und disperse Theorien sind auch geistige Reflexe auf fragmentierte Verhältnisse, also die Buntscheckigkeit, die generell kolportiert wird. Und unsere Gesellschaft ist viel zu komplex, zu widersprüchlich, bewegt sich viel zu krisenvermittelt und nicht linear, wird immer noch sozial und politisch verändert, als dass sie eindimensional begriffen werden könnte.

Die Mega-Erzählung unserer Gegenwart folgt den Stichworten Innovation und Wandel. Noch aber klammern wir uns daran, dass es einen epistemologisch irreduziblen Sexus-Rest gibt, dass die Sexualität ein Rätsel ist, dass die Fetische und Szenen, die uns erregen, ein Geheimnis umschließen, dass sie weder produziert werden können noch käuflich sind. Auch scheint das Sexualsystem relativ autonom zu sein, sich trotz der Dynamik der hiesigen Gesellschaftsformation nur langsam zu verändern, im Fall der Liebe sogar im Schnecken tempo, wie empirische Studien zeigen.⁴³

Ich denke, das hat viele Gründe. Wesentlich ist sicher, dass beide, unsere Gesellschaftsformation und unsere Sexualität, einen festen Kern enthalten, der sich, seit es sie als historische Bildungen gibt, trotz aller Umbrüche durchgehalten hat. Dieser feste Kern macht ihr gesellschaftliches Wesen aus. Bei der Sexualität wird er gebildet vom geschlechtlichen Dimorphismus, der einen Dipsychismus samt Geschlechterspannung bedingt, von der geschlechtlichen Fortpflanzung, von der Rätselhaftigkeit der erregenden sexuellen Anziehung und der Erregtheits- und Liebesgefühle sowie von der Leibhaftigkeit der Sensationen.

Was aber, wenn die alten Natur- und Gesellschaftsgrenzen nicht nur theoretisch-technologisch wie zuletzt beim Klonen überschritten, sondern durch das Umkodieren von Sinnlichkeit und Wahrnehmung lebenspraktisch kollektiv außer Kraft gesetzt werden, wenn sich die digitale Weltsicht, die keine Lebewesen alter Rechnung, keine Mysterien und Götter kennt, allgemein durchsetzt? Ist es dann vorbei mit der Großen Erzählung vom permanenten Wandel der gesellschaftlichen Sexualform und mit den tatsächlichen Transformationen?

Foucault meinte, wir müssten uns bei unserer Sorge um „den“ Menschen daran erinnern, „dass wir auf dem Rücken eines Tigers sitzen“.⁴⁴ Dieser Tiger hat zurzeit viele Namen: Patriarchat, Macht, Kapital, Sexismus, Rassismus usw. Doch was heißt: auf dem Rücken sitzen? Ist das individuelle Allgemeine zwar ein Einzelnes, aber trotz höchster Gefahr für Leib und Leben dem Movens, dem Tiger, nicht vollständig ausgeliefert? Ich denke, viele Veränderungen, die die neosexuelle Revolution gebracht hat, spielen sich tatsächlich insofern auf dem Rücken des Tigers ab, als ihm äußerlich bleibt, ob der Druck der Schenkel zu- oder abnimmt,

43 Sigusch, V./Schmidt, G.: *Jugendsexualität*. Stuttgart: Enke 1973; Schmidt, G. (Hrsg.): *Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder*. Stuttgart: Enke 1993

44 Foucault, M.: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. 12. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993, 389

ob er gestreichelt oder gepeitscht wird. Den Kern der gegenwärtigen Transformation von Gesellschaft und Sexualität scheint mir aber ein unbekannter Verfasser mit einer kleinen Geschichte getroffen zu haben. Die Story beginnt mit den Zeilen: „There was a young lady of Riga/Who rode with a smile on a tiger.“ Als die beiden zurückkommen von ihrem Ritt, befindet sich die Lady „inside“ und ihr Lächeln „on the face of the tiger“.



Zur Sozialgeschichte der Jugendsexualität in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts¹

29

Gunter Schmidt

In den letzten 80 bis 100 Jahren, besonders beschleunigt aber in den letzten vier Jahrzehnten, ereignete sich in den westlichen Industriegesellschaften ein einschneidender Wandel sexueller Verhaltensweisen, vor allem der Sexualgewohnheiten von Jugendlichen und jungen, unverheirateten Erwachsenen. Diesem kulturellen Wandel der Sexualität liegen komplexe, miteinander verbundene Entwicklungen zugrunde: Entfaltung des Konsumkapitalismus, Urbanisierung, Demokratisierung des öffentlichen und privaten Lebens, Individualisierung der Ziele und Entscheidungen, Enttraditionalisierung des Geschlechterverhältnisses und der Geschlechterrollen, Medialisierung und jene Prozesse, die wir unter der Überschrift „Globalisierung“ zusammenfassen [1, 5, 13, 16].

In diesem Aufsatz möchte ich den Wandel der Jugendsexualität anhand von Basisdaten der sexuellen Entwicklung von Jugendlichen der höheren Ausbildungsschichten, nämlich Studentinnen und Studenten, skizzieren. Ich wähle diese Gruppe, weil meine Forschungen sich auf sie konzentrierten und weil für diese

1. Zuerst veröffentlicht in AIDS Infothek 1/03, (15)1, März 2003, S. 4–9; Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors und des Verlags.

Gruppe besonders viele Daten aus unterschiedlichen Zeiträumen vorliegen. Die Daten stammen aus drei Survey-Studien, die die Abteilung für Sexualforschung der Universität Hamburg in den Jahren 1966, 1981 und 1996 an jeweils 12 bis 15 (west)deutschen Universitäten durchführte [3, 6, 14]. Die in diesen Studien Befragten sind zwischen 1935 und 1977 geboren und haben ihre Adoleszenz in den frühen 1950ern bzw. den 1990ern erlebt. Die aufgezeigten Trends sind aber auch für Jugendliche anderer Ausbildungsschichten [11, 12] und für Jugendliche anderer Länder der Europäischen Union [2] nachweisbar.

Geschlechtsverkehr

Abbildung 1 zeigt nach Geburtskohorte den Anteil von Männern und Frauen, die ihren ersten Geschlechtsverkehr mit 18 Jahren oder früher erlebten. Von den vor 1950 Geborenen hatten 10 bis 20 % Geschlechtsverkehr mit 18 oder früher, heute hingegen sind es 50 bis 60 %. Dies ist eine dramatische Veränderung. Sie setzte ziemlich abrupt bei den zwischen 1950 und 1954 geborenen Männern und Frauen ein, also bei denjenigen, die um 1970 herum 18 Jahre alt waren. Der Umbruch des Koitusverhaltens der Jugendlichen erfolgte also Ende der 1960er, Anfang der 1970er Jahre; seitdem sind die Zahlen relativ konstant. Die Entwicklung in der DDR bzw. den neuen Bundesländern entspricht weitgehend derjenigen in Westdeutschland [17].

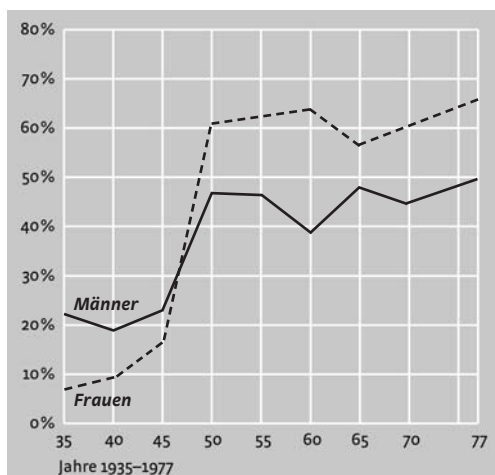
Die beschriebenen Veränderungen sind bei den Mädchen sehr viel ausgeprägter als bei den Jungen, so dass heute im Gegensatz zu früher Mädchen eher mit dem Geschlechtsverkehr beginnen als Jungen (Abbildung 1). Das traditionelle Muster der Geschlechtsunterschiede – Jungen fangen früher an als Mädchen – wurde also ins Gegenteil verkehrt. Im europäischen Vergleich (Tabelle 1) finden wir das traditionelle Muster (Jungen fangen früher an) in den südlichen und südwestlichen, überwiegend katholischen oder orthodoxen Ländern, das moderne Muster (Mädchen fangen früher an) vor allem in den überwiegend protestantischen skandinavischen Ländern. Man kann dieses Muster deshalb auch das „skandinavische Muster“ nennen. Alle Länder der Europäischen Union bewegen sich aber – wie auch Deutschland – auf das skandinavische Muster zu [2].

Dieser scheinbar spröde Befund signalisiert weit reichende Veränderungen in der sozialen Organisation der Jugendsexualität. Dies wird deutlicher, wenn wir den historischen Rahmen erweitern. In einer kleinen Survey-Studie zeigten Meirovsky und Neisser 1912 [9], dass zur Zeit des Kaiserreichs fast alle Männer mit Universitätsabschluss Geschlechtsverkehr vor der Ehe hatten. Sie machten ihre vorehelichen Erfahrungen in der Regel mit anderen als ihren späteren Ehefrauen, nämlich mit Frauen aus niedrigeren Sozialschichten, die als Ehepartnerinnen gar nicht in Frage kamen (Dienstmädchen, Prostituierte, Arbeiterinnen, Kellnerinnen). Die Sexualität der bürgerlichen jungen Männer dieser Zeit war exogam, weitgehend frei von affek-

tionalen Bindungen und unabhängig von Liebe und Beziehungen. Die Bürgermädchen, ihre potenziellen Ehefrauen, lebten weitgehend vorehelich enthaltsam.

Seit den 1920ern löst sich dieses patriarchale Muster – zuerst allmählich, seit den 1960ern dann recht schnell – auf. Sexuelle Kontakte Unverheirateter im Rahmen von Liebesbeziehungen und mit potenziellen Ehepartnern kommen nun immer häufiger vor. Bei den bürgerlichen Frauen wird Sex vor der Ehe mehr und mehr üblich; bei den Männern wird vorehelicher Sex nicht häufiger, aber anders. Romantisierung der männlichen Sexualität und daraus resultierend die Bindung der Sexualität an eine feste Beziehung sind nun ein mächtiger Trend. Heute spielt sich Jugendsexualität (übrigens aller Schichten, vgl. [12]) vor allem im Rahmen von seriellen und vorwiegend monogamen Beziehungen ab. Mit der Romantisierung der männlichen Sexualität geht die Selbstbestimmung der weiblichen einher, die in den letzten 20 Jahren noch einmal erhebliche Schubkraft gewonnen hat (vgl. [13], Kap. 1). Pars pro toto ein kleines Beispiel hierfür: Sagten 1970 noch 80 % adoleszenter Mädchen, sie hätten es das erste Mal „dem Jungen zuliebe“ gemacht, so sind dies heute weniger als 20 % [12]. Das skandinavische Muster der Geschlechtsunterschiede im Hinblick auf das Alter beim ersten Geschlechtsverkehr findet man in sozialen Gruppen, in denen nichteheliche Sexualität für beide Geschlechter akzeptiert wird und Jugendliche sexuelle Erfahrungen vor allem in Liebesbeziehungen mit „peers“ machen. Warum, so könnte man fragen, fangen Jungen und Mädchen nicht gleich früh an? Die Antwort ist einfach: weil Mädchen noch immer Jungen als Partner bevorzugen, die ein wenig älter sind als sie selbst, und Jungen Mädchen, die ein wenig jünger sind. Diese einfache Tatsache erklärt die beschriebenen Geschlechtsunterschiede nach dem skandinavischen Muster.

Abbildung 1: Erster Geschlechtsverkehr mit 18 Jahren oder früher*



Geburtskohorte
* Studenten/Studentinnen (n = 8585),
vgl. Schmidt 2000

Tabelle 1: Erster Geschlechtsverkehr mit 17 Jahren oder früher in Europa, nach Ländern*

Land	Männer	Frauen
Skandinavisches Muster**		
Dänemark	58 %	72 %
Norwegen	47 %	60 %
Finnland	50 %	59 %
Im Übergang		
England	66 %	63 %
Niederlande	46 %	45 %
Traditionelles Muster***		
Belgien	58 %	43 %
Frankreich	63 %	47 %
Griechenland	59 %	24 %
Portugal	68 %	28 %

* 1967 oder später Geborene (vgl. Bozon und Kontula 1998)

** Mädchen haben den ersten Geschlechtsverkehr früher als Jungen.

*** Jungen haben den ersten Geschlechtsverkehr früher als Mädchen.

Unerwünschte Folgen?

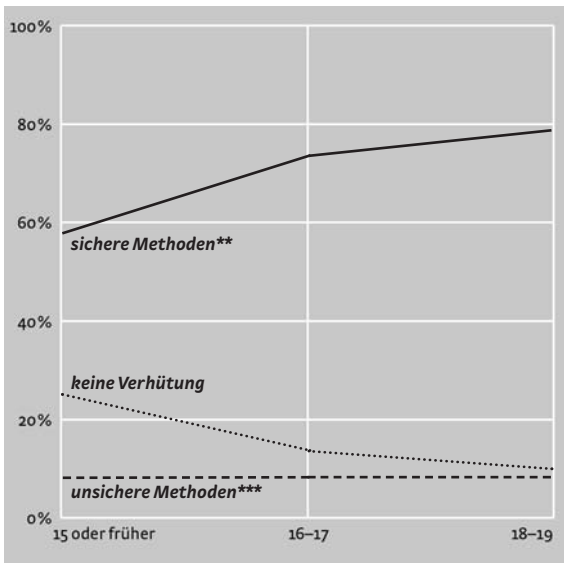
Wenn Jugendsexualität nicht mehr durch familiäre oder gesellschaftliche Verbote kontrolliert wird, müssen Jugendliche selbst die Verantwortung für ihr sexuelles Handeln übernehmen, sonst hätte Jugendsexualität katastrophale Folgen wie zum Beispiel die sexuelle Ausbeutung von Mädchen oder jungen Frauen, ungewollte frühe Schwangerschaften und eine hohe Prävalenz von Geschlechtskrankheiten. Das Vorkommen solcher negativen Konsequenzen ist recht niedrig. Der Hauptgrund dafür ist, wie empirische Studien [12] zeigen, dass Jugendliche – junge Männer wie junge Frauen – Sex überwiegend als eine mutuell befriedigende Aktivität innerhalb einer affektionalen Beziehung betrachten. Im Rahmen einer so verstandenen Sexualität haben junge Männer gelernt, Wünsche, die junge Frauen äußern, und Grenzen, die sie setzen, zu respektieren; und junge Frauen haben gelernt, Grenzen zu ziehen und ihre Wünsche selbstbewusst zu äußern –

und sie haben heute (meistens) die Macht, ihre Belange durchzusetzen. Das sexuelle Verhalten Jugendlicher folgt nun einem moralischen Code, den ich „Verhandlungsmoral“ genannt habe [13]: Die alte Moral klassifizierte bestimmte sexuelle Akte – z. B. voreheliche Sexualität, homosexuelles Verhalten – uneingeschränkt als verwerflich; im Gegensatz dazu gründet sich Verhandlungsmoral auf das Prinzip des Konsens. Danach spielt es keine Rolle, ob Sexualität ehelich oder nichtehelich, heterosexuell oder homosexuell ist; wichtig ist allein, dass sie ausgehandelt und vereinbart wird.

Die Verantwortung, die Jugendliche übernehmen, lässt sich auch an ihrem Verhütungsverhalten ablesen. Ungefähr vier Fünftel der Jugendlichen, die ihren ersten Geschlechtsverkehr zwischen 16 und 19 Jahren haben, schützen sich beim „ersten Mal“ vor einer unerwünschten Schwangerschaft durch die Einnahme der „Pille“ oder die Benutzung eines Kondoms (Abbildung 2). Jene, die beim ersten Geschlechtsverkehr jünger als 16 sind, zeigen ein prekäreres Verhütungsverhalten, offenbar brauchen sie mehr Informationen über Verhütungsmethoden und/oder mehr Unterstützung, um sie zu bekommen. Mit zunehmender sexueller Erfahrung verbessert sich das Verhütungsverhalten deutlich. Etwa 90 % der 16- und 17-jährigen Jungen und Mädchen unserer Interviewstudie haben bei ihrem letzten Geschlechtsverkehr sicher verhütet [12]. In allen europäischen Ländern zeigen empirische Studien zur Jugendsexualität eine kontinuierliche Verbesserung des Verhütungsverhaltens seit den 1970ern [2, 7, 11]. Trotz der weiten Verbreitung sexueller Beziehungen Jugendlicher ist das Vorkommen von Teenager-Schwangerschaften deshalb gering. In Deutschland wurden in den letzten 20 Jahren einigermaßen konstant etwa vier Schwangerschaften auf tausend Frauen unter 18 Jahren registriert [8]. Zwei dieser Schwangerschaften enden mit einem Abbruch. Vergleichsweise stabil sind auch die HIV/Aids-bezogenen Entwicklungen: Seit Jahren werden 10 neue Aids-Fälle und 50 neue HIV-Infektionen per anno bei 15- bis 19-jährigen registriert, weniger als eine von fünf Infektionen ist die Folge heterosexueller Kontakte [10].

Alles in allem lässt sich feststellen: Die Liberalisierung der Jugendsexualität in den westlichen Industriegesellschaft geht einher mit ihrer Zivilisierung. Diese Einsicht formulierte schon der US-amerikanische Soziologe Harold T. Christensen in den 1960ern in seinen kulturvergleichenden Studien zum vorehelichen Sex [4]. Er verglich sexuell restriktive amerikanische Studentinnen und Studenten aus dem Mittleren Westen und Utah mit permissiven aus Schweden. In den restriktiven Gruppen war vorehelicher Koitus zwar seltener als in den freizügigen, zumindest bei den Frauen. Wenn es aber zum vorehelichen Sex kam, dann fand er in restriktiven Gruppen häufiger ohne Verhütung statt, häufiger unter Alkoholeinfluss, häufiger mit Gelegenheitspartnern und häufiger als Folge von Zwang oder Gewalt.

Abbildung 2: Verhütungsmethoden beim ersten Geschlechtsverkehr, nach Alter*



34

Alter beim ersten Geschlechtsverkehr (Jahre)

* Studenten/Studentinnen (n = 1897), vgl. Schmidt 2000

** Pille, Kondom, Spirale, Diaphragma

*** Unterbrochener Verkehr, „sichere Tage“

Masturbation

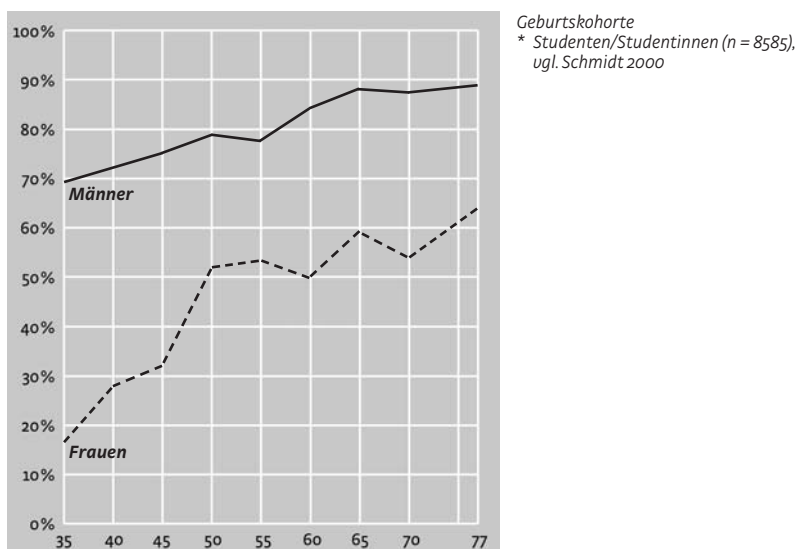
Wenden wir uns kurz der sexuellen Verhaltensform zu, die im Jugendalter am üblichsten und häufigsten ist, der Masturbation. Abbildung 3 zeigt den Anteil von Jungen und Mädchen, die im Alter von 15 Jahren oder früher mit der Masturbation beginnen, und zwar wieder für die Geburtskohorten 1935 bis 1977. Bei den Jungen findet sich eine leichte, wenn auch ständige Zunahme der Masturbationserfahrungen von etwa 70 % auf gut 80 %; bei den Frauen ist der Anstieg sehr viel deutlicher, von ungefähr 20 % bei denen, die in den frühen 1950ern 15 Jahre alt waren, auf 60 % bei jenen, die in den frühen 1990ern 15 wurden. Hierin drücken sich vermutlich größere sexuelle Neugierde, größeres sexuelles Selbstvertrauen, eine erhöhte Körperbewusstheit und eine stärkere (sexuelle) Autonomie von Mädchen aus – und dies hat weit reichende Konsequenzen für die sexuelle Sozialisation: Heute entdecken mehr Mädchen als früher sexuelle Erregung und Orgasmus für und mit sich, also bevor sie mit einem Jungen zusammen sind, und nicht mehr mit ihm oder durch ihn. Das traditionelle Schema, nach dem ein Mann eine Frau in die Sexualität einführt und die sexuellen Skripte vorgibt, wird immer bedeu-

tungsloser – sicher zum Vorteil beider Geschlechter. Masturbationsskrupel sind heute bei Jungen wie bei Mädchen sehr selten: Deutlich weniger als 10 % berichten über Schuldgefühle oder moralische Bedenken [12].

Gleichgeschlechtlicher Sex

Abbildung 4 zeigt den Anteil Jugendlicher verschiedener Geburtskohorten, die im Alter von 18 Jahren oder früher Sex mit einem gleichgeschlechtlichen Partner hatten. Bei den Mädchen sind solche Erfahrungen auf dem Höhepunkt der sexuellen Liberalisierung in den 1970ern am häufigsten, davor und danach mit etwa 5 % gleichermaßen selten. Bei männlichen Jugendlichen waren solche Erfahrungen bis zum Ende der 1970er mit etwa 20 % recht häufig; danach aber kam es zu einem drastischen Rückgang auf etwa 5 %. Das, was die Sexualforscher einmal die „passagere Homosexualität heterosexueller Jugendlicher“ nannten, ist eine verschwindende Sexualform. Diese Befunde ergaben auch unsere Vergleichsstudien an 16- und 17-jährigen Jugendlichen aller Ausbildungsgruppen [12]: Berichteten 1970 noch 18 % der Jungen über solche Erfahrungen, so waren es 1990 nur noch 6 %.

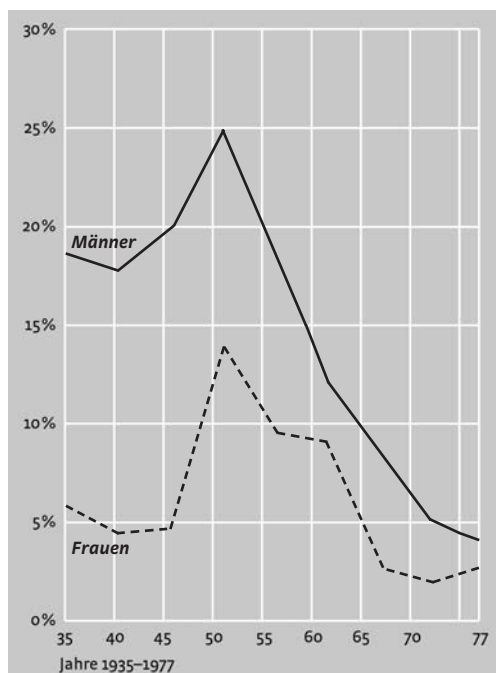
Abbildung 3: Erste Masturbation mit 15 Jahren oder früher*



Diese beträchtlichen Veränderungen sind symptomatisch für einen markanten Wandel der sexuellen Sozialisation Jugendlicher. Mit dem HIV/Aids- Komplex haben sie vermutlich wenig zu tun, da sie vor der Epidemie einsetzten. Ich möchte drei Hypothesen vorstellen, die diese Entwicklung erklären könnten. *Erstens:*

Durch die Diskursivierung der Homosexualität, also durch das öffentliche Reden darüber, sind die Kategorien „homosexuell/heterosexuell“ allgegenwärtig. Das führt dazu, dass Jungen heute gleichgeschlechtliche Erlebnisse sehr schnell als „schwul“ etikettieren und Freude und Lust am gegenseitigen Onanieren unter Verdacht geraten. *Zweitens*: Die Auflösung homosozialer Strukturen in Kindheit und Jugend – Jungen und Mädchen wachsen immer seltener/weniger in getrennten sozialen Räumen auf – führt zu einem Verlust binnengeschlechtlicher Intimität und bei Jungen auch zu einem Rückgang sexueller Intimität unter Freunden. *Drittens* und von besonderer Bedeutung: Sex und Liebe werden in den Jugendmedien – in Teenagerserien, Videoclips, Jugendromanen und -filmen oder den neuen Mädchenzeitschriften – permanent und en détail behandelt. Das Ausmaß der Sexualisierung dieser Medien ist für Erwachsene älterer Generationen geradezu schockierend. Die gezeigte Welt ist dabei so gut wie immer eine heterosexuelle. Dadurch kommt es heute zu einer ungewöhnlich frühen, expliziten, offensiven, konsequenten und effektiven heterosexuellen Sozialisation. In den Vorabendserien selbst der öffentlich-rechtlichen Sender wie „Marienhof“ oder „Verbotene Liebe“, in Filmen wie „American Pie“, in Zeitschriften wie „Yam!“ oder „Girls“, die viele Vorpubertierende und Pubertierende konsumieren, ist alles und genau zu sehen oder nachzulesen, was es zwischen Mann und Frau gibt: Flirt, Annäherung und Reaktionen darauf, Verliebtsein, Trennung, Sex und was ihm vorangeht, wann und wie man oder frau die Augen schließt, wenn der Mund des oder der Geliebten sich nähert, wie die Hand sich unters T-Shirt schiebt, was man beim „ersten Mal“ zu tun und zu erwarten hat usw. [15]. Natürlich und ganz freisinnig gibt es noch die eine oder andere schwule, lesbische oder bisexuelle Person in dieser Welt. Doch diese sind nur der Hintergrund, vor dem sich Heterosexualität umso klarer abbilden lässt.

So werden den Jugendlichen heute bereits vor der Pubertät und um die Pubertät herum differenzierte heterosexuelle Skripte, „Drehbücher“, implementiert, die sie dann schon einmal in der Phantasie, im alltäglichen Kontakt mit dem anderen Geschlecht, bei Flirt und Dating erproben können. Jugendliche früherer Generationen hatten solche expliziten Skripte nicht, sie hatten kaum Bilder über den Ablauf intimen oder sexuellen Geschehens, sie waren in dieser Hinsicht „underscripted“ und ziemlich orientierungslos. Heute sind Jugendliche heterosexuell „overscripted“, und es ist schwer, die vorgefertigten medialen Schablonen abzuschütteln. Zweifellos hat dies auch Vorteile: Ihre mit sexuellen Bildern und Geschichten vollgestopfte Medienwelt hat dazu geführt, dass Jugendliche heute mit sexuellen Reizen außerordentlich gelassen umgehen. Sie sehen „ganz cool“ Sexszenen im Film oder Video, die ihre Väter noch in sexuellen Aufruhr versetzt hätten. Ihre sexualisierte Umwelt stößt sie deshalb weder in Verwahrlosung noch in sonderliche Verwirrung.

Abbildung 4: Erste homosexuelle Erfahrung mit 18 Jahren oder früher*

Geburtskohorte

* Studenten/Studentinnen (n = 8585),
vgl. Schmidt 2000

Literatur

- [1] Beck, U./Beck-Gernsheim, E.: Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1990
- [2] Bozon, M./Kontula, O.: Sexual initiation and gender in Europe: A cross-cultural analysis in the twentieth century. In: Hubert, M./Bajos, N./Sandfort, T. (eds.): Sexual behaviour and HIV/AIDS in Europe. London: UCL Press 1998
- [3] Clement, U.: Sexualität im sozialen Wandel. Eine empirische Vergleichsstudie an Studenten 1966 und 1981. Stuttgart: Enke 1986
- [4] Christensen, H.T.: Scandinavian and American sex norms: Some comparisons with sociological implications. In: *The Journal of Social Issues* 1966, 22(2), 60–75
- [5] Giddens, A.: Wandel der Intimität, Sexualität, Liebe und Erotik in den modernen Gesellschaften. Frankfurt a.M.: Fischer 1993
- [6] Giese, H./Schmidt, G.: Studenten-Sexualität: Verhalten und Einstellung. Reinbek: Rowohlt 1968
- [7] Knopf, M./Lange, C.: Verhütung, Schwangerschaft, Abtreibung. In: Schmidt, G. (Hrsg.): *Jugendsexualität: Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder*. Stuttgart: Enke 1993
- [8] Laue, E./Heilmann, H. J.: Geburten und Schwangerschaftsabbrüche junger Frauen in Deutschland: Die Daten des Statistischen Bundesamtes. In: *BZgA Forum* 2001, Heft 1, 3–6
- [9] Meirowsky, E./Neisser, A.: Eine neue sexualpädagogische Statistik. In: *Zeitschrift zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten* 1912, 12, 1–38
- [10] Robert Koch-Institut (Hrsg.): *Epidemiologisches Bulletin*. Berlin, Mai 2002

[11] Schmid-Tannwald, I./Kluge, N.: Sexualität und Kontrazeption aus der Sicht der Jugendlichen und ihrer Eltern: Eine repräsentative Studie im Auftrag der BZgA. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 1998

[12] Schmidt, G. (Hrsg.): Jugendsexualität: Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder. Stuttgart: Enke 1993

[13] Schmidt, G.: Sexuelle Verhältnisse: Über das Verschwinden der Sexualmoral. Reinbek: Rowohlt 1998

[14] Schmidt, G. (Hrsg.): Kinder der sexuellen Revolution: Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität 1966–1996. Giessen: Psychosozial-Verlag 2000

[15] Schmidt, G.: In Phantasiewelten spazieren gehen: Wie die Sexualisierung der Öffentlichkeit auf Jugendliche wirkt. In: tv diskurs 2001, 15, 46–53

[16] Sigusch, V.: Kultureller Wandel der Sexualität. In: Sigusch, V. (Hrsg.): *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung*. 3. Aufl. Stuttgart: Thieme 2001

[17] Weller, K./Starke, K.: Ostdeutsche Studierende 1972–1996. In: Schmidt, G. (Hrsg.): *Kinder der sexuellen Revolution: Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität 1966–1996*. Giessen: Psychosozial-Verlag 2000



Sexualität im Wandel¹

39

Martin Dannecker

Unsere Sexualität, d. h. die Beziehung, die wir zu ihr einnehmen, verändert sich in geradezu bestürzender Regelmäßigkeit. Auch wenn es den gesellschaftlichen Wandel der Sexualität, von dem empirische Untersuchungen berichten und der in theoretischen Versuchen verhandelt wird, nicht gäbe, außerhalb unseres persönlichen Kosmos also alles gleich geblieben wäre, wäre unsere Sexualität im Laufe der drei Jahrzehnte, die es hier zu betrachten gilt, eine ganz andere geworden. Schon deshalb, weil wir, die wir schon älter sind, damals, als wir mit der Sexualität begonnen haben, noch jung und voll von Befürchtungen waren, den Ansprüchen, welche die Sexualität an uns stellt, nicht standhalten zu können. Im Laufe der Zeit haben die meisten von uns dann gelernt, die damals empfundene Macht des Begehrens dadurch zu entkräften, dass sie sich dem Begehren überließen und es in die kulturell vorherrschende Form – eine Beziehung zu einem Liebesobjekt – eingebunden haben. Schon durch diese Transformation hat die Sexualität eine völlig andere Gestalt angenommen und ihr Aroma tief greifend verändert. Das heißt nicht weniger, aber auch nicht mehr, als dass wir heute,

1. Zuerst veröffentlicht in AIDS Infothek 1/03, (15)1, März 2003, S. 10–19; Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors und des Verlags.

wenn wir an Sexualität denken und mit ihr konfrontiert werden, etwas ganz anderes empfinden als zu der Zeit, als wir anfangen, sie praktisch kennen zu lernen.

Weil das sexuelle Begehren beharrlich nach einem Objekt verlangt, sich also immer auf etwas richtet, was sich außerhalb befindet, bilden sich auch die Vorstellungen von Sexualität über Relationen, die diese eingeht, aus und um. Folglich sind in den Begriff von Sexualität allemal die Beziehungen zu etwas eingeschlossen, was nicht unmittelbar sexuell ist. Die Vorstellung von Sexualität bildet sich entlang den Erfahrungen heraus, die Menschen mit dem, was sie jeweils als sexuell empfinden oder dafür halten, gemacht haben. Das ist auch der Grund dafür, warum sich Sexualität nicht definieren, sondern nur beschreiben lässt. Denn jede Definition würde die Sexualität von der sie konstituierenden Erfahrung, der Geschichte und den Kontexten, in die sie gestellt ist, abschneiden. Mit der Unmöglichkeit, Sexualität zu definieren, geht ein Problem einher, das sich besonders bei historischen Vergleichen über Kontinuitäten und Wandel der Sexualität in den Vordergrund drängt. Bei solchen Versuchen ist man nämlich immer mit der Frage konfrontiert, was Menschen als sexuell empfinden oder empfunden haben, und zugleich damit, was der Verlust einer einstmals als sexuell verstandenen Ausdrucksweise für den sexuellen Gesamthaushalt bedeutet.

40

Die Sexualwissenschaft hat sich dieser Schwierigkeit weitgehend dadurch entzogen, dass sie sich auf empirische Vergleiche des Verhaltens der von ihr untersuchten Gruppen stützt. In dieser Hinsicht bewegt sie sich auf einigermaßen sicherem Terrain und kann, wie das beispielhaft für die Sexualität von Student(innen) und Jugendlichen gilt, die Kontinuitäten und den Wandel im Verhalten dieser Gruppen differenziert beschreiben. Schwerer tut sie sich freilich damit, die von ihr herausgearbeiteten Veränderungen des sexuellen Verhaltens theoretisch einzuordnen und den damit möglicherweise einhergehenden Bedeutungswandel der Sexualität zu bestimmen. Sexualwissenschaftliche Empirie ist deshalb ein durchaus zwiespältiges Unterfangen, weil es in ihr immer um mehr geht als um die Veränderung des Verhaltens. Mit ihr wird nicht nur das sexuelle Verhalten vermessen. Ihre Ergebnisse werden zunehmend auch dazu herangezogen, den Wandel der Sexualität in einem tiefer greifenden Sinne zu erfassen. Das hat die Frage hervorgezwungen, ob die von der sexualwissenschaftlichen Empirie vorgelegten quantitativen Daten etwas Bedeutsames über qualitative sexuelle Veränderungen aussagen. Reimut Reiche hat dazu die Vermutung geäußert, die sexualwissenschaftliche Empirie überschätze den sexuellen Wandel, weil sie zu stark an den sich vergleichsweise schnell drehenden Oberflächenphänomenen haften bleibe und die von ihr vorgefundenen quantitativen Relationen „zum Kriterium für eine qualitative Bewegung“, also eine Bewegung der Empfindungen und der inneren sexuellen Verfassung mache (Reiche 2000, 26). Aus der von Volkmar Sigusch eingenommenen Perspektive könnte man der sexualwissenschaftlichen

Empirie dagegen vorhalten, dass sie mit den von ihr verwendeten Konstruktionen und Operationalisierungen die ständige und sich zunehmend rascher vollziehende „Umkodierung, Umwertung und Transformation“ der Sexualität (Sigusch 1998, 1192) nicht angemessen erfasse und den tief greifenden Veränderungen der Sexualität, die er unter dem Begriff „neosexuelle Revolution“ subsumierte, erkenntnisblind hinterherhinke.

Gestützt auf empirische Ergebnisse möchte ich versuchen die Frage zu beantworten, wohin sich die Sexualität nach jener der Schüler- und Studentenbewegung zugeschriebenen Umwälzung entwickelt hat, die gemeinhin als „sexuelle Revolution“ bezeichnet wird. Empirisch beziehe ich mich dabei vor allem auf die von Gunter Schmidt vorgelegte vergleichende Studie von drei Studentengenerationen, die 2000 unter dem Titel „Kinder der sexuellen Revolution“ erschienen ist. In dieser Studie wird der Wandel der Sexualität in den vergangenen Jahrzehnten empirisch mit Abstand am differenziertesten reflektiert.

Eine sexuelle Revolution?

Zunächst aber ist die Frage zu klären, ob die Bezeichnung „sexuelle Revolution“ und die mit ihr einhergehende Periodisierung des gesellschaftlichen Umgangs mit Sexualität für die Vorgänge der sechziger und siebziger Jahre überhaupt angemessen sind. Wurde während dieser Periode tatsächlich ein radikaler Bedeutungswandel der Sexualität durchgesetzt? Und warum eigentlich ist die Sexualität zu einem so wichtigen Medium der Schüler- und Studentenbewegung geworden?

Letzteres folgte geradezu zwangsläufig aus dem Selbstverständnis der Schüler- und Studentenbewegung als antiautoritärer Revolte. Ihr gegen die aufgeblasene Autorität gerichteter Impuls hat sie sozusagen nolens volens^a mit der Sexualität in Berührung gebracht. Denn die Repräsentanten der Autorität, so stellte sich bald heraus, waren auch die Vertreter einer repressiven Sexualmoral. Die von der Studentenbewegung „entdeckte“ und durch ihre provozierenden Aktionen immer wieder hervorgetriebene Verschränkung von Autoritärem im politischen Sinne mit repressiven Vorstellungen über Sexualität war auch ausschlaggebend für die Rezeption der Sexualtheorie von Wilhelm Reich. Dessen reichlich unvermittelte Gleichsetzung von politischer Unfreiheit mit sexueller Unfreiheit bzw. sexueller Freiheit mit politischer Freiheit und die von ihm mitgeschleppte Illusion, dass unter dem Charakterpanzer der sexuelle Strand läge, haben den sexuellen Diskurs der Studentenbewegung außerordentlich stark beeinflusst. Reichs Sexualtheorie, so schien es der Studentenbewegung, bestätigte zum einen die von ihr vorgefundenen Verhältnisse, und sie lieferte zum anderen eine Utopie einer befreiten Sexualität. Reichs Theorie hat auch wesentlich dazu beigetragen, in den

a (lat.) = wörtlich „nicht wollend wollen“, wohl oder übel

Diskurs der Studentenbewegung über Sexualität die Vorstellung einer „reinen Sexualität“ zu implantieren, einer Sexualität, die frei von allen äußeren Einschränkungen und Verknüpfungen ist und sich nur von ihren eigenen Gesetzen und deren Dynamik leiten lässt. Im Zentrum dieser Vorstellung einer „reinen Sexualität“ stand die sexuelle Lust und das, was sie hervorbringen soll, die sexuelle Befriedigung. Von diesem Mittelpunkt aus wurden dann die die Sexualität einschränken den Institutionen und die das sexuelle Verhalten kanalisierenden sozialen Praktiken kritisiert und bekämpft.

Vergleicht man den studentischen Diskurs über Sexualität mit den bis dahin vorherrschenden Ansichten über Sexualität und legt an diesen Vergleich die bis heute nicht ganz abgetragene Unterscheidung der Sexualität in eine Fortpflanzungs- und eine Lustfunktion bzw. eine Sozial- und eine Individualfunktion an, wird der von der Studentenbewegung vollzogene Bruch mit den bis dahin der Sexualität zugeschriebenen Funktionen und den ihr aufgefropften Aufgaben besonders evident. Sexualität, so lässt sich das Credo der Studentenbewegung zusammenfassen, hat nur eine Funktion, und diese heißt Lust. Und die Lust ist nicht für das ohnehin schlechte Ganze da, in dessen Namen die Institutionalisierung und Normierung der Sexualität und die mit ihr zusammenhängenden Eingriffe in die sexuelle Autonomie beständig legitimiert wurden, sondern ausschließlich für die Individuen. Man kommt nach einem solchen Vergleich schwerlich umhin, das vehemente Beharren der Studenten auf der Lust als alleinigem Zweck von Sexualität als eine radikale diskursive Wende zu bezeichnen und dieser den Rang einer Revolution der Vorstellungen von Sexualität zu geben. Dass die sexuelle Praxis der Studenten, also die von ihnen gelebte Sexualität, der von ihnen beschworenen anderen Sexualität nicht entsprochen hat und die Sexualität, die sie hatten, weniger Lust machte und weniger Befriedigung verschaffte als die in ihrem Diskurs beschworene utopische Lust, ist ihnen selbst nicht entgangen. Diese Erfahrung hat sie aber zumindest in ihren Anfängen nicht davon abgehalten, die Lust zum einzigen Sinn von Sexualität zu erklären oder, genauer gesagt, sie zum Imperativ der Sexualität zu machen.

Gewiss hat die Politisierung der Sexualität durch die Studentenbewegung, wie zu Recht immer wieder betont wird, auf vielfältigen Voraussetzungen aufgebaut, deren Stichworte Pille, Rock, Sexwelle usw. lauten (vgl. hierzu u.a. Theweleit 1998). Aber die Studentenbewegung hat doch mehr getan, als der „schon vor ihr angelaufenen und unabhängig von ihr ablaufenden Sexwelle der sechziger Jahre nur eine politische Begrifflichkeit“ zu geben, wie Reimut Reiche (2000, 15) vermutet hat. Sie hat all die vor ihr abgelaufenen Liberalisierungstendenzen aufgegriffen, gebündelt und radikalisiert, und sie hat mit dem ihr eigenen Sensorium für das gesellschaftlich Mögliche der alten sexuellen Ordnung eine neue, verführerische Melodie vorgespielt, von der, wie sich später zeigen sollte, schließlich alle er-

griffen wurden. Insofern hat die Studentenbewegung tatsächlich „ein(en) Mythos der befreiten und eine Utopie/Ideologie der zu befreienden Sexualität erschaffen“ (ebd.). Zerborsten ist an diesem mit heiligem Eifer vorgetragenen Mythos auch die traditionelle Sexualmoral, die Sittlichkeit aus einem bestimmten sexuellen Verhalten (nur diese und keine anderen Zonen des Körpers dürfen zu sexuellen Zwecken gebraucht werden) und/oder aus bestimmten sexuellen Formen (Sexualität ist nur in der Ehe oder in auf Dauer angelegten Beziehungen legitim) und/oder aus dem Geschlecht der Sexualpartner (Sexualität ist nur mit gegengeschlechtlichen Partnern erlaubt) abgeleitet hat.

Lust als Imperativ der Sexualität

Die Studentenbewegung war wesentlich an der Formulierung der Voraussetzungen beteiligt, die zu der inzwischen durchgesetzten Ablösung der traditionellen Sexualmoral durch eine Verhandlungsmoral (vgl. hierzu Schmidt 1996) führten, der allerdings, wie noch zu zeigen sein wird, nicht alle Elemente der Sexualität zur Disposition angeboten werden. Während die traditionelle Sexualmoral Sexualität nur unter bestimmten Voraussetzungen gelten ließ und deshalb beständig um den richtigen Zeitpunkt, den richtigen Ort, die richtigen Stellungen und die angemessenen Partner kreiste, bezieht sich die Verhandlungsmoral auf die jeweils „richtige Lust“ und die jeweils „angemessene Befriedigung“. Das heißt nicht weniger, als dass Lust und Befriedigung zum moralischen Grundprinzip für sexuelles Handeln geworden sind. Und es heißt zugleich, dass sich das sexuelle Handeln gleichsam in einer anhaltenden Krise der Ungewissheit befindet, und zwar deshalb, weil Lust und Befriedigung, sei es nun die eigene oder die der Partner, sich der Festlegung beständig entziehen, was eine Verständigung über sie außerordentlich erschwert. Dieses Dilemma dürfte auch einer der Gründe dafür sein, warum der Orgasmus, dessen körperliche Zeichen die Menschen zu dechiffrieren gelernt haben, eine solche Bedeutung bekommen hat. Denn ein Orgasmus verhilft durch seine Gleichsetzung mit Lust über die quälende Frage hinweg, ob beim sexuellen Handeln das eingetreten ist, was eintreten soll, nämlich die reziproke Empfindung von Lust und Befriedigung (vgl. Lewandowski 2001).

Die Transformation der Lust zum Imperativ der Sexualität war aber vor allem die entscheidende Bedingung der Möglichkeit für die gesellschaftliche Anerkennung der unterschiedlichsten, vorher diskriminierten Sexualformen. Denn nach der Transformation der Lust zum Imperativ der Sexualität konnten auch vorher inkriminierte Sexualitäten aus dem gesellschaftlichen Schatten hervortreten und erhobenen Hauptes ihre Ansprüche auf Anerkennung anmelden. Dazu mussten sie freilich nachweisen, dass sich auch bei ihnen alles um die Lust dreht. Die ge-

sellschaftliche Anerkennung konnte auch vormals als absonderlich oder gefährlich bezeichneten Sexualitäten dann nicht mehr versagt werden, wenn es ihnen gelang, das zu ihnen gehörende Verhalten über die Lust und mit der Lust zu legitimieren. Die von der Verhandlungsmoral verlangte Festlegung auf das, was Lust macht, und den damit einhergehenden Zwang, die Lust positiv zu benennen, haben überdies ein Phänomen oder ein Symptom hervorgetrieben, das in der Therapie der sexuellen Störungen als sexuelle Lustlosigkeit auftaucht. Was dieses Symptom auch sonst noch repräsentieren mag, es enthält auch eine Antwort auf den kulturellen Zwang, beim sexuellen Vollzug bei sich selbst und bei dem Partner bzw. der Partnerin Lust „herzustellen“.

Wie die Lust zur Legitimierung einer von der alten Sexualmoral diskriminierter Sexualform eingesetzt werden kann, verdeutlicht sich in bemerkenswerter Weise in einer biographischen Vignette eines amerikanischen homosexuellen Autors. In dieser erinnert er sich an seine Gefühle, die er vor der Liberalisierung der Homosexualität bei seinen Streifzügen durch die Orte des flüchtigen Sex hatte, und sagt: „Selbst in den Jahren vor der Schwulenbewegung, als ich auf der Suche nach Sex in Klappen^b herumschlich und mich auf den Strassen von Greenwich Village herumtrieb, immer in der Hoffnung, dass mich niemand von dem College, an dem ich lehrte, sieht, habe ich niemals gedacht, dass das, was ich tat, falsch ist. *Nichts was sich körperlich so gut anfühlt und seelisch so befriedigend ist, konnte schlecht sein*“ (Kantrowitz 1992, 213). Noch aber war kollektiv nicht durchgesetzt, was der Autor antizipiert. Folglich oszilliert seine Beziehung zu seiner Sexualität zwischen dem von der traditionellen Sexualmoral über die Homosexualität verhängten Verdikt und der Legitimation seiner sexuellen Praxis über die mit ihr einhergehende Lust und Befriedigung. Von dem schließlich durchgesetzten Mechanismus, sexuelle Praktiken über die Lust zu legitimieren, wurde aber nicht nur die Homosexualität erfasst, sondern tendenziell alle Formen der Sexualität. Ohne die Valorisierung^c der sexuellen Praktik über die Lust lässt sich auch nur schwer erklären, warum Menschen inzwischen mit größter Selbstverständlichkeit, also buchstäblich schamlos, Sexualitäten in den Medien vorführen, die gerade noch als völlig abwegig angesehen und massiv diskreditiert wurden.

Die zitierte Passage des homosexuellen Autors enthält darüber hinaus einen Hinweis darauf, um was es geht, wenn von einem Wandel der Sexualität die Rede ist. Es geht dabei primär um die veränderte Beziehung der sexuellen Akteure zu ihrer sexuellen Praxis und nicht um die veränderten Praktiken, also um das veränderte sexuelle Verhalten als solches. Denkbar wäre, dass der Autor sich auch nach der von der Schwulenbewegung in Gang gesetzten Veränderung der gesellschaftlichen Bewertung der Homosexualität noch so verhält, wie er es da-

^b Bezeichnung für eine öffentliche Toilette, in der anonyme Sexkontakte zwischen Männern stattfinden

^c *valor* (lat.) = Wert; hier etwa „Wertvollmachung“, Aufwertung

vor getan hat, und sich immer noch auf der Suche nach Sex in Klappen begibt. Aber hätte er danach noch die gleiche Einstellung, das gleiche Verhältnis zu seiner unveränderten sexuellen Praxis? Wohl kaum. Schon deshalb, weil sich das äußere Verbot weitgehend aus der Homosexualität zurückgezogen hat, hätte sich auch sein sexuelles Erleben verändert. Denn von dem in der Realität und nicht nur in der Phantasie vorhandenen Verbot, gegen das er mit jeder seiner sexuellen Handlungen verstieß, wurde sein sexuelles Erleben nachhaltig affiziert^d, und dieses Verbot hat jeder seiner sexuellen Handlungen eine fast mystische Größe verliehen.

Wenn nun aber das äußere Verbot und das mit ihm verknüpfte Geheimnisvolle aus dem Diskurs über Sexualität herausfällt, was inzwischen nicht nur für die Homosexualität, sondern für die Sexualität überhaupt gilt, wird auch das sexuelle Erleben um das geschmälert, was die Transgression^e äußerer Verbote an Erregung mit sich bringt. Am Verbot, so wissen wir spätestens seit Bataille, wird die Sexualität groß und der Trieb stark. Das ist so, weil äußere Verbote die in allen mehr oder weniger virulenten Abkömmlinge des ödipalen Verbots evozieren^f, was zu einer außerordentlichen Spannung beim sexuellen Handeln auch der Erwachsenen führt und dieses mit Angstlust auflädt. Diese Spannung verleiht dem sexuellen Handeln eine hohe Bedeutung und macht die Sexualität quasi zu einem Drama.

Der Verlust der Sonderstellung der Sexualität

Inzwischen aber findet durch den Wegfall äußerer sexueller Verbote das ödipale Verbot nur noch einen so schwachen Widerhall in der Realität, dass von einer mit dem sexuellen Handeln einhergehenden Transgression kaum mehr gesprochen werden kann. Verändert hat sich dadurch der Tonus^g der Sexualität, die von einem Drama zu einer angenehmen Freizeitbeschäftigung mutierte. Zumindest in den jüngeren Generationen scheint die Sexualität viel von dem verloren zu haben, was einmal mit ihr zusammengebracht wurde. Im Hinblick auf die Bedeutung, welche die Sexualität einnimmt, lässt sich fast von einem Hiatus^h zwischen den Generationen, die sich die Sexualität gegen äußere Verbote erkämpfen mussten, und jenen sprechen, die unter dem Eindruck der Sexualisierung der Öffentlichkeit und den freundlichen Hinweisen aufgeklärter Eltern, das „erste Mal“ nicht so lange aufzuschieben, aufwuchsen. Während die Älteren die Sexualität für etwas hielten und wahrscheinlich immer noch halten, was mit keiner anderen

d von lat. *afficere* = *hinzutun, einwirken, anregen; hier: beeinflusst, betroffen*

e *Überschreitung*

f *heruorrufen*

g (lat.) = *Spannung (einer Saite oder eines Muskels), auch Klang, Ton*

h (lat.) = *Kluft*

Möglichkeit des Erlebens vergleichbar ist, scheint die jüngere Generation die Bedeutung der Sexualität sehr viel tiefer zu hängen.

In der Studie von Gunter Schmidt (Schmidt [Hg.] 2000) heißt es dazu lapidar: „Einer der größten und augenfälligsten Unterschiede der Aussagen zur Bedeutung der Sexualität in den Jahren 1981 und 1996 lässt sich zusammenfassend als Relativierung der Sexualität beschreiben: Sexualität wird 1996 häufiger als eine Erlebnismöglichkeit unter anderen angesehen und mit solch anderen Möglichkeiten gleichgesetzt“ (Dekker/Matthiesen 2000, 99). Aber nicht nur an den dargestellten empirischen Ergebnissen zeigt sich, wie sehr sich die Bedeutung der Sexualität in den Köpfen der jüngeren Generation verschoben hat. Dies wird auch mit wahrscheinlich undurchschauter Selbstverständlichkeit an einer Formulierung deutlich, mit der die beiden in den späten sechziger bzw. Anfang der siebziger Jahre geborenen Autoren dieses Kapitels die empirischen Ergebnisse interpretieren und in der die Veränderungen, die sie thematisieren möchten, bereits als vollzogen vorausgesetzt werden. „Sexualität verliert“, so schreiben sie, „offenbar ihren Sonderstatus und ist nicht länger die wichtigste – wenngleich doch eine sehr beliebte – Möglichkeit, sich *gute Unterhaltung zu sichern und ein gelungenes Leben zu organisieren*“ (ebd., 99; Hervorhebung M.D.). In dieser Formulierung hat der der Sexualität unterstellte Sonderstatus bereits alles eingebüßt, was ihn in der vorigen Generation ausmachte, und ist zu einer Möglichkeit unter vielen anderen, sich zu unterhalten und ein gelungenes Leben zu organisieren, geschrumpft.

46

Der der Sexualität eingeräumte Sonderstatus aber meinte vormals mehr und etwas völlig anderes, als ihr innerhalb einer Skala von Erlebnismöglichkeiten die höchste Priorität zuzuweisen. Gemeint war damit, wie bereits angedeutet, dass sich die Sexualität von allen anderen den Menschen zur Verfügung stehenden Erlebnismöglichkeiten qualitativ und nicht nur quantitativ unterscheidet. Diese Sonderstellung der Sexualität fand ihren Widerhall in der sexuellen Erfahrung, an der gemessen sich alles andere als banal erwies. Von dieser exzeptionellen Stellung der sexuellen Erfahrung scheint in den empirischen Ergebnissen über die Bedeutung, welche die Sexualität für die jüngere Generation hat, kaum mehr etwas auf. Nimmt man diese Ergebnisse beim Wort, dann hat die Sexualität das ihr einmal inhärente Versprechen von Glück und zugleich ihre Nähe zum Unglück eingebüsst. Es könnte freilich sein, dass sich hinter dieser Entdramatisierung der Sexualität eine umgekehrte Mystifikation verbirgt, welche die Macht der Sexualität und die Abhängigkeit von ihr, also all das, was einmal mit Trieb zusammen gedacht wurde, verleugnet.

Treue Liebe

In auffälligem Kontrast zu den generativen Unterschieden im Hinblick auf den der Sexualität zugewiesenen Stellenwert steht die seit Jahrzehnten über alle intergenerationelle Grenzen hinweg sich zeigende Bindung der Sexualität an Liebe und Beziehung unter Heterosexuellen. Diese Verschränkung der Sexualität mit Beziehungen manifestiert sich in mehrfacher Weise. Zum einen findet der heterosexuelle Geschlechtsverkehr fast ausschließlich im Rahmen von Beziehungen statt, zum anderen wird der innerhalb von Beziehungen situierten Sexualität ein höheres Maß an Befriedigung zugeschrieben als jener, die der Beziehung entsprungen ist. Zwar können sich auch heterosexuelle Männer und Frauen gegenwärtig flüchtige sexuelle Kontakte mit jemandem vorstellen, den sie nicht lieben, aber sexuell attraktiv finden, und sie halten ein solches Verhalten auf der manifesten Ebene auch keineswegs mehr für nicht tugendhaft. Allerdings bleibt es zu meist bei der Vorstellung, was heißt, dass die Sexualität in der Regel nur unter der Bedingung von Liebe und Partnerschaft stattfindet. Wie stark der Zwang zur Einbindung der Sexualität in ein Liebesarrangement ist, lässt sich auch an den so genannten Affären der Heterosexuellen ablesen, die fast nach dem gleichen Muster angelegt sind wie ihre jeweiligen „primären Beziehungen“.

Dass sexuelle Treue unter Heterosexuellen nach wie vor einen außerordentlich hohen Stellenwert hat, ergänzt das Bild einer in geordneten Bahnen verlaufenden Heterosexualität. Der Treue wird von jungen Menschen gegenwärtig sogar ein höherer Rang eingeräumt als noch vor zwei Jahrzehnten. Und die gegenwärtige Generation von Student(inn)en ist auch faktisch treuer als die Generation vor fünfzehn Jahren (vgl. Schmidt/Dekker 2000, 124 ff.).

Alles in allem verhalten sich heterosexuelle Männer und Frauen, abgesehen davon, dass an die Stelle der Ehe die „feste Beziehung“ getreten ist, gegenwärtig so, wie es die alte Sexualmoral von ihnen verlangte. Aber dieses Verhalten wird nicht mehr wie vordem von einem äußeren Zwang diktiert. Liebe und Partnerschaft haben sich vielmehr zu einer emotionalen Zwangsbedingung für Sexualität entwickelt, deren Wirkung die der alten Sexualmoral, der man sich wenigstens durch Heuchelei entziehen konnte, wahrscheinlich noch übertrifft. Dementsprechend sind „Liebe und Partnerschaft die mit Abstand am häufigsten genannten Bedingungen für eine glückliche, befriedigende Sexualität“ (Dekker/Matthiesen 2000, 104). Inhärent ist diesem Bedingungsgefüge einer glücklichen und befriedigenden Sexualität ein Urteil über die emotionale Qualität der außerhalb von Beziehungen situierten Sexualität.

Es muss dahingestellt bleiben, ob es sich dabei um ein erfahrungsgesättigtes Urteil handelt, also ein Urteil, welches auf das unterschiedliche Erleben einer Sexualität mit und einer Sexualität ohne Liebe zurückgeht und dieses in sich ein-

schließt. Die Antwort darauf würde bei der Beantwortung der Frage, woher die Überzeugung „Sexualität wird schöner durch eine nahe und intime Beziehung“ kommt, die Gunter Schmidt (2000, 30), die geläufigen Einstellungen paraphrasierendⁱ, zur Erklärung der beziehungsverhafteten Heterosexualität anbietet, indes nicht weiterhelfen. Denn sexuelle Erfahrungen werden ja nicht voraussetzungslos gemacht. Das, was sexuell erfahren wird, ist vielmehr in hohem Maße abhängig von den vorgängigen Überzeugungen und den rezenten^j Konstruktionen von und über Sexualität. Und die Heterosexualität ist offensichtlich gegenwärtig so konstruiert, dass Sexualität ohne Liebe und Beziehung zu einer schalen, wenig Befriedigung versprechenden und wenig bietenden Angelegenheit wird. Das ist im buchstäblichen, d. h. in diesem Kontext im emotionalen Sinne gemeint. In diesem Konstrukt von Heterosexualität sind Treue, Liebe und Sexualität die zentralen, miteinander verschmolzenen Organisatoren. Oder anders ausgedrückt: Liebe, Treue und Sexualität sind unhintergehbare, sich wechselseitig aufladende Ideale, die andere Vorstellungen und Erfahrungen ausschließen.

An diesen Idealen prallt auch die Verhandlungsmoral ab. Sie stehen dieser nicht zur Verfügung, d. h., sie sind prinzipiell nicht verhandlungsfähig. Dass das so ist, wird besonders evident an der sexuellen Treue. Nicht nur hat die Dauer einer Beziehung bei den Studenten so gut wie keinen Einfluss auf die Haltung zur Treue. Die in vielen Hinsichten sexuell so pragmatische jüngere Generation ist überdies ihrem Verlangen nach Treue geradezu hilflos ausgeliefert. „Fast alle fest Befreundeten“, so das dementsprechende empirische Ergebnis, „erwarten eine schwere Belastung der Beziehung oder sogar ihr Zerschlagen, wenn ihr Freund/ihre Freundin sexuell untreu wäre“ (Dekker/Matthiesen 2000, 125).

Mit der sexuellen Untreue verhält es sich demnach so, wie es sich mit der Liebe verhält. So wie die Liebe eine Person in ein völlig anderes Licht taucht und zu einem Wesen anderer Art macht, so verändert offensichtlich die sexuelle Untreue die Beziehung zu der gerade noch geliebten Person, die durch die Untreue schlagartig zu einer wird, bei der weder die Sexualität noch die Liebe bleiben kann. Folglich löst sexuelle Untreue einen Trennungsimpuls aus. Dass diesem oft nicht nachgegeben wird, ändert nichts daran, dass die sexuelle Untreue als ein Verrat an der Liebe empfunden wird.

Die gegenwärtige Heterosexualität ist offenbar so organisiert, dass nur dort begehrt werden darf, wo auch geliebt wird. Vielleicht ist das aber auch eine durch die Gleichsetzung von sexuellen Akten mit sexuellem Begehren zustande gekommene Täuschung. Wäre das so, würde das Begehren auch der Heterosexuellen stärker, als es scheint, außerhalb ihrer Liebesbeziehungen herumvagabundieren und sich auf alle möglichen anderen Objekte richten. Diese These würde sich mit der unisono von Sexualforschern konstatierten und zugleich beklagten

ⁱ mit anderen Worten/Ausdrücken beschreibend, wiedergebend
^j von lat. recens = frisch, neu, jung; gegenwärtig, aktuell

sexuellen Langeweile, die in den letzten Jahrzehnten in die heterosexuelle Welt eingezogen sei, womit vor allem die heterosexuelle Partnerschaft gemeint ist (Schmidt 1996; Gagnon 1998), gut vertragen.

Die neue Bedeutung der Masturbation

Die konstatierte Desexualisierung der Heterosexualität basiert vor allem auf der in empirischen Studien nachgewiesenen Abnahme der Häufigkeit partnerschaftlicher Sexualität. Diese Tendenz zeigt sich in allen seriösen Untersuchungen, die in den Industriegesellschaften über das sexuelle Verhalten durchgeführt wurden (Johnson u.a. 1994; Laumann u.a. 1994; Schmidt [Hg.] 2000). Aber nicht nur die Koitusfrequenz der Paare ist niedriger geworden. Auch die psychische Besetzung des Koitus ist in den vergangenen Jahrzehnten deutlich schwächer geworden. Ihm, um den sich vordem alles zu drehen schien und auf den sich alles, was sonst noch an sexuellen Praktiken und sexuellen Ausdrucksmöglichkeiten in der Welt war, bezogen hat, sind bedeutsame Konkurrenten erwachsen.

An erster Stelle ist hier die Masturbation zu nennen, die gegenwärtig schon quantitativ eine größere Rolle spielt als vordem. Diese zeigt „sich zunächst einmal darin, dass junge Männer und Frauen deutlich früher mit der Masturbation beginnen als zu Beginn der 80er oder 60er ... Diese Veränderungen sind bei den Frauen noch sehr viel ausgeprägter als bei den Männern. Das Median-Alter (das ist das Alter, bis zu dem die Hälfte einer Gruppe masturbationserfahren war) sank bei ihnen von 22,5 Jahren in der 1966er Studie auf 16 Jahre (1981) und 15 Jahre (1996). Zudem sind Studentinnen und Studenten heute deutlich masturbationsaktiver als früher ..., d. h., mehr von ihnen praktizieren zumindest gelegentlich Selbstbefriedigung. Diese Entwicklung hat zwei Quellen: Zum einen haben mehr Studierende überhaupt Masturbationserfahrungen ..., und zum anderen hören diejenigen, die einmal damit begonnen haben, seltener wieder damit auf“ (Schmidt/Dekker/Matthiesen 2000, 58f.). Diese auf mehreren Ebenen ablaufenden quantitativen Verschiebungen des Masturbationsverhaltens sind aber nicht gleichbedeutend mit einer qualitativen Veränderung innerhalb des sexuellen Kosmos und einer Devalorisierung^k des Koitus. Wäre die Masturbation noch das, als was sie unter Heterosexuellen lange Zeit gegolten hat, nämlich eine „Ersatzbefriedigung“, hätte sich trotz der bemerkenswerten quantitativen Verschiebungen, von denen die sexualwissenschaftliche Empirie berichtet, nichts Wesentliches verändert. Es könnte folglich trotz der bemerkenswerten quantitativen Aufwertung der masturbatorischen Aktivitäten keine Rede von einer Entthronung des Koitus durch die Masturbation sein. Denn solange die Masturbation als Ersatzbefriedigung für partnerschaftliche Sexualität begriffen wird, bestätigt jede masturbatorische Aktivität das, was sie ersetzt, nämlich den

Koitus. Unter solchen Vorzeichen ist die Masturbation gleichsam ein negativer Koitus.

Inzwischen deuten aber die mit der Masturbation einhergehenden Gefühle der Menschen darauf hin, dass sie ihre Referenz zum Koitus verloren hat und sich zu einer von diesem unabhängigen, also eigenständigen und eigentümlichen Sexualform entwickelt hat. Aber war die Masturbation eigentlich vormals tatsächlich das, als was sie den Menschen angedient wurde? Anders gefragt: Wurde die Masturbation vor ihrer Transformation in eine autonome Sexualform von den Menschen als ein Surrogat^l für partnerschaftliche Sexualität erlebt? Wahrscheinlich hätten sie auf eine entsprechende Frage in diesem Sinne geantwortet und ihre masturbatorischen Aktivitäten als einen Ersatz für die situativ fehlende Sexualität mit einem Partner bzw. einer Partnerin eingestuft. Hätte man sich jedoch den Masturbationsphantasien zugewandt, dann wäre auch schon damals deutlich geworden, dass die Masturbation keineswegs ausschließlich um eine imaginierte partnerschaftliche Sexualität kreist, sondern sich in einer eigenen, davon relativ unabhängigen und in dieser nicht aufgehenden sexuellen Sphäre bewegt.

Aus der Differenz zwischen der als Ersatzbefriedigung für die Sexualität mit einem Partner oder einer Partnerin konstruierten Masturbation und dem, was die Menschen beim Masturbieren phantasieren, sind indes Schuldgefühle erwachsen. Diese Schuldgefühle haben sich zusätzlich zu den aus dem frühen Masturbationsverbot herrührenden hemmend auf die masturbatorische Praxis ausgewirkt. Niedergeschlagen hat sich das u. a. darin, dass viele, die damals zu masturbieren begonnen haben, später wieder darauf verzichteten. Die Loslösung der Masturbation vom Phantasma^m des Paares, in dem sexuell alles aufgehoben sein muss – und nichts anderes bedeutet die Transformation der Masturbation in eine Sexualform eigenen Ranges –, ermöglicht nun eine von Schuldgefühlen relativ freie Selbstbefriedigung. Und das drückt sich darin aus, dass, wie das unter homosexuellen Männern längst der Fall ist (Dannecker 1990), die Masturbation auch unter Heterosexuellen zunehmend häufiger, vor allem aber persistentⁿ praktiziert wird.

50

Sexualisierung der Öffentlichkeit

Weiter oben habe ich auf empirische Studien verwiesen, die von einer geringer werdenden sexuellen Frequenz unter heterosexuellen Paaren berichten. Aus diesem empirischen Datum haben Sexualforscher eine Zeitdiagnose abgeleitet, die in der Formulierung von Gunter Schmidt „Entsexualisierung der heterosexuellen Welt“ (1995, 7) heißt. Beiläufig hatte ich gesagt, dass mit dieser Zeitdiagnose ei-

^l Ersatz, Ersatzmittel
^m Sinnestäuschung, Trugbild
ⁿ anhaltend, dauernd

gentlich nur das heterosexuelle Paar gemeint sein kann. Denn von einer Desexualisierung der heterosexuellen Welt kann, wie schon ein flüchtiger Blick auf die Aufbereitung und Präsentation der Sexualität in der Öffentlichkeit und in den Massenmedien zeigt, ganz und gar nicht die Rede sein. Ereignet hat sich vielmehr das schiere Gegenteil: In den vergangenen Jahrzehnten ist es zu einer geradezu monströsen Sexualisierung der heterosexuellen Welt gekommen. In der in den Zeitdiagnosen unterstellten Gleichsetzung von heterosexueller Welt mit Paarsexualität zeigt sich einmal mehr, wie sehr Letztere den Diskurs über Sexualität bestimmte. Nicht nur wurde die heterosexuelle Welt auf den sexuellen Vollzug zwischen Mann und Frau reduziert, vom Paar und seiner Sexualität her wurde die Sexualität insgesamt begriffen. Auf diese beiden Pole sollte sexuell alles hinauslaufen. Inzwischen aber ist ein Auseinanderfallen der Heterosexualität oder, besser gesagt, eine weitgehende Zerstreuung der Heterosexualität zu konstatieren. Diese schlägt sich nieder in einer Desexualisierung des heterosexuellen Paares und einer Vielzahl von in die heterosexuelle Welt eingezogenen, vom Paar relativ unabhängigen Sexualitäten.

Tritt das desexualisierte Paar aus sich selbst heraus, findet es sich, wie jeder von uns, in einer Umgebung wieder, in der es von sexuellen Reizen und Zumutungen geradezu überschwemmt wird. Was wir auch tun und wohin wir uns auch bewegen, immer und überall werden wir von pornographischen Bildern und sexuell aufgeladenen Körpern bedrängt. Dazu müssen wir gar nicht weit gehen. Es genügt, eine Illustrierte aufzuschlagen oder den Fernseher anzuschalten. Längst ist es nicht mehr die Pornoindustrie allein, die pornographische Produkte auf den Markt wirft. Die Werbeindustrie steht ihr darin nicht nach. Sie hat sich im Verlaufe der vergangenen drei Jahrzehnte zu einer gigantischen Produktionsstätte von pornographischem „soft core“ entwickelt, d. h. zu einer Produktionsstätte von Bildern, die uns sexuell erregen sollen und die das auch tun.

Beschrieben wird die Überflutung unseres Alltags mit sexuellen Reizen als Sexualisierung der Öffentlichkeit. Diese Beschreibung suggeriert, dass es nach wie vor eine klare Trennungslinie zwischen öffentlicher und privater Sphäre gäbe. Dass eine solche Trennung für den Bereich der Sexualität nicht mehr existiert, lässt sich daran ablesen, dass wir auch in jener Sphäre, die einmal als privat bezeichnet wurde, mit Bildern konfrontiert werden, die uns in einen Zustand der sexuellen Erregung und permanenten Vorlust versetzen. Im Gegensatz zu dem „klassischen Pornokonsumenten“, dem gewisse Anstrengungen auferlegt wurden, um sich mit pornographischen Produkten zu versorgen und der deshalb noch weitgehend entscheiden konnte, wann er sich von pornographischen Bildern erregen lassen mochte, kann der unfreiwillige Massenkonsument von Pornographie eine solche Entscheidung nicht treffen, denn ihm wird die Pornographie sozusagen als Gratisbeilage frei Haus geliefert. Auch befinden wir uns, wenn

wir mit pornographischen Bildern konfrontiert werden, im Gegensatz zum „klassischen Pornokonsumenten“ außerhalb einer im engeren Sinne verstandenen sexuellen Situation, also außerhalb einer Situation, in der Vorlust und Endlust nicht völlig auseinander fallen. Dadurch, dass wir von der medial aufbereiteten Sexualität in einer nicht sexuellen Situation mit Sexualität aufgeladen werden, was gleichsam überfallartig sexuelle Erregung in uns erzeugt, sind wir gezwungen, diese Erregung im Moment ihres Auftauchens wieder abzubauen oder auf ein Produkt, eine Ware, zu verschieben. Sexualisierung und Desexualisierung fallen dadurch nahezu zusammen. Das hat zu der Paradoxie geführt, dass wir uns laufend in einer Umgebung aggressiv dargebotener Sexualität bewegen, ohne allerdings die Affekte, die einmal mit Sexualität zusammengedacht wurden, auszudrücken. Diese Gleichzeitigkeit von Sexualisierung und Desexualisierung hat Volkmar Sigusch auf den Begriff gebracht: „Gegenwärtig ist unser Alltag von sexuellen Reizen ebenso überflutet wie entleert“ (Sigusch 1998, 1231).

Restlos gelingt die Desexualisierung der Erregung freilich nicht. Die von der Sexualisierung der Öffentlichkeit vor allem angesprochenen Partialtriebe^o und deren Abkömmlinge, zuvorderst der Voyeurismus und der Exhibitionismus, werden durch ihre fortwährende Stimulierung hypertroph^p. Die Partialtriebe lösen sich dadurch immer stärker von der genitalen Sexualität ab, der sie nach der Lehre der Psychoanalyse dereinst Auftrieb und Reiz verschafft haben. Befriedigt werden deren Wünsche anderenorts, nicht zuletzt im Internet, in dem Seiten mit sexuellen Inhalten häufiger als alles andere aufgesucht werden.

Zum Schluss

Zum Schluss möchte ich noch einmal die anfangs gestellte Frage aufgreifen, ob es sich bei den u.a. von der sexualwissenschaftlichen Empirie protokollierten sexuellen Veränderungen um tief greifende Veränderungen handelt. Diese Frage scheint mir in einer Hinsicht beantwortet: Die heterosexuelle Paarsexualität, die vordem unangefochten im Mittelpunkt des sexuellen Kosmos stand und wie ein Gravitationszentrum der Sexualität fungierte, hat ihre superiore^q Stellung eingebüßt. Die Entkoppelung eines Teils vom Ganzen und dessen gleichzeitige Aufwertung im sexuellen Haushalt der Individuen zeigt sich besonders eindrucksvoll an der Masturbation. In der Tendenz gilt das, was sich an der Masturbation ablesen lässt, auch für die sexuellen Partialtriebe. Diese melden zunehmend ihre eigenen Ansprüche an und drängen auf eine Entkoppelung von der genitalen Sexualität. Vieles von dem, was früher ein Teil von ihr war, wird zunehmend autonom und getrennt von dieser in Szene gesetzt und befriedigt. Die Zerstreung der Sexualität

o Teiltriebe

p übermäßig vergrößert

q superior = über andere hinausragend, erhöht

in Sexualitäten und die gesellschaftliche Aufwertung der sexuellen Partialtriebe und der nicht heterosexuellen Sexualitäten, die in den vergangenen Jahrzehnten durchgesetzt wurden, hat der erwachsenen Sexualität Züge des Polymorph-Perwersen verliehen. Abzulesen ist das nicht zuletzt an dem Bedeutungsverlust der Paarsexualität für die Individuen. Gewiss wird es auch weiterhin das sexuelle Paar geben. Bei genauerem Blick auf die zu einem Paar verbundenen Individuen würde sich wahrscheinlich aber eine Gleichzeitigkeit von Paarsexualität und davon unabhängigen Sexualitäten herausstellen. Um das wirkliche Ausmaß der gesellschaftlichen Transformation der Sexualität zu erfassen, müsste sich die empirische Sexualforschung allerdings von ihrer weitgehend undurchschauten Ausrichtung auf das sexuelle Paar lösen und ihre Optik anders einstellen als bisher und genauer nach nichtkoitalen sexuellen Manifestationen und Phantasien fragen. In den Blick nehmen müsste sie dazu Phänomene, die Hinweise auf eine Vonselbständigung der Partialtriebe liefern könnten. Ich denke dabei, um nur einiges zu nennen, an den Konsum von Pornographie, die Erfahrung von Cybersex, das Aufsuchen von Chatrooms, in denen es um Sexualität geht, an die Fetischisierung auch der alltäglichen Bekleidung, die Herstellung eines sexuellen Körpers durch den Gebrauch von Kosmetika und den Besuch von Fitness-Studios. Mir scheint es mehr als wahrscheinlich, dass nach einer solchen Verschiebung der Optik sich die Gewichte im sexuellen Kosmos als viel weitgehender verschoben erweisen würden, als es die empirische Sexualforschung bisher annimmt, und sich eine Transformation der Sexualität in den vergangenen Jahrzehnten herausstellte, die das ist, was zu sein Sigusch ihr bescheinigt: eine neosexuelle Revolution.

Literatur

Bochow 2001

Bochow, M.: Schwule Männer, AIDS und Safer Sex: Neue Entwicklungen. Eine Befragung im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Köln (AIDS-Forum DAH, Bd. 40). Berlin: Deutsche AIDS-Hilfe 2001

Dannecker 1990

Dannecker, M.: Homosexuelle Männer und AIDS: Eine sexualwissenschaftliche Studie zu Sexualverhalten und Lebensstil. Stuttgart: Kohlhammer 1990

Dannecker/Reiche 1974

Dannecker, M./Reiche, R.: Der gewöhnliche Homosexuelle: Eine soziologische Untersuchung über männliche Homosexuelle in der Bundesrepublik. Frankfurt am Main: Fischer 1974

Dekker/Matthiesen 2000

Dekker, A./Matthiesen, S.: Bedeutungen der Sexualität. In: *Schmidt (Hg.) 2000*, 97–110

Gagnon 1998

Gagnon, J. H.: „Sexual Conduct“ revisited [Gespräch mit Gunter Schmidt]. In: *Zeitschrift für Sexualforschung*, 11, 353–366

Johnson u.a. 1994

Johnson, A. M./Wadsworth, J./Wellings, K. u.a.: Sexual attitudes and lifestyles. Oxford u.a.: Blackwell 1994

Kantrowitz 1992

Kantrowitz, A.: Epilogue. In: Melson, J. K.: *The golden boy*. New York/London: Norwood 1992

Laumann u.a. 1994

Laumann, E. O./Gagnon, J. H./Michael, R. T. u.a.:
The social organization of sexuality: Sexual
practices in the United States. Chicago/London:
University of Chicago Press 1994

Lewandowski 2001

Lewandowski, S.: Über Persistenz und soziale
Funktionen des Orgasmus(paradigmas). In:
Zeitschrift für Sexualforschung, 14, 193–213

Reiche 2000

Reiche, R.: „... und versage uns die volle Befriedi-
gung“: Eine sexualwissenschaftliche Zeitdiagno-
se der gegenwärtigen Kultur. In: *Zeitschrift für
psychoanalytische Theorie und Praxis*, 15, 10–36

Schmidt 1996

Schmidt, G.: Das Verschwinden der Sexualmoral:
Über sexuelle Verhältnisse. Hamburg: Klein 1996

Schmidt (Hg.) 2000

Schmidt, G. (Hg.): Kinder der sexuellen Revolu-
tion: Kontinuität und Wandel studentischer
Sexualität 1966–1996: Eine empirische Untersu-
chung. Giessen: Psychosozial-Verlag 2000

Schmidt 2000

Schmidt, G.: Das Hamburger Projekt zum sozialen
Wandel studentischer Sexualität. In: *Schmidt
(Hg.) 2000*, 17–37

Schmidt/Dekker 2000

Schmidt, G./Dekker, A.: Seriell monogam, seriell
allein – Beziehungsbiografien im dritten
Lebensjahrzehnt. In: *Schmidt (Hg.) 2000*, 111–136

Schmidt/Dekker/Matthiesen 2000

Schmidt, G./Dekker, A./Matthiesen, S.: Sexualver-
halten. In: *Schmidt (Hg.) 2000*, 39–67

Sigusch 1998

Sigusch, V.: Die neosexuelle Revolution: Über
gesellschaftliche Transformationen der Sexua-
lität in den letzten Jahrzehnten. In: *Psyche*, 52,
1192–1234

Theweleit 1998

Theweleit, K.: Salzen und Entsalzen: Wechsel in
den sexuellen Phantasien einer Generation, 60er
bis 90er Jahre. In: *Familiendynamik*, 23, 335

Häute, Häutchen und Membranen

Vorstudie zu einer „Dermatologie der Lüste“ aus männlicher Sicht

Stefan Etgeton

„Man muss sich von der Instanz des Sexes frei machen, will man die Mechanismen der Sexualität taktisch umkehren, um die Körper, die Lüste, die Wissen in ihrer Vielfältigkeit und Widerstandsfähigkeit gegen den Zugriff der Macht auszuspielen.“

Michel Foucault

Vorbemerkung zur Politik

Unterm Bann der herrschenden Geschlechtsordnung erscheint die ungehinderte Entfaltung der Lüste, die volle erotische Transparenz der Häute unmöglich. Das Verlangen liegt mit sich selbst im Widerstreit und greift zurück auf Diskurse, um die Verhältnisse der Geschlechter ins Rutschen und unsere Sinne auf den (Vor-)Geschmack der Erlösung vom Ich-Prinzip zu bringen. Wenn aber Frauen und Männer über Sexualität reden, dann meinen sie selten dasselbe: Hier steht die Vorstellung einer von Gefühlen und Verbindlichkeiten relativ leicht ablösbaren, eher

technischen Verrichtung im Vordergrund, die den eigentlichen, wenn auch *post coitum* oft als trist empfundenen Zweck einer Kontaktabahnung darstellt. Dort dominiert die Erfahrung, dass das Sexuelle, da es der Herstellung oder Sicherung emotionaler Verbindlichkeiten dient, weiterhin in Geschlechterkampf und Abhängigkeitsverhältnisse eingebunden bleibt. Das Verlangen jedoch ist weder harmloses Vergnügen, noch geht es auf in den Strategien der Macht; Lust ist nicht identisch mit der Gewalt, in die sie verwickelt bleibt. Der Dialog zwischen den Geschlechtern scheitert indes nicht daran, dass unterschiedliche Vorstellungen zur Sexualität bestehen, sondern eher an der Unfähigkeit, im Reden über die Lust und die Lüste diese Unterschiede – gerade die feinen innerhalb und jenseits der Geschlechter – so zu artikulieren, dass darin das eigene wie das andere Erleben als singuläres respektiert wird. Wenn die Fiktion der einen und gleichen Sexualität einmal preisgegeben wäre und das Nichtidentische der Lüste auch innerhalb der Geschlechter zur Geltung käme, öffneten sich vielleicht neue Einblicke in das, was Frauen und Männern dann doch, wenn auch nicht allen in der gleichen Weise, gemeinsam ist. Respekt vor den Differenzen der mehr als zwei Geschlechter und möglichst konkretes, d. h. nicht reflexionsloses, sondern theoriesattes Sprechen über die Sinne und ihre Sinnlichkeiten kann dazu einen Beitrag leisten.

56

Vorbemerkung zur Theorie

Die vollends befreite Sexualität erstrahlt im Zeichen grenzenloser Tristesse. Kaum eines der mit der Emanzipation des Eros verbundenen gesellschaftlichen Versprechen konnte eingelöst werden. Den Bürgerkönig „Sex“ haben die Kinder der sexuellen Revolution selbst enthauptet: Vom Feminismus als phallogozentrischer Popanz entlarvt, hat schließlich die Postmoderne ihn in Grund und Boden dekonstruiert. Das bürgerlich entsublimierte Verlangen gehorcht der Anordnung von Psychotechniken, Disziplinarregimes und Emanzipationsdiskursen, mit denen die Menschen dazu angehalten werden, ihre Identität sexuell zu codieren. Dem Sexuellen sind dabei jene Geheimnisse eingeschrieben und entlockt worden, die, der Sphäre des Heiligen entwichen, gleichsam heimatlos umhervagabundierten. Indem so das moderne Subjekt sich selbst zum Rätsel wird, schürft es in Tiefen, zu denen es vormals keinen Zugang, derer es aber auch nicht bedurft hatte. So kommt Sexualität indirekt den Lüsten, einer differenzierteren Empfindung zugute. Auch die Emanzipation der „Perversen“ wäre ohne die Anerkennung der identitätsstiftenden Funktion des Sexes kaum möglich gewesen. Jenseits der narzisstischen Zentrierung der Lust im obsessiven Ritual oder der Kontamination mit existenzieller Bedrohung, die den *petit mort*^a durch den *grand mort* überhöht, lässt jedoch die moderne Konstruktion der Sexualität wenig Raum für Leidenschaft. Wer nicht bataillesk in „Schönheit sterben“ will, dem bleibt angeblich nur

a (franz.) = kleiner Tod

„Blümchensex“. Das Spiel der Partialtriebe ende in der jämmerlichen Ödnis einer dürftigen „Vorlust“. Einmal aus der Fassung der Selbsterhaltung gesprungen, ergieße sich das Verlangen in die schlechte, banale Unendlichkeit des „Consumismo“. Dieser kulturpessimistischen Perspektive, die zwischen Hedonismus und Genussfeindschaft schwankt, erscheint mit dem Sexversprechen eine weitere, vielleicht die letzte „große Erzählung“ unterzugehen. Um wenigstens die Männer bei der Stange zu halten, löst das Allernatürlichste, die Substanz des Sexuellen, der „Trieb“ selbst sich auf in die Virtualität von Masturbationsphantasien per Telefon oder Internet. Das Feld der Sexualität wird von Phantasmen und Traumbildern besetzt – als primäres Geschlechtsorgan fungiert das Gehirn, wie in der Praxis so auch in der Theorie: die narzisstische Selbstbespiegelung wird zur neuen „Urszene“ ausstaffiert. Der „Trieb“ als Repräsentant des Körperlichen in der Psyche, dessen Impulse Freud in Beträgen von „Arbeitsanforderungen“, also ökonomisch, ins Seelenleben transferiert hatte, medialisiert sich nun zu einem visuellen Reflex des selbstbeschaulichen Ich und seiner vom Spiegel zurückgeworfenen Visage. Unter der Hand hat so die psychoanalytische Sexualtheorie den *Primat der Genitalität* durch einen der *Visualität* ersetzt; die Phantasie wird zur Triebfeder des Sexuellen, ohne damit aus der phallogozentrischen Struktur auszuberechnen. Der Phallus fungiert als Ventil einer primär narzisstischen Dynamik, die gleichsam durch den Filter des Sichtbaren gezogen wird: dem Phantasieprimat entspricht die sinnliche Dominanz des Optischen. Das Sexuelle erscheint in Bildern, nicht mehr nur im Element des Traums, sondern jedes visuellen Mediums, als Projektion. Gleichwohl fließen auch hier die Lüste, eingefangen noch immer in ein (Trieb-)Schicksal aus Kränkung und Bedeutung, ein in Strategien zur Erhaltung eines Selbst, das sich existenziell jedoch schon fraglich geworden ist und strukturell zersetzt.

Indem der Trieb derart aus dem Regiment der „Natur“ entlassen, das Sexuelle vom Biologischen emanzipiert, auf psychische und gesellschaftliche Einschreibungen hin durchsichtig geworden ist – Errungenschaften der „sexuellen Revolution“ –, stellt sich nun mit gesteigerter Dringlichkeit die Frage nach den „Partialtrieben“ und der Rolle des Leibes im Feld der Lüste. Insofern Körper und Seele nicht zwei sind, nicht einmal im Sinn einer „psycho-somatischen“ Bindestrich-Vereinigung, sondern ihre Differenz sich in viele Differenzen auffächern, zerstreuen und aufheben lässt, können Eigensinn und Besetzungen des Körpers als Gestalten dieses einen *Leibes* auch benannt und beschrieben werden, ohne zwangsläufig in die alte Mystik der Natur oder die sezierende Abspaltung des Körpers als *res extensa*^b zurückzufallen. Obwohl die kritische Sexualwissenschaft der Medizin das Sexuelle zu Recht enteignet hat, lassen sich dennoch Elemente, Knotenpunkte einer systemischen, leiblichen Sinnlichkeit unterscheiden: Hormone und Nervenzellen, Kreisläufe und Rhythmen, Wallungen und Pulsschläge,

^b (lat.) = ausgedehnte Sache/ausgedehntes Wesen; Begriff aus der Philosophie von René Descartes (1596–1650) zur Bezeichnung des Körpers; vgl. *res cogitans* = denkendes Wesen

Säfte und eben die Häute. Mehr als die Säfte, über deren leibliche Funktion eine lange medizinische Tradition seit der Antike existiert, bieten sich die Häute als Folien der Sinnlichkeit an, auf denen die Reize eintreffen und aus denen sie hervorspringen. Hier ballen Nerven und Besetzungen, Energien und Bedeutungen sich gleichsam zu Empfindungsknoten zusammen. Trotz der Desillusionierung und durch die Entzauberung des Sexes hindurch überlebt die Hoffnung, es möge unterm Diktat des Phallus und hinter den diskursiven Zurichtungen noch ein anderes Begehren verborgen liegen, ein Exil der Sinnlichkeit. Die Häute als sensible Rezeptoren unterlaufen und überschreiten die Sexualität insofern, als der von außen hinzutretende „Reiz“ dasselbe Gewicht erhält wie die innere Quelle, der „Trieb“. Der Eigensinn des Verlangens beschränkt sich nicht auf die endogene Dynamik der Libido, der die Psychoanalyse ein „Triebschicksal“ unterlegt. „Reiz“ und „Trieb“, innen und außen sind vermittelter, in sich differenzierter. Der Leib dezentriert den Trieb, Genital- wie Phantasieprimat, durch die nuancierten Sinnlichkeiten seiner empfindungsbegabten permeablen Membranen. Zwar findet die Lust nicht allein auf den Häuten statt; stets spielen individuelle Besetzungen und kulturelle Bedeutungen eine entscheidende Rolle. So wie es nicht beliebig ist, welche Regionen des Leibes von Krankheit befallen werden, so wenig zufällig ist die je konkrete Lokalisierung „erogener Zonen“. Dennoch kommt auch jeder Haut ihr leiblicher Eigensinn zu, der sich mit kollektiven und individuellen Mustern zu einem Komplex unterscheidbarer Sinnlichkeiten verbindet.

Die sinnliche Textur der Haut – eine kurze Dermatologie der sieben Sinne

Augen

Die Netzhaut als Leinwand der Imagination ist wohl auch ein Sinn der Lust – aber sicher nicht der präziseste, vielleicht gar der für Täuschungen anfälligste, den wir besitzen. Das Phantasma setzt sich im Traum als Bild fest, das abgezogen und auf die Erscheinung des anderen Leibes geklebt wird. Das Auge ist so recht der Sinn der Sexualität: einer in den Narzissmus eingedrehten Lust. Wie der antike Mythenheld sich in sein eigenes Spiegelbild verguckt, wird im sexuellen Setting das Gegenüber zur Projektionsfläche des eigenen Ich-Ideals. Ohne mit der Wimper zu zucken, trifft der Gesichtssinn seine Wahl als Selektionsrampe des Begehrens; der kleinen Schar der Erwählten steht wie in der Theologie die Masse der Verworfenen gegenüber – Schicksal. Indem das Auge als Fernsinn par excellence mir den anderen noch im Akt flirtender Annäherung zugleich vom Leib hält, ist es zu einer Sinnlichkeit unfähig, bei der es um Nähe, ums Eintauchen, um Verschmelzung geht. Wer mit offenen Augen küsst, ist indiskret oder nicht bei der Sache. Der bewundernde Blick auf den begehrten Leib schlägt zugleich die Augen der Medusa

auf, die ihn zum Körper, zur Statue, zum Stein, aber niemals mich zum Objekt seiner Sinnlichkeit machen.

Ohren

Der zweite Fernsinn, dessen empfindsame Membran den bezeichnenden Namen Trommelfell trägt, scheint erotisch unterbelichtet. Zwar kennt man die Unterscheidung zwischen sinnlichen und weniger sinnlichen Stimmlagen, das Geschlecht wird nicht zuletzt mit den Ohren bestimmt. Die Stimme eines anderen kann mich einhüllen oder auf Abstand halten, mitreißen oder einschläfern, in mich eindringen oder an mir abgleiten. Der akustische Raum ist ästhetisch von der Musik beinahe total besetzt; sie spielt daher bei der Kultivierung sexueller Räume eine entscheidende Rolle, wie überhaupt das Gehör für das Raumerleben wichtiger zu sein scheint als der Gesichtssinn. Was der Schall selbst an angenehmen Reizen zu bieten hat, findet sich in Natur und Kunst gestaltet, aber selten in der Erotik. Das Gehör, sinnlich hochdifferenziert, ist sexuell verkümmert. Die wenigen Stimulanzen, wie das orgiastische Stöhnen oder die geflüsterten Liebkosungen, entfalten ihre Wirkung in der Regel aufgrund ihrer Bedeutung, ihrer semantischen, kaum ihrer sinnlichen Besetzung wegen. Zu empfindsamer Sinnlichkeit sind allein die Häute auf dem Weg zur Ohrmuschel zu erregen – diese aber sind höchst sensibel.

Haut

Die Körperhaut, die im Fühlen durchlässig ist, grenzt zugleich den Leib nach außen ab. Gehör und Haut bilden zwei miteinander kommunizierende Hüllen der Identität und Integrität, die elastisch, anpassungsfähig und dehnbar, aber auch leicht verletzlich sind. Wahrscheinlich steht das Spüren der eigenen Haut als abschließende Membran zur Außenwelt, zusammen mit dem Vernehmen fremder Stimmen und Geräusche, am Anfang der Selbstwahrnehmung, ja der Trennung zwischen Innen und Außen überhaupt. Die sinnlichen Besetzungen der Haut sind unerschöpflich; keine Stelle, keine noch so winzige Region, der nicht je besondere Aufmerksamkeit gewidmet, nicht je spezifische Empfindlichkeit eingeschrieben werden könnte. In der Textur der „erogenen Zonen“ verwandelt sich der Leib zur pergamentenen Karte lebensgeschichtlicher Engramme; denn Besetzungen, erotische wie pathologische, sind niemals zufällig, sondern symptomatisch. Jede Berührung greift mehr oder weniger tief ins Unbewusste. Die Sinnlichkeit der Haut ist simultan, auf der Tangente zwischen Anfassen und Angefasstwerden. Mit den Händen begreife, entdecke und erkenne ich den anderen Leib – auch dies nicht ohne Täuschungen, aber konkreter als mit den Augen. Während die Ohren erotisch unbestimmt bleiben, scheint der Tastsinn in unserer Kultur sexuell überdeterminiert: keine Berührung, der nicht – meist zu Recht – ein Begehren unter-

stellt würde. Darum fängt in unseren Breiten „Sexualität“ eigentlich dort an, wo unverhüllte Häute sich begegnen. Leidenschaft und Hingabe balancieren auf dem Grat zwischen Auflösung und Ich-Identität, als dessen Manifestation die Haut dient. Wie Aristophanes in Platos „Symposium“ erzählt, genügte es den Kugelmenschen, die nach ihrer gewaltsamen Teilung wieder zueinander fanden, eng umschlungen zu verharren, um sogar das Essen zu versäumen. Wer sich ausdauernd zärtlicher Berührung an Bauch oder Rücken hingibt, kann einen Vorschein der himmlischen Seligkeit verspüren. An solchen Erfahrungen sinnlicher Ruhe muss das Bild des ewigen Friedens sich entzündet haben – dass es niemals aufhören, immer so weitergehen möge: Auflösung bis in Ewigkeit.

Die diversen Schleimhäute, deren Sinnlichkeiten vom Riechen, Lecken und Schmecken bis hin zur Ausscheidung reichen, machen wiederum die Grenzen der Hautidentität durchlässig und werden für dieses Wagnis mit besonderen Lustprämien belohnt.

Nase

Von den Nahsinnen reicht der Geruch am weitesten – es gibt Menschen, die man schon von weitem nicht ‚riechen‘ kann, im übertragenen wie im buchstäblichen Sinn. Ähnlich wie beim Sehen scheidet das Riechen rigoros und unerbittlich zwischen duftender Zuneigung und stinkendem Ekel; in der Mitte die Masse der geruchlos Erträglichen. Nach dem Gesichts- trifft zumeist der Geruchssinn die zweite Auswahl; dabei treten Erinnerungen in die Nase, die den Schleimhäuten schmeicheln oder sie verletzen. Die lebensgeschichtliche Codierung des Riechens führt dazu, dass durch bestimmte Gerüche die Erinnerung an längst Vergangenes aus dem Gedächtnis hervorgerufen werden kann. Auch die Besetzungen von Gerüchen sind nicht beliebig, sondern folgen einer Logik des Sinnlichen, die biographisch vermutlich weiter zurückgreift als die Einflüsse der Sozialisation. Jede Haut lässt nur ein bestimmtes Odium entstehen, dem in der Regel familiäre Geruchsmuster zugrunde liegen und das über Wohlgeruch oder Missfallen auch des Gegenübers entscheidet. Obgleich das Geruchsurteil unwillkürlich und unwiderlich über Sympathie oder Ablehnung befindet, steht auch dieser Sinn nicht außerhalb der Geschichte; durch die Haut hindurch scheint der Zivilisationsprozess. Wie keinem anderen Sinn ist die Moderne dem Geruch zu Leibe gerückt: wo immer Arbeit oder Essen ihre Spuren in der Nase hinterlassen, werden sofort Maßnahmen ergriffen, Düfte versprüht, Zimmer gelüftet und Textilien gewechselt. Die tägliche Dusche am Morgen dient weniger der Reinigung des Körpers als vielmehr dem Kampf gegen seine Ausdünstungen. Nirgends ist die Uniformität weiter getrieben worden als hier, sodass kaum noch jemand nach sich selbst riecht. Der eigene Duft kämpft sich durch Massen von Parfums und Deos – mit nur gelegentlichem Erfolg.

Phallus

Während die symbolischen und individuellen Besetzungen der verschiedenen Organe, Häute und Körperzonen deren erotischen Reiz hervorrufen, konzentrieren und steigern, scheint das Genital als Signifikant des „Triebes“ schlechthin in seiner Sinnlichkeit dadurch eher behindert zu werden. Form, Größe sowie das Ausmaß der Erektion werden als Zeichen männlicher Potenz überhöht. Das verstellt die Tatsache, dass Hoden und Penis, steif oder schlaff, zunächst nur eines jener sensiblen lustbegabten Organe sind, deren Außen- und Schleimhäute der empfindlichen Stimulation bedürfen, um ihre Sensationen freizusetzen. Obgleich dafür die Penetration keineswegs immer das geeignetste Verfahren darstellt, scheint hier der Symbolwert über dem effektiven Lustgewinn zu stehen. Die Geschlechterordnung macht so gleichsam der Sinnlichkeit von Männern – und zwar hetero- wie homosexueller – einen Strich durch die Rechnung, indem sie über den empfindlichen Penis eine Folie aus Bedeutungen, eben den symbolischen Phallus rollt. Subtiler strukturierte Gemüter zucken vor der Banalität zurück, mit der dem „Genitalprimat“ – einem doch eher symbolischen, wenn nicht gar theoretischen Konstrukt – in der sexuellen Realität krudeste Geltung verschafft wird. Eine neue *ars erotica*^c, zu der die „Dermatologie der Lüste“ ihren Beitrag leisten will, würde um den Schwanz weder einen Kult noch gar einen Bogen machen, sondern ihn aus dem Zentrum der symbolischen Aufladung rücken, um die vielfältigen Sinnlichkeiten seiner Schleim-Häute zu entfesseln. Die „Emanzipation der Partialtriebe“ gelänge erst, wenn die Genitalität eine unter anderen Knotenpunkten der Lust geworden wäre – nicht durch Desymbolisierung des Penis oder Exorzismus, sondern durch seine symbolische Umwertung, die Zerstreuung des genitalen Signifikats. Wahrscheinlich aber setzte dies eine grundlegende Veränderung des Geschlechterverhältnisses voraus, das die sexuellen Symbolwerte wesentlich determiniert.

Mund

Wenn es so etwas gäbe wie das „eigentliche Organ der Lust“, wenn irgendeines den sexuellen Primat für sich in Anspruch nehmen könnte, so wäre dies der Mund. Die allererste Aneignung der Welt und des eigenen wie des anderen Körpers geschieht oral, die sinnliche Begegnung mit der vorrangigen Bezugsperson vollzieht sich beim Nuckeln, Lutschen, Saugen und Lecken. Wo immer mit Mund und Zunge sexuell agiert wird, scheint der Sprung in die Regression unausweichlich. Essen und Küssen, kulinarische und sexuelle Lust decken sich in der Sinnlichkeit des Mundes. Kein Organ des Körpers bietet derart differenzierte Häute auf so kleinem Raum: Zwischen den inneren Schleimhäuten, denen alles, was sie spüren, groß erscheint, und den Lippen, die gleichsam das Tor zwischen innen und außen, ein „Sesam-öffne-dich“ in die Höhle der leiblichen Verschmelzung darstellt, vermit-

c (lat.) = Kunst der Erotik

telt nochmals die Zunge, die drinnen wie draußen agiert. Sie ist noch vor den Händen das eigentliche Organ sinnlicher Wahrnehmung, liest in der Textur einer fremden Haut, vergräbt sich in den begehrten Leib wie in heilige Schriften. Selbste schwimmen speichelflüssig ineinander – und das kann dauern, immer so lange, wie es währt. Es gibt kein Telos^d, kein Resultat, keinen Punkt. Den Schluss bildet die allmähliche Erschöpfung, die wiederum ein jähes Ende finden kann. Der ewige Kuss zielt auf Verschmelzung: pazifistische Selbstauflösung und aggressive Einverleibung. Alles hat er in sich, nur kein Maß. Er kennt kein Finale, kein Ziel und keinen Zweck – er ist die eigentliche Antithese zur sexuellen Teleologie, ein Vorgesmack des engelgleichen Lebens. Wenn dennoch einmal, für Augenblicke, ein Moment der Satttheit erreicht wäre, gälte es, Hymnen zu singen auf die alle Orgasmen überbietenden Lüste des Mundes.

Anus

Neben dem Mund ist der Anus die Stelle, wo selbst Männer empfänglich sind oder sein könnten, wenn nicht das Tabu solche Empfänglichkeit mit dem Stigma der Homosexualität gezeichnet hätte. Seit Jahrtausenden wird dem gefickten Mann, auch dem schwulen, das Attribut der Passivität zugeschrieben – ein Archetyp der androzentrischen Kultur. Je fester das Geschlechterverhältnis darauf gründet, dass die Frau empfängt und der Mann penetriert, desto unvorstellbarer ist innerhalb des heterosexuellen Settings die Umkehrung – der gefickte Mann ist schwul oder gar nicht. Ginge es statt um „Sexualität“, die im Geschlechterkampf verheizte Lust, um den Eigensinn der Sinne, so öffneten sich die Rosetten aller tausend Geschlechter. Freilich hätte, um einen solchen Zustand zu erreichen, die Empfindsamkeit des Mannes einen kulturellen Qualitätssprung erfahren haben müssen. Manchen immerhin schwant etwas von der Lust, um die sie sich bringen: In der besonderen Empfänglichkeit paaren sich genitale Sensationen mit einer Art Ausscheidungsorgasmus. Indem der Analverkehr den Koitus parodiert, droht unterzugehen, dass Darmschleimhäute und Prostata äußerst empfindungsreich und sensibel sind und sich auch ohne den Schwanz eines anderen, mit allerlei Hilfsmitteln überaus genussvoll stimulieren lassen. Die anerzogenen Ekelschranken sind indes schneller überwunden als die Schwelle der eingeschriebenen Geschlechtsidentität. Gerade der analen Lust scheint es darum zu gehen, die Schranke des Geschlechts zu durchstoßen. Während dem Mund der Sexus (noch) egal ist, kämpft der Anus (schon) mit der Kastration – die Lüste des Arsches treffen die ohnehin fragile männliche Geschlechtsidentität ins Herz. Darum wohl ist das Tabu so gnadenlos und die Lust, es zu brechen, zu überwältigend.

HIV und Homosexualität – alles ganz normal?

HIV und Homosexualität – alles ganz normal?¹

63

Michael Bochow

Ist Aids eine „normale“ Krankheit geworden?

Die traumatisierenden Auswirkungen von Aids auf schwule Männer – der Verlust vieler Freunde und die Unsicherheit über den eigenen Serostatus – sowie die moralische Panik, die Kreuzritter der „moralischen Mehrheit“ Mitte der 1980er Jahre zu verbreiten suchten, riefen große Angst und Unsicherheit unter Schwulen hervor. In dieser Situation erwies sich das Kondom als erleichtert aufgegriffener Angstbändiger; schwule Aids-Aktivist*innen suchten damit eigene Ängste und die ihres Umfeldes zu bannen. Das Kondom wurde auf diese Weise nicht nur zum adäquaten Mittel, um das Risiko von Neuinfektionen zu verringern, sondern gleichzeitig zum Symbol für „verantwortliches“ Verhalten schwuler Männer in der Aids-Krise. Die „Safer-Sex-Compliance“^a wurde zur moralischen Investition, als

¹ Dieser Artikel rekurriert auf zwei Vorträge, von denen der eine auf einer Tagung der Evangelischen Akademie Bad Boll im Jahre 2001 gehalten und der andere auf der 14. Internationalen Aids-Konferenz in Barcelona im Jahre 2002 als Poster präsentiert wurde.
a to comply (engl.) = einwilligen, einhalten, erfüllen

Ertrag erwartete man eine repressionsfreie Reaktion der staatlichen Institutionen und eine kompetente Hilfe des Gesundheitssystems.

Schon frühzeitig allerdings wurde das oberste Gebot „Gebrauch des Kondoms unter allen Umständen“ eingeschränkt. In Absetzung von unbefolgbareren Safer-Sex-Katalogen aus den USA fällt die Deutsche AIDS-Hilfe 1986 die Entscheidung, die lange Liste von Geboten und Verboten durch zwei wesentliche Empfehlungen zu ersetzen: 1. Bei Analverkehr ein Kondom, 2. Kein Sperma in den Mund des Partners. Der Gebrauch des Kondoms bei Fellatio wurde damit nicht zum strikten Safer-Sex-Minimum erklärt. Diese Entscheidung war damals ein erster Schritt weg von der „totalen Kondomisierung“ und hin zur *Risikominimierung* statt *Risikoeliminierung*.

Ende der 1980er Jahre, Anfang der 1990er Jahre dokumentierten die Erhebungen zur „Safer-Sex-Compliance“ eine zunehmende Differenz im Schutzverhalten schwuler Männer innerhalb ihrer festen Beziehungen und bei Sexualkontakten mit Partnern, die nicht ihr fester Freund waren. Während der Kondomgebrauch bei Analverkehr außerhalb fester Beziehungen weitgehend habitualisiert war, erfolgte der Analverkehr in festen Beziehungen auch bei nicht abgeklärter Serostatuskonkordanz oder -diskordanz zunehmend ohne Kondom. Als Reaktion hierauf wurde in Australien und Großbritannien das Konzept der *negotiated safety*^b entwickelt: Schwulen Männern wurde empfohlen, vom Kondomgebrauch in ihrer festen Beziehung erst dann abzusehen, wenn sie über einen HIV-Test die Serostatuskonkordanz mit ihrem Partner bestätigt hatten. Das Konzept der *negotiated safety* war ein weiterer Schritt zu einer Strategie der *harm reduction*^c und bedeutete ein erneutes Abrücken von einem Konzept der möglichst weitgehenden *Risikoeliminierung* zugunsten einer Strategie der *Risikominimierung*.

Zeitgleich konnte beobachtet werden, dass die Zahl der Sexualpartner schwuler Männer, die seit Mitte der 1980er Jahre signifikant zurückgegangen war, wieder zunahm und anal-genitale Kontakte, deren Frequenz in den 1980er Jahren gleichfalls stark abgenommen hatte, seit Anfang der 1990er Jahre ebenfalls häufiger eingegangen wurden. Hintergrund war eine *Routinisierung des Risikomanagements* im Hinblick auf Aids. Die größere Zuversicht, Selbstsicherheit und die unaufgeregte Routine im Umgang mit dem weiterhin massiven Gesundheitsproblem HIV/Aids war nicht nur Ausdruck gelingender individueller Bewältigungsstrategien, die wesentlich angstfreier waren als in den 1980er Jahren, sondern auch das Ergebnis eines *kollektiven Lernprozesses* der Schwulen. In Ländern wie Frankreich, Deutschland, den Benelux-Staaten und der Schweiz wurde dieser Lernprozess ganz wesentlich unterstützt durch eine auf individueller Verantwortlichkeit basierende und Repressionsmaßnahmen weitgehend vermeidende staatliche Gesundheitspolitik. Dies kann als Teil eines gesellschaftlichen *Normalisierungspro-*

b (engl.) = verhandelte/ausgehandelte Sicherheit

c (engl.) = Schadensreduzierung/-minimierung

zesses im Umgang mit HIV/Aids interpretiert werden. In der alten Bundesrepublik bedeutete, so gesehen, der Sieg der Süsmuth-Linie über die Gauweiler-Linie die erste Phase einer gesellschaftlichen Normalisierung.

Die seit 1996 verfügbaren antiretroviralen Mittel haben zu einer weiteren Veränderung der Situation geführt. In medizinischer Hinsicht waren endlich therapeutische Interventionsmöglichkeiten gegeben, die die wenigen vorher verfügbaren Mittel wie AZT an Effektivität weit übertrafen. Die Lebensqualität vieler Menschen mit Aids verbesserte sich, und ihre Lebenserwartung stieg signifikant – ungeachtet der starken Nebenwirkungen, die bei nicht wenigen Patienten beobachtet werden konnten. Kündigte der Ausbruch des Vollbildes Aids in den 1980er Jahren noch bei den meisten den innerhalb weniger Monate bevorstehenden Tod an, so machten sich Ende der 1990er Jahre Menschen mit Aids berechnete Hoffnungen auf viele weitere Lebensjahre. Die Kombinationstherapien ließen Aids als eine *chronische Krankheit* erscheinen, die behandelbar wurde, wenngleich diese Behandlung viele problematische Aspekte aufweist. Dies ist der medizinische Aspekt der *Normalisierung von Aids*.

Die Änderung in der Lebensqualität von Menschen mit HIV und Aids blieb nicht ohne Auswirkungen auf die Safer-Sex-Compliance von schwulen Männern. Die Ergebnisse der dazu zwischen 1998 und 2002 in Deutschland, Frankreich, Großbritannien und der Schweiz durchgeführten Erhebungen verweisen auf eine Zunahme des Risikoverhaltens. Als zusätzlicher Indikator dafür wird die gestiegene Inzidenz sexuell übertragbarer Krankheiten (STD) angesehen, auch wenn viele STD trotz Benutzung eines Kondoms übertragen werden können. Die Interpretationen der Ursachen und des Ausmaßes der *Erosion der Safer-Sex-Compliance* divergieren. Während die einen darauf verweisen, dass die in Deutschland, Frankreich und der Schweiz durchgeführten Erhebungen bisher noch keine starke Zunahme des Anteils der Männer mit Risikokontakten belegen, erwarten die anderen dennoch einen starken Rückgang der Safer-Sex-Compliance, da die für die 1980er Jahre charakteristische *Verknüpfung von Aids und Tod* seit Mitte der 1990er Jahre nicht mehr gegeben sei² – der leichte Anstieg der neu festgestellten HIV-Infektionen scheint ihnen Recht zu geben. Hinzu gesellen sich weitere empirische Beobachtungen, die eine Erosion der Safer-Sex-Compliance wahrscheinlich machen. Die Abnahme der durch Aids bedingten Todesfälle, die relativ geringe Zahl an Neuinfektionen³ und die Erfolge der Kombinationstherapien führen zu einer *geringeren Sichtbarkeit von Personen mit HIV/Aids*. Zudem hat die Thematisierung von Aids sowohl in der allgemeinen Öffentlichkeit als auch unter Schwulen seit der zweiten Hälfte der 1990er Jahre stark abgenom-

² Nur die Angst vor dem unmittelbar bevorstehenden Tod – so die Argumentation von Martin Dannecker – habe die bis 1995 hohe Safer-Sex-Compliance bewirkt (Dannecker 2002).

³ Die relativ stabilen Infektionsraten sind in dieser Perspektive kein Indiz für eine gleich bleibende Safer-Sex-Compliance, da Menschen mit HIV und Aids, wenn sie eine Kombinationstherapie machen, wesentlich weniger infektiös sind.

men. Dies führt dazu, dass in den Lebenswelten der unter 30-jährigen Schwulen die Konfrontation mit Aids und die *Orientierung an Safer Sex* abgenommen haben.

Die *Erosion der Safer-Sex-Compliance* ist indes nicht als Wegfall jeglicher präventiver Maßnahmen bei einem Großteil schwuler Männer zu sehen. *Safer-Sex-Strategien individualisieren sich* vielmehr in einem starken Maße. Vom Kondomgebrauch wird bei vermuteter (nicht bestätigter) Serostatuskonkordanz innerhalb und außerhalb fester Beziehungen abgesehen: am deutlichsten ist dies zu beobachten bei Analverkehr zwischen positiv Getesteten und zwischen fest Befreundeten. Bei oral-genitalen Kontakten wird weniger auf die Vermeidung des Kontaktes mit Sperma geachtet, bei Analverkehr wird auf das Kondom verzichtet, die Ejakulation im Rektum des Partners aber vermieden (analog zum *coitus interruptus*). Auf der 14. Internationalen Aids-Konferenz in Barcelona im Juli 2002 wurde von US-amerikanischen Kollegen der Begriff des „dipping“ (tunken, stippen) für die Praktik eingeführt, die auf schwul-deutsch „anficken“ genannt wird und die in der temporären Einführung des kondomlosen Penis in den Anus bei Vermeidung einer Ejakulation besteht. All diese Praktiken signalisieren einerseits ein Umgehen der „strengen“ Safer-Sex-Regeln, andererseits jedoch weiterhin ein Bewusstsein von der Existenz von HIV und Aids. Wäre dies nicht der Fall, wäre die Praktik analog zum *coitus interruptus*, die Unterscheidung zwischen festen und anderen Partnern oder das Absehen vom Gebrauch des Kondoms nur bei vermuteter Serostatuskonkordanz unverständlich.

66

Strategien der Risikobegrenzung verdrängen also Strategien der Risikovermeidung. Ein Präventionskonzept, das diese Veränderungen im präventiven Verhalten schwuler Männer nicht zur Kenntnis nehmen will, ist zum Scheitern verurteilt. Das Insistieren auf der z.T. durchaus massiven Einschränkung der Lebensqualität durch das Regime der Kombinationstherapien wird nicht hinreichen, um die Safer-Sex-Compliance wieder zu steigern (auch wenn dieser Hinweis keineswegs falsch ist). Das weitere Predigen des möglichst umfassenden Kondomgebrauchs führt in eine Sackgasse. Ein kontinuierliches, zeitstabiles und intelligentes Risikomanagement unter schwulen Männern (ebenso wie in anderen Hauptbetroffenen-Gruppen) wird nur dann erreicht werden können, wenn in umfassender Weise ihre *allgemeine Gesundheitsorientierung* zum Ausgangspunkt genommen wird. Die Frequentierung von Sportstudios, die Befolgung von Diäten, die Vermeidung von Nikotin, der Gebrauch von Mitteln der Schönheitspflege signalisieren eine Gesundheitsorientierung, die in ihren Übertreibungen starke narzisstische und fetischistische Züge annimmt. Unter Absehung von diesen Übertreibungen könnte es eine realistische Strategie sein, bei der Entwicklung zukünftiger Präventionskonzepte an diese allgemeinere Gesundheitsorientierung anzuknüpfen, in deren Mittelpunkt Ideale der physischen und psychischen Integrität ste-

hen. Die Integration der Aids-Prävention in die allgemeine Krankheitsprophylaxe würde einen bestimmten Endpunkt im Normalisierungsprozess von Aids darstellen. Bevor die Frage erörtert wird, ob damit alles „ganz normal“ geworden ist und die Aidshilfen sich am besten nächstes Jahr auflösen sollten, liegt es nahe, den gesellschaftlichen Normalisierungsprozess von männlicher Homosexualität als parallele Entwicklung zu diskutieren (mein Erfahrungs- und Forschungshintergrund lässt mich diese Eingrenzung vornehmen).

Ist männliche Homosexualität „total normal“?

Mitte Mai 1997 erschien in der Hamburger Illustrierten „Stern“ unter dem integrationswütigen Titel „Total normal“ ein Artikel von Werner Hinzpeter zur Lebenssituation schwuler Männer. Er resümiert: „Inzwischen ist Deutschland wieder zu einem der schwulenfreundlichsten Länder der Welt geworden“ (Hinzpeter 1997, S. 193). Mit dieser Meinung steht er keineswegs allein da. Auch die Befragungen, die ich in den 1990er Jahren regelmäßig unter schwulen Männern durchgeführt habe, scheinen diese Aussage zu bestätigen. So stieg etwa der Anteil der westdeutschen Männer, die in ihrem sozialen Umfeld (Eltern, Geschwister, Kollegen, heterosexuelle Freunde) ihre Homosexualität nicht verbergen und sie akzeptiert oder toleriert sehen, von 56 Prozent im Jahre 1991 auf 71 Prozent im Jahre 1999.⁴

Das hohe Ausmaß an Akzeptanz und sozialer Sichtbarkeit, wie sie die Daten von 1999 dokumentieren, muss allerdings relativiert werden, da sich überdurchschnittlich viele jüngere Mittelschichtsmänner aus großstädtischen Ballungsräumen an den Befragungen beteiligen (Bochow 2001a).⁵ Wenn Homosexualität so „total normal“ wäre, wie oft behauptet, ließe sich außerdem nicht erklären, warum bis heute ein so hohes Maß an antihomosexueller Gewalt zu beobachten ist: Zwischen 1991 und 1999 berichteten kontinuierlich drei bis vier Prozent homosexueller Männer, dass sie in den zwölf Monaten vor der Befragung Opfer physischer antischwuler Gewalt wurden, und 13 bis 14 Prozent gaben an, dass sie in diesem Zeitraum angepöbelt, beschimpft oder beleidigt wurden – eine Form symbolischer Gewalt, deren Auswirkungen nicht unterschätzt werden sollten (Bochow 2001a). Die nordrhein-westfälische Studie zu Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen von lesbischen Frauen ergab, dass 29 Prozent der Frauen Anpöbeleien, Beschimpfungen und Beleidigungen im öffentlichen Raum erlebt hatten; 34 Prozent berichteten über sexuelle Grenzverletzungen und 20 Prozent über

4 In der DDR war die soziale Sichtbarkeit homosexueller Männer in den 80er Jahren geringer als in der alten Bundesrepublik. Überwiegend offen „schwul“ und in ihrer Homosexualität akzeptiert lebten 1991 50 Prozent der Ostdeutschen und 1999 63 Prozent. Deutliche Unterschiede zwischen Millionenstädten, anderen Großstädten und der „Provinz“ bleiben sowohl in Ost- wie in Westdeutschland bestehen.

5 Ähnliche Daten für lesbische Frauen liegen mir nicht vor; ihre soziale Sichtbarkeit ist bis heute wesentlich geringer als die schwuler Männer. Dies lässt sich – zynisch gesprochen – auch daran ablesen, dass sie nie eines § 175 für „würdig“ erachtet wurden.

körperliche Angriffe und Bedrohungen (Stein-Hilbers 1999, S. 181). Diese Daten beziehen sich auf die gesamte Biographie der befragten Frauen. Mit Ausnahme der sexuellen Grenzverletzungen würde die von homosexuellen Männern für den Zeitraum eines Jahres berichtete symbolische und physische Gewalt einen ähnlichen Umfang annehmen, wenn sie auf einen Zeitraum von 10 oder 15 Jahren hochgerechnet würde.

Gewalttäter sind in der Regel – sowohl was lesbische wie auch schwule Opfer anbelangt – heterosexuelle Männer, bei schwulen Opfern sind es in der Regel unter 25-Jährige. Diese Viktimisierungsprozesse verweisen auf ein grundlegendes gesellschaftliches Problem, das der sozialen Konstitution von Männlichkeit. In einem Artikel über „Weiblichkeit, Männlichkeit und Virilität“ haben Pascale Molinier und Daniel Welzer-Lang diesen sozialen Konstitutionsprozess folgendermaßen beschrieben: Die sozialen Räume, in denen die männlichen Jugendlichen von Gleichaltrigen zur Gewalt erzogen werden, sind Schulhöfe, Sportvereine, die Armee, Kneipen usw. Diese strukturieren die Beziehungen zwischen Männern analog zu dem Vorbild des hierarchisierten Verhältnisses zwischen Männern und Frauen. Den „richtigen Männern“, die immer zeigen können, wo es langgeht, die alle Privilegien der Macht, der Ehre und der Herrschaft über Frauen haben, stehen die „Weicheier“ gegenüber, die unmännlichen Männer, die Schwachen, die Schwulen, die Jüngeren, die, obwohl sie häufig gegenüber den Frauen ihre Machtposition behaupten, die Aggressionen und Gewalttätigkeiten der stärkeren Männer erleiden, sexuelle Gewalt eingeschlossen (vgl. Molinier/Welzer-Lang 2000, S. 72).

Jeder mit Fußballfans gefüllte S-Bahn-Zug illustriert, wie ungebrochen traditionelle und rohe Männlichkeit ausagiert wird, auch von männlichen Jugendlichen, die sich in anderen Kontexten wesentlich ziviler verhalten. Die *Abwehr von Unmännlichkeit*, damit aber auch die *Abwertung alles Weiblichen*, äußert sich jedoch wesentlich häufiger und zumeist wesentlich subtiler als bei einer Horde alkoholisierter Fußballfans. Martin Dannecker beschreibt dies in seiner Analyse der Reaktionen von Vätern auf ihre (prä-)homosexuellen Söhne und erklärt hiermit, warum so viele schwule Jugendliche und junge Männer einen Zeitraum von mehreren Jahren benötigen, um ihr schwules Coming-out zu bewerkstelligen: „Referenz für ihr Gefühl des Andersseins ist das jeweils geläufige Stereotyp von Jungenhaftigkeit. Folglich wird dieses Gefühl an ganz handfesten Differenzen zwischen dem Verhalten gleichaltriger Geschlechtsgenossen und ihrem eigenen Verhalten im Kindes- und frühen Jugendalter festgemacht. Während jene vergnügt mit ihren Vätern oder mit anderen Jungen Fußball spielten, ihrem Vater begeistert bei irgendwelchen im Haus anfallenden Reparaturarbeiten halfen, mit anderen Jungen rauften und grob mit diesen umgingen, hielt sich der werdende Homosexuelle aus solchen Aktivitäten möglichst heraus. Diese gleichsam negative Referenz

zu den kulturellen Manifestationen von Männlichkeit wird nicht selten von einer positiven Referenz zu den kulturellen Manifestationen von Weiblichkeit ergänzt“ (Dannecker 1997, S. 153–154). Die weiblicheren Verhaltensweisen ihres prähomosexuellen Jungen lösen bei den allermeisten Vätern Unbehagen, nicht selten weitaus härtere, z.T. gewalttätige Reaktionen aus. Hierzu noch einmal Martin Dannecker: „Zwar sind gewaltsame Reaktionen nicht die Regel, mit denen Väter ihre Söhne zur männlichen Raison bringen möchten und diese manchmal buchstäblich in sie hineinzuprügeln versuchen. Heranwachsende Homosexuelle finden aber nur in Ausnahmefällen familiäre Bedingungen vor, die es ihnen ermöglichen, aus der Homosexualität ein positives Bild zu formen. Die wohl am weitesten verbreitete Umgangsweise mit den frühen Manifestationen der Homosexualität und den Spannungen, die aus den weder vom Sohn noch vom Vater so recht verstandenen Wünschen und Eigenarten entstehen, besteht darin, dass sich beide voneinander distanzieren“ (Dannecker 1997, 150).

Ein Bedürfnis sozialer Distanz besteht indes nicht nur zwischen den homosexuellen Söhnen und ihren Vätern. In einer vom Bundesministerium für Forschung und Technologie finanzierten Repräsentativbefragung stimmten 1991 42 Prozent der Westdeutschen und 36 Prozent der Ostdeutschen der vorgegebenen Aussage „In der Gegenwart von Homosexuellen kann einem körperlich unwohl werden“ zu, unter Arbeitern und Rentnern sogar die Hälfte der Befragten (Bochow 1993).⁶ Aus dem Gesamtbild dieser Befragung von 2.222 Deutschen kann geschlussfolgert werden, dass noch mindestens ein Drittel der deutschen Bevölkerung als stark schwulenfeindlich eingestuft werden muss; ein weiteres Drittel ist ambivalent, d. h. nicht durchgängig antihomosexuell, aber keinesfalls frei von ablehnenden oder klischeehaften Einstellungen. Die Untersuchung liefert allerdings auch eindeutige Hinweise darauf, dass die Schwulenfeindlichkeit der (west-)deutschen Gesellschaft seit den siebziger Jahren abgenommen hat (vgl. Lautmann 1977). Diese Zunahme der Akzeptanz von homosexuellen Menschen in der Bevölkerung in den letzten 30 Jahren ist erklärungsbedürftig.⁷ Ausgehend von der schon getroffenen Feststellung, dass in patriarchalisch geprägten Gesellschaften die Abwertung des Weiblichen mit der Abwehr männlicher Homosexualität Hand in Hand geht, ist eine Ursache im Beginn der Enthierarchisierung des Geschlechterverhältnisses zu sehen. Der Rückgang der Prägekraft traditioneller Männlichkeits- und Weiblichkeitsmuster, die Individualisierungsprozesse in den kapitalistischen, postindustriellen Dienstleistungsgesellschaften und der Rückgang konservativ-familienzentrierter Wertorientierungen in der Mehrheit der Bevölkerung schaffen auch Freiräume für Lesben und Schwule.

⁶ Aus methodischen Gründen wurde nur nach der Einstellung zu männlichen Homosexuellen gefragt, es besteht jedoch kein Grund zu der Annahme, dass weibliche Homosexualität eine wesentlich höhere Akzeptanz in der Bevölkerung erfährt.

⁷ Die Tatsache, dass Aids – von schwulen Männern zunächst als willkommener Vorwand für erneute Repression befürchtet – paradoxerweise einen gesellschaftlichen Prozess der größeren Akzeptanz von Homosexualität auslöste, soll hier nur vermerkt, aber nicht weiter kommentiert werden.

Wenn die weitgehende Akzeptanz von Schwulen und Lesben abhängt von der Enthierarchisierung des Geschlechterverhältnisses, wird gleichzeitig deutlich, an welchem Punkt wir gegenwärtig stehen. Eine der Leitfiguren der (west-)deutschen Frauenbewegung hat im Hamburger Wochenmagazin „Der Spiegel“ im Oktober 2000 folgende Bilanz gezogen: „Viele Erfahrungen, Studien und Umfragen deuten zurzeit auf eine Zwei-Drittel-Männergesellschaft hin: Das erste Drittel steht der Sache der Frauen aufgeschlossen und sympathisierend gegenüber, wenn auch nicht ohne Rückfälle. Das zweite Drittel versucht, sich durchzuschlängeln. Das dritte Drittel hat verstanden und hält hart dagegen ... die jungen, von emanzipierten Müttern und Schwestern geforderten Männer sind ... überproportional im ersten Drittel vertreten“ (Schwarzer 2000, S. 82). Es ist verblüffend, wie deckungsgleich das Resümee von Alice Schwarzer dem Fazit der von mir durchgeführten Studie entspricht. Dem stark schwulen- und frauenfeindlichen Drittel entspricht ein weiteres Drittel, das sich in einer Erhebung von 1987 in der Bundesrepublik als antisemitisch erweist (Bergmann/Erb 1991, S. 56–57). Eine Gruppe von 33 Prozent der Befragungsteilnehmer wurde als potenziell antisemitisch im weiteren Sinne klassifiziert. Frauen-, Fremden- und Schwulenfeindlichkeit basieren auf den gleichen chauvinistischen und machistischen Normen und Orientierungen. Es wäre erstaunlich, wenn eine Bevölkerung, in der maximal 40 Prozent der Männer an strikten egalitären Normen orientiert sind, was Frauen, Zuwanderer oder Farbige anbelangt, in ihrer Mehrheit lesben- und schwulenfreundlich wäre.

Der dänische Soziologe Henning Bech hat aus der weitgehenden sozialen Akzeptanz homosexueller Menschen in Dänemark geschlossen, dass der Sozialtypus des Schwulen oder der Lesbe im Verschwinden sei. Die Akzeptanz homosexueller Menschen führt er auf die in Dänemark realisierte Gleichberechtigung der Geschlechter zurück und auf das skandinavische Modell des Sozialstaates, das langfristig die bornierten familistischen Orientierungen von Heterosexuellen abbaue (Bech 2000). Sosehr ich Henning Bech in der These zustimme, dass die Schwulen schon immer die Kriegsgewinnler des Geschlechterkampfes waren, so skeptisch bin ich gegenüber der These des Verschwindens der Homosexuellen. Mit Günter Dworek halte ich die Prognose der Auflösung der Homosexualität in einem Transgender-Nirwana für einen merkwürdigen sozialwissenschaftlichen Buddhismus. Was die Gleichberechtigung der Geschlechter anbelangt, genügt ein Blick auf die bevölkerungsreichsten europäischen Staaten wie Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Italien, Spanien und Polen, um zu sehen, wie weit wir davon noch entfernt sind. Der kontinentaleuropäische Sozialstaat wird gegenwärtig nicht nur durch die Auswirkungen der Globalisierung abgetragen, sondern auch durch die tatkräftige Mithilfe sozialdemokratischer Parteien nach dem Motto „Blairisten aller Länder, vereinigt euch!“.

Schlussfolgerungen

Wir haben gesehen, dass für schwule männliche Jugendliche das Coming-out nach wie vor sehr schwierig sein kann, auch wenn sie aus liberalen Mittelschichtsfamilien kommen – bei Jugendlichen aus unteren Schichten und solchen aus muslimisch geprägten Migrantenfamilien gestaltet es sich ungleich problematischer. Ich vermute, dass dies für lesbische Mädchen nicht viel anders ist.

Die Probleme des Coming-outs als Indikator für den Normalisierungsgrad von Homosexualität sind ähnlich wie beim Coming-out als HIV-Infizierter. Auch hier ist der Lackmus-Test, inwieweit es möglich ist, die eigene HIV-Infektion jederzeit ähnlich problemlos publik zu machen wie die Bekanntgabe einer zunehmenden Kurzsichtigkeit, die die Verschreibung neuer Brillengläser notwendig macht. Bei aller stattgefundenen Normalisierung des gesellschaftlichen Umgangs mit HIV und Aids sind wir hiervon noch weit entfernt. Eine HIV-Infektion bleibt für die meisten ein krisenhaftes Lebensereignis, das schwer zu bewältigen ist. Die Kombinationstherapien bewirken bei HIV-bedingten Krankheitsverläufen keineswegs nur eitel Sonnenschein. Sie verbessern für viele die Lebensqualität und wirken lebensverlängernd, für sehr viele bleibt die Wirkung von HIV jedoch deutlich lebensverkürzend.

Auch wenn die HIV-Infektion für viele Betroffene den Status einer Krebserkrankung hat, kann dies kein Trost sein – nur weil Krebs keine moralische Panik hervorruft, ist damit die psychosoziale Situation von Krebskranken keineswegs normal. Bestenfalls ist zu erwarten, dass viele HIV-bedingte Gesundheitsprobleme auf der gesellschaftlichen Ebene ebenso ausgeblendet werden, wie dies schon jahrzehntelang bei Krebskranken die Regel ist. Von einer solchen Art sozialer Normalisierung haben wir wenig zu erhoffen. Es ist freilich gar nicht gesagt, dass diese Art von Normalisierung durch Verdrängen eintritt. Nach wie vor sind über 70 Prozent der HIV-bedingt Erkrankten homo- und bisexuelle Männer und/oder Drogengebraucher. Und obwohl der gesellschaftliche Aids-Diskurs der 1980er und 1990er Jahre schwulen Männern eine öffentliche Beachtung und auch ein Maß relativer öffentlicher Akzeptanz gebracht hat, von dem sie vorher nur träumen konnten, hat das Etikett „schwul“ noch lange nicht die gleiche Harmlosigkeit wie das Etikett „rothaarig“, und Drogengebrauch bleibt – Alkohol und Nikotin ausgenommen – hochgradig tabuiert. Die fatale Verknüpfung von schwul, Drogengebrauch und HIV-infiziert kann jederzeit zur Diskreditierung, Stigmatisierung und Ausgrenzung eingesetzt werden. So gesehen, kann die Beunruhigung von Aidshilfe-Mitarbeitern sich in Grenzen halten: Sie werden weiterhin gebraucht. Zwei Voraussetzungen für eine Zukunftsperspektive der Aidshilfen sind allerdings erforderlich. Die eine liegt in den Händen der staatlichen und kommunalen Geldgeber, die andere bei den Aidshilfen selbst: Sie brauchen dringend

überzeugende Konzepte, die sie auch im dritten Jahrzehnt der HIV/Aids-Prävention tragen und ihre Arbeit effektivieren.

Literatur

Bech 1997

Bech, Henning: *When Men Meet – Homosexuality and Modernity*. Cambridge: Polity Press 1997

Bergmann/Erb 1991

Bergmann, Werner/Erb, Rainer: *Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland*. Opladen: Leske und Budrich 1991

Biechele (Hg.) 1998

Biechele, Ulrich (Hg.): *Identitätsbildung, Identitätsverwirrung, Identitätspolitik. Eine psychologische Standortbestimmung für Lesben, Schwule und andere*. Berlin: Deutsche AIDS-Hilfe 1998

Bochow 2001a

Bochow, Michael: *Schwule Männer, AIDS und Safer Sex. Neue Entwicklungen. Eine Befragung im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung*. Köln: AIDS-Forum DAH, Bd. 40. Berlin: Deutsche AIDS-Hilfe 2001

Bochow 2001b

Bochow, Michael: *AIDS geht alle an – AIDS geht niemand an: Eine 20-jährige Geschichte*. In: *AIDS-Infothek*, 13. Jg., H. 3, S. 20–24

Bochow 2000a

Bochow, Michael: *Das kürzere Ende des Regenbogens. HIV-Infektionsrisiken und soziale Ungleichheit bei schwulen Männern*. Berlin: Edition Sigma 2000

Bochow 2000b

Bochow, Michael: *Reaktionen homosexueller Männer in Deutschland auf die AIDS-Epidemie*. In: Marcus, Ulrich (Hg.): *Glück gehabt? Zwei Jahrzehnte AIDS in Deutschland*. Berlin/Wien: Blackwell Wissenschafts-Verlag 2000, S. 153–183

Bochow 1998a

Bochow, Michael: *Schwules Leben in der Provinz. Zum Beispiel Niedersachsen*. Berlin: Edition Sigma 1998

Bochow 1998b

Bochow, Michael: *Schichtspezifische Vulnerabilität im Hinblick auf HIV und AIDS. Eine empirische Studie zur besonderen Gefährdung homosexueller Männer aus der Unterschicht*. In: *Zeitschrift für Sexualforschung*, Jg. 11, H. 4, S. 327–345

Bochow 1993

Bochow, Michael: *Einstellungen und Werthaltungen zu homosexuellen Männern in Ost- und Westdeutschland*. In: Lange, Cornelia (Hg.): *AIDS – eine Forschungsbilanz*. Berlin: Edition Sigma 1993

Broquat/de Busscher 2003

Broquat, Christophe/de Busscher, Pierre-Olivier: *La crise de la normalisation. Expérience et condition sociales de l'homosexualité en France*. Unveröffentlichtes Typoskript, Paris 2003

Dannecker 2002

Dannecker, Martin: *Erosion der HIV-Prävention*. In: *Zeitschrift für Sexualforschung*, 15. Jg., H. 1, S. 58–64

Dannecker 1997

Dannecker, Martin: *Probleme der männlichen homosexuellen Entwicklung*. In: Ders.: *Vorwiegend homosexuell*. Hamburg: Männerschwarm-Skript 1997, S. 147–167

Dannecker 1990

Dannecker, Martin: *Homosexuelle Männer und AIDS. Eine sexualwissenschaftliche Studie zu Sexualverhalten und Lebensstil*. Stuttgart/Berlin/Köln: Kohlhammer 1990

Dannecker/Reiche 1974

Dannecker, Martin/Reiche, Reimut: *Der gewöhnliche Homosexuelle. Eine soziologische Untersuchung über männliche Homosexuelle in der Bundesrepublik*. Frankfurt a.M.: S. Fischer-Verlag 1974

Delphy 2000

Delphy, Christine: *Théories du patriarcat*. In: Hirata, Helena u.a. (Hg.): *Dictionnaire Critique du Féminisme*. Paris: Presses Universitaires de France 2000, S. 141–146

Ericksen/Steffen 1999

Ericksen, Julia/Steffen, Sally A.: *Kiss and Tell. Surveying Sex in the Twentieth Century*. Cambridge, MA/London: Harvard University Press 1999

Fougeyrollas-Schwebel 2000

Fougeyrollas-Schwebel, Dominique: *Mouvements féministes*. In: Hirata, Helena u.a. (Hg.): *Dictionnaire Critique du Féminisme*. Paris: Presses Universitaires de France 2000, S. 125–130

Grumbach (Hg.) 1997

Grumbach, Detlef (Hg.): Was heißt hier schwul? Politik und Identifikation im Wandel. Hamburg: Männerschwarzskript 1997

Hark 1998

Hark, Sabine: Neue Chancen – Alte Zwänge. Zwischen Heteronormativität und posttraditionaler Vergesellschaftung. Zur sozialen und psychischen Situation lesbischer Mädchen und schwuler Jungen in Nordrhein-Westfalen. Expertise im Auftrag des Ministeriums für Arbeit, Gesundheit und Soziales, NRW. Manuskript (71 S.). Berlin 1998

Hinzpeter 1997

Hinzpeter, Werner: Total normal. In: *Der Stern*, H. 21/1997, S. 189–193

Knoll/Edinger/Reisbeck 1997

Knoll, Christopher/Edinger, Manfred/Reisbeck, Günter: Grenzgänge. Schwule und Lesben in der Arbeitswelt. Edition Gay Studies. München/Wien: Profil Verlag 1997

Laumann/Gagnon/Michael/Michaels 1994

Laumann, Edward O./Gagnon, John H./Michael, Robert T./Michaels, Stuart: The social organization of sexuality. Sexual practices in the United States. Chicago/London: University of Chicago Press 1994

Lautmann (Hg.) 1993

Lautmann, Rüdiger (Hg.): Homosexualität. Handbuch der Theorie und Forschungsgeschichte. Frankfurt a.M./New York: Campus 1993

Lautmann (Hg.) 1977

Lautmann, Rüdiger (Hg.): Seminar: Gesellschaft und Homosexualität. STW 200. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Taschenbuch Verlag 1977

Lhomond 2000

Lhomond, Brigitte: Artikel „Sexualité“. In: Hirata, Helena u.a. (Hg.): *Dictionnaire Critique du Féminisme*. Paris: Presses Universitaires de France 2000, S. 200–205

Lhomond/Michaels 2000

Lhomond, Brigitte/Michaels, Stuart: Homosexualité/Hétérosexualité: Les enquêtes sur les comportements sexuels en France et aux USA. In: *Journal des Anthropologues*, Nr. 82/83 (Anthropologie des Sexualités), S. 91–111

Mendès-Leite 2000

Mendès-Leite, Rommel: Le sens de l'altérité. Penser les homosexualités. Paris: L'Harmattan 2000

Molinier/Welzer-Lang 2000

Molinier, Pascale/Welzer-Lang, Daniel: Féminité, Masculinité, Virilité. In: Hirata, Helena u.a. (Hg.): *Dictionnaire Critique du Féminisme*. Paris: Presses Universitaires de France 2000, S. 71–76

Plummer 1995

Plummer, Ken: Telling Sexual Stories. Power, Change and Social Worlds. London/New York: Routledge 1995

Poluda 1996

Poluda, Eva S.: Probleme der weiblichen homosexuellen Entwicklung. In: Sigusch, Volkmar (Hg.): *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung*. Stuttgart/New York: Thieme 1996, S. 57–76

Reiche 2000

Reiche, Reimut: Der gewöhnliche Weg zur Homosexualität beim Mann. In: Bosse, Hans/King, Vera (Hg.): *Männlichkeitsentwürfe. Wandlungen und Widerstände im Geschlechterverhältnis*. Frankfurt a.M./New York: Campus 2000, S. 178–198

Rogers/Turner 1991

Rogers, Susan M./Turner, Charles F.: Male-male sexual contact in the USA: Findings from five sample surveys, 1970–1990. In: *Journal of Sex Research*, Nr. 28, 1991, S. 491–519

Rosenbrock/Wright (Hg.)

Rosenbrock, Rolf/Wright, Michael (Hg.): Partnership and Pragmatism. Germany's response to AIDS prevention and care. London/New York: Routledge 2000

Rosenbrock/Dubois-Arber/Setbon 1999

Rosenbrock, Rolf/Dubois-Arber, Françoise/Setbon, Michel u.a.: The AIDS Policy Cycle in Western Europe. From Exceptionalism to Normalization. Publication series of the research unit Public Health Policy, P99-202. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin 1999, S. 1–58

Schilling 2000

Schilling, Rainer: The German AIDS self-help movement: the history and ongoing role of AIDS-Hilfe. In: Rosenbrock, Rolf/Wright, Michael (Hg.): *Partnership and Pragmatism. Germany's response to AIDS prevention and care*. London/New York: Routledge 2000, S. 82–90

Schwarzer 2000

Schwarzer, Alice: Die gläserne Wand. Siege und Niederlagen der Frauen im Kampf gegen die Männergesellschaft. In: *Der Spiegel*, Nr. 11, 9.10. 2000, S. 80–84

Starke 1994

Starke, Kurt: Schwuler Osten. Homosexuelle Männer in der DDR. Berlin: Ch. Links Verlag 1994

Stein-Hilbers u.a. 1999

Stein-Hilbers, Marlene u.a.: Gewalt gegen lesbische Frauen: Studie über Diskriminierung und Gewalterfahrungen. Düsseldorf: Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen 1999

Weeks/Heaphy/Donavan 2001

Weeks, Jeffrey/Heaphy, Brian/Donovan, Catherine: Same Sex Intimacies. Families of Choice and Other Life Experiments. London/New York: Routledge 2001

Das Streben nach Männlichkeit als psychosozialer Risikofaktor

Christopher Knoll

Die schwierige Reproduktion von Männlichkeit

Die amerikanische Psychologin Ruth Hartley vertrat als Ergebnis ihrer Studien die Ansicht, dass der kleine Junge sich ausschließlich negativ definiert: „Die männlichen Kinder lernen im Allgemeinen, was sie nicht tun dürfen, wenn sie männlich sein wollen, ehe sie lernen, was sie dürfen. [...] Viele Jungen würden die Männlichkeit einfach so definieren: das, was nicht weiblich ist.“ Und weiter konstatiert sie: „Die Männlichkeit ist für die Männer wichtiger als die Weiblichkeit für die Frauen.“

Ein Mann zu sein sagt sich im Imperativ besser als im Indikativ. „Sei ein Mann!“ – eine Aufforderung, die deutlich macht, dass der Besitz männlicher Chromosomen und Genitalien anscheinend nicht ausreicht, ein Mann zu sein. Dieser Ausspruch lässt sich noch steigern: „Sei ein richtiger Mann!“ Also scheint es viele Wege zu geben, mit der eigenen Männlichkeit etwas falsch machen zu können. Die Männlichkeit muss also hergestellt oder konstruiert werden. Und dieser Her-

stellungsprozess scheint schwieriger geworden zu sein. „Der Mann ist ein Geheimnis geworden“, stellte die australische Sozialwissenschaftlerin Lynne Segal fest.

So geheim scheint es jedoch nicht zu sein, denn es gibt nach wie vor klassische Regeln, wie sich ein Mann zu verhalten hat: Deborah David und Robert Brannon haben in ihrem Buch „Die 49 %-Mehrheit“ vier Imperative der Männlichkeit formuliert:

1. **No Sissy Stuff** (nichts Weibisches)
2. **The Big Wheel** (eine wichtige Persönlichkeit):
Forderung nach Überlegenheit den anderen gegenüber, Erfolg, Macht, Bewunderung
3. **The Sturdy Oak** (Die standfeste Eiche):
die Notwendigkeit, unabhängig zu sein und sich nur auf sich selbst zu verlassen
4. **Give 'em Hell** (zum Teufel mit allen):
die Verpflichtung, sich stärker zu erweisen als die anderen, notfalls mit Gewalt, und zur Not gegen Vernunft und Furcht Risiken einzugehen.

76

Männlichkeit ist das Produkt einer Gratwanderung zwischen zu wenig und zu viel Männlichkeit, symbolisiert durch die zwei Ikonen „Terminator“ (autark, egoistisch, gewaltbereit, quasi die Weiterentwicklung der Ikone „Cowboy“) und „Tunte“ (weibisch – als Gegenpol zu weiblich, schwach und lächerlich). Dabei lässt sich deutlich die Richtung der gesellschaftlichen Wertigkeit erkennen: Zu viel Männlichkeit ist immer noch besser als zu wenig. (Dieses Gegensatzpaar lässt sich auch etwas milder formulieren: Macho und Softie. Der Macho verkörpert die – oft gegen Frauen gerichtete – Macht, der Softie die bewusste Aufgabe dieser Macht. Er wird dadurch jedoch nicht zum Liebling der Frauen, ganz im Gegenteil. Ihm wird vorgeworfen, dass er in den seltensten Fällen wirklich das ist, was er vorgibt, nämlich fürsorglich, sondern dass er viel eher auch umsorgt werden will.)

Wie sich der Mann nun zwischen diesen beiden Polen konstruieren kann, das ist die große Frage. Die Forderungen von Frauengruppen zeigen einen Zwischenweg jedenfalls nicht auf. Es scheint, als werde hier die Abschaffung der Männlichkeit – oder noch besser: des Mannes – an sich gefordert.

Die Krise begann in den 60er Jahren. Nicht der Feminismus ist daran schuld – ihm gebührt (nach Elisabeth Badinter) viel eher das Verdienst, „den Kaiser ohne Kleider gezeigt zu haben“. Die klassische Männerrolle ist in die Krise gerutscht, weil sie ihre historische Funktion verloren hat: Zum einen hat die klassische geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und die mit ihr gekoppelte Identitäts- und Motivationsstruktur ihre gesellschaftliche Funktion verloren. Männer und Frauen unterscheiden sich immer weniger über ihre Tätigkeiten. Zum anderen hat die

Sexualität immer mehr ihre reine Fortpflanzungsfunktion verloren. Es gibt nunmehr nicht nur die Sexualität ohne Reproduktion, sondern seit dem ersten Retortenbaby im Jahr 1978 auch Reproduktion ohne Sexualität.

Durch die Entkoppelung von Sexualität und Reproduktion kann sich Identität ohne Rückgriff auf die Sexualitäten gestalten. Die Folge: Die geschlechtlichen Muster können und müssen vielschichtiger als bislang gestaltet werden – eine Forderung, die lange schon erhoben, aber nie richtig eingelöst wird. Bis diese Vielschichtigkeit ohne Panik gelebt werden kann, muss allerdings offenbar das alte Modell erhalten: Das starke Aufbegehren der Männlichkeit, wie sie durch aktuelle Männlichkeits-Ikonen wie z. B. „Rambo“ oder „Terminator“ und ihre Variationen sichtbar wird, ist wahrscheinlich ein Versuch, dieses Funktionsvakuum zu füllen. Wie schwer es den Männern fällt, sich mit Ihrer aktuellen Rolle zurechtzufinden, zeigt die derzeitige Diskussion um den Wunsch der Männer nach der „aktiven Frau“ – bei der die Männer immer zwischen Angst und Begehren schwanken. Einerseits hat die Vorstellung ihren Reiz, andererseits wissen sie damit aber auch nichts anzufangen. Die Krise der Geschlechterrollen führt zu einer Krise des Konzeptes der dichotomen^a Differenz, also der Heterosexualität. Sozialwissenschaftliche Untersuchungen zeigen denn auch, dass – seit das heterosexuelle Sexualverhalten statistisch überprüft wird – Männer und Frauen noch nie so wenig Sex miteinander gehabt haben wie jetzt.

Die Frage ist nun, was das alte Modell der Gegensätzlichkeit von männlich und weiblich ablösen kann. Hier bietet das Modell von Sandra Bem aus den 70er Jahren einen Ansatzpunkt: Die üblichen Vorstellungen gehen von einer Eindimensionalität aus; Männlichkeit und Weiblichkeit sind die Pole eines Kontinuums^b, das heißt, je weniger männlich ich bin, desto weiblicher bin ich gleichzeitig und umgekehrt. Bem schlug eine andere Sichtweise vor. Männlichkeit und Weiblichkeit versteht sie als zwei voneinander unabhängige Dimensionen, die orthogonal^c zueinander stehen (wie ein klassisches Koordinatensystem). Man hat somit also die Möglichkeit, sehr männlich und sehr weiblich gleichzeitig zu sein, das heißt, die Annahme weiblicher Eigenschaften geht nach diesem Model nicht mehr zwingend mit einer Reduktion von Männlichkeit einher.

Wenn man Männlichkeit und Weiblichkeit als Möglichkeiten des Empfindens und Verhaltens ansieht, die prinzipiell jedem und jeder offenstehen, dann wird hoffentlich auch das Geschlechterverhältnis mehr von Gemeinsamkeit als von Gegensätzlichkeit geprägt sein. Die Voraussetzung dafür ist jedoch, dass der Mann auf das verzichtet, was die Männlichkeit für ihn immer so attraktiv und schwierig zugleich gemacht hat: seine (reale oder imaginierte^d) Vormachtstellung.

a Dichotomie: Zweigliederung, Einteilung in zwei einander ergänzende Begriffe

b etwas lückenlos Zusammenhängendes (z. B. eine Linie)

c rechtwinklig

d imaginieren = sich einbilden, sich vorstellen, ausdenken

Der „Faktor Männlichkeit“ wird bei schwulen Männern nicht genügend beachtet

In der fachlichen Diskussion über schwule Männer oder Interaktionen schwuler Männer bleibt sehr oft die Tatsache unerwähnt, dass die Akteure „Männer“ sind, ebenso wie die sich daraus ergebenden Folgen. Es entsteht so der Eindruck, als gebe die Tatsache, dass die Untersuchungsobjekte schwul sind, hinlänglich über ihre Männlichkeit oder eher Nicht-Männlichkeit Auskunft. Dem gegenüber steht die Erfahrung vieler, wenn nicht sogar aller schwulen Männer, dass das Thema Männlichkeit sehr wohl ein entscheidendes ist.

Nach Elisabeth Badinter („XY – Die Identität des Mannes“) ruht die klassische Männlichkeit auf zwei Säulen: der Ablehnung des Weiblichen und der Ablehnung des Homosexuellen (was wiederum eine Ablehnung des Weiblichen im Mann ist). Die Heterosexualität ist daher folgerichtig der ersehnte Beweis, anders als eine Frau zu sein: eine Frau zu haben, um keine Frau zu sein. In einer Umfrage eines französischen Männermagazins antworteten auf die Frage „Würden Sie sich nach einem homosexuellen Erlebnis noch als Mann betrachten?“ 57 % der befragten Männer mit nein.

78

Pathetisch könnte man sagen, dass gerade schwule Männer zwangsläufig in einem Männlichkeitsdilemma stecken. Einerseits müssen sie ihre Homosexualität annehmen, andererseits gerade durch diese Annahme ein wichtiges Kriterium der Selbstbestätigung als Mann, nämlich kein Homosexueller zu sein, aufgeben. Ihnen bricht sozusagen, um mit Badinter zu sprechen, das zweite Standbein der Männlichkeit – nämlich die Ablehnung des Homosexuellen – weg. Das Ergebnis ist bei nicht wenigen Schwulen das Gefühl eines „Männlichkeitsdefizits“.

Eine der wenigen kollektiven Erfahrungen schwuler Männer ist die des Coming-outs. Ab irgendeinem Zeitpunkt in der individuellen Biografie muss sich der Einzelne die Frage stellen, was die nun gerade ins Bewusstsein dringende Homosexualität mit seiner Männlichkeitskonzeption macht. Dieses Thema ist umso dringlicher, je früher das Coming-out stattfindet. Die Statistiken gehen von einem mittleren Alter zwischen 13 und 14 Jahren aus, in dem bei schwulen Männern bzw. Jugendlichen der erste Gedanke an die eigene Homosexualität aufkommt, also genau zu dem Zeitpunkt, in dem das Zeigen von klassischen männlichen Verhaltensstereotypen sozial bedeutsam wird (und dies wohl heute mehr denn je!).

Das gesellschaftliche Bild der Homosexualität virilisiert^e sich zunehmend. Früher, in den Anfängen der Schwulenbewegung und damit der Sichtbarwerdung von Homosexuellen, gab es kaum männliche, selbstidentifizierte Schwule, da die gesellschaftliche Beschädigung schwuler Männer viel weitreichender als heute war. Heute kann man das Vorhandensein von „tuntigen“ oder effeminierten^f Männern

^e von viril = männlich; hier: vermannlicht

^f verweiblichten

eher in der Provinz als in urbanen Regionen bemerken, in Lebenssituationen, in denen die soziale Kontrolle und Normierung sehr hoch ist. Dies ist bemerkenswert, da dies die Situationen sind, in denen die sozialen Risiken gerade für nichtnormkonforme Schwule besonders hoch sind. Die Tunte kann durchaus als selbstbewusste, manchmal sogar aggressive Umdeutung gesellschaftlicher Werte, die Homosexuelle ausgrenzen, verstanden werden, aber auch als Replikation^g der heterosexuellen Bindung, da der effeminierte Mann sich einem Mann als passiver Partner empfehlen kann, was dem „richtigen“ Mann per Definition nicht möglich ist.

Aids war auch vor diesem Hintergrund für schwule Männer – insbesondere für diejenigen, die keine subjektiv befriedigende Lösung für ihr Männlichkeitsdefizit gefunden haben – eine Katastrophe. Sich hinzugeben war nun nicht mehr nur psychisch, sondern auch physisch gefährlich: „Wo ich mich am meisten hingeebe, gefährde ich mich am meisten.“ Aber auch die andere psychische Lösung des Männlichkeitsdilemmas – sich nicht hinzugeben und an der klassischen Männlichkeitsmatrix festzuhalten – umgeht das Risiko nicht: Der „richtige“ Mann schützt sich nicht. Es ist doch die Domäne der Männer, sich im Bedeutungskreis von Töten und Getötetwerden aufzuhalten. Der Mann bietet der Gefahr die Stirn. Man riskiert sich zwar physisch, aber rettet seine Männlichkeit. Das mag übertrieben klingen, aber wenn man sein ganzes erwachsenes Leben bewusst oder unbewusst an der Konturierung seiner Männlichkeit gearbeitet hat, dann hat die Waagschale „Männlichkeit“ einiges an Gewicht. Und: Männlichkeit ist ja für schwule Männer nicht nur ein Kompensationsmechanismus, um die Beschädigungen durch das Coming-out so klein wie möglich zu machen, sondern oft eine erotische Notwendigkeit, da viele sich so zeigen wollen, wie sie ihren Partner wünschen: als starker, unbedrohter Mann.

Die Bereitschaft der Männer – homo- wie heterosexueller – zur Missachtung des eignen Körpers hat eine Aktion von Präventionisten der Münchner AIDS-Hilfe des Projekts Prävention im Sub unter Abwandlung der „sieben maskulinen Imperative“ von Herb Goldberg thematisiert:

Schwule sind richtige Männer!

- 1. Je weniger Schlaf ich benötige,*
 - 2. je mehr Schmerzen ich ertragen kann,*
 - 3. je mehr Alkohol ich vertrage,*
 - 4. je mehr Sex ich habe,*
 - 5. je weniger ich jemanden um Hilfe bitte und von jemandem abhängig sein will,*
 - 6. je mehr ich meine Gefühle unterdrücke und kontrolliere,*
 - 7. je weniger ich auf meine Gesundheit achte,*
- desto männlicher bin ich.*

Oder?

Schutz und Vorsorge sind also „sissy stuff“ – nichts für Kerle. Da können sich viele homo- wie heterosexuelle Männer die Hand reichen. Und hoffentlich anfangen, das „Elend der Männlichkeit“ (G. Vinnai) zu bedauern, anstatt Männlichkeit unkritisch zu feiern.

Wie bedeutsam Männlichkeit als soziale Strukturkategorie für schwule Männer ist, zeigt sich insbesondere an der Konstruktion derjenigen Bereiche der schwulen Szene, die stark sexualisiert sind. Alexander Schuller machte den Unterschied zwischen Männern und Frauen einmal wie folgt fest: „Bei Männern kann Intimität zu Nähe, bei Frauen kann Nähe zu Intimität führen.“ Der stark sexualisierte Umgang schwuler Männer in manchen Bereichen der Szene kann daher auch als Wunsch verstanden werden, unbedrohlich und ohne Beschädigung ihrer Männlichkeit Nähe herzustellen. Es ist für viele allemal leichter, den Wunsch nach Sexualität zu äußern als den Wunsch nach Nähe. Und auch hier unterscheiden sich schwule und heterosexuelle Männer oft gar nicht so stark.

Auch wenn viele – vielleicht sogar die meisten – schwulen Männer einen Weg aus dem Dilemma der Männlichkeit gefunden haben, so ist die Beschäftigung mit dem Thema gerade in der Prävention von hoher Bedeutung. Das Bild des für sich und andere sorgenden Mannes muss entstigmatisiert werden, um gerade diejenigen, die das Dilemma in sich spüren, Mut zum Schutz zu geben, vielleicht auch Mut, um gut miteinander umzugehen. Daher haben die Münchner Präventio-nisten die „Aktion freundliche Szene“ gestartet, deren Kernsatz „Geht gut miteinander um“ ist – hoffentlich auch auf eine Art und Weise, dass nicht der Einzelne selbst oder seine subjektiv erlebte Männlichkeit darunter leiden muss.

***Safer Sex: Dranbleiben und weiterentwickeln!*¹**

Susan Kippax, Kane Race

Einführung

[...] Diese Abhandlung ist in zwei Teile gegliedert: Teil 1 beschäftigt sich mit den Jahren vor 1996, Teil 2 mit der Zeit von 1996 bis 2001. Wir analysieren die Auswirkungen von Aids auf das Leben von Menschen, die in diesen Zeiträumen von HIV betroffen waren. Hierbei konzentrieren wir uns insbesondere darauf, wie homosexuelle Männer in den Industriestaaten das HIV-Risiko eingeschätzt und darauf reagiert haben und welche Rolle jeweils Medizin- und Sozialwissenschaften dabei spielten. Wir untersuchen, wie homosexuelle Männer Erkenntnisse und Techniken aus diesen beiden Disziplinen „enkulturiert“, d. h. sich zu eigen gemacht und in die Strukturen ihres täglichen Lebens eingebaut haben, sodass HIV-Prävention und Risikominimierung für sie zum Tragen kamen. Auch wenn diese Zweiteilung vielleicht willkürlich erscheinen mag, stellen doch aufgrund

¹ Leicht gekürzte deutsche Fassung des Artikels „Sustaining safe practice: twenty years on“, erschienen in *Social Science & Medicine* 57 (2003), 1–12. Wir danken den Autoren und dem Verlag Elsevier Science Ltd. (www.elsevier.com) für die Erlaubnis, den Artikel zu übersetzen und zu veröffentlichen. Übersetzung: Elisabeth Abu Homos/Holger Sweers.

der Einführung wirkungsvoller *medizinischer* Behandlungen [die Jahre nach 1996] eine besondere Herausforderung sowohl für die HIV-gefährdeten Populationen als auch für die Experten aus Aufklärung und Prävention dar, denn die Kombinationstherapien können – wie im Folgenden erläutert wird – sowohl eine Gefahr für die Prävention als auch einen gewissen Schutz gegen eine HIV-Übertragung darstellen.

Die frühen Jahre – vor 1996

Die erste Phase der Reaktion auf HIV war eine „reine Präventionsphase“ und lässt sich klar von den Jahren ab 1996 abgrenzen, als die neuen Behandlungen eingeführt wurden. Die Prävention ist erfolgreich gewesen: In den meisten nordeuropäischen und südwestpazifischen Ländern sowie in bestimmten Populationen in Nordamerika (USA und Kanada) sind die HIV-Raten gesunken (Anderson 2000; Coates u. a. 1996); in dieser Periode – das gilt zumindestens für die meisten Industriestaaten – gab es beachtliche Änderungen beim Sexualverhalten und beim Drogenkonsum.

Hervorzuheben ist, dass die ersten Maßnahmen gegen die Ausbreitung von Aids ergriffen wurden, bevor sich die Sozialwissenschaften und die Medizin damit befassten. In den Industriestaaten wurden die allerersten Aufklärungsaktivitäten zu HIV/Aids von homosexuellen Männern und intravenös Drogen Konsumierenden durchgeführt – mit Unterstützung von Schwulen-Organisationen, Community- und Netzwerkstrukturen (Callen 1983; Friedman u. a. 1987; Friedman u. a. 1999). Dies geschah lange bevor spezifische Aids-Organisationen gegründet wurden und die staatlichen Gesundheitsbehörden reagierten (Ballard 1989; Patton 1990; Watney 1990). Auch wenn es einige Fehlstarts gab, konnten staatliche Stellen und die Gesundheitsbehörden auf diese frühen, risikobegrenzenden Aktivitäten aufbauen. Mediziner und – etwas später – Sozialwissenschaftler begannen wichtige Rollen als Berater sowohl staatlicher Stellen als auch von Nichtregierungsorganisationen (NGO) zu spielen; sie erforschten die Risiken und nahmen Einfluss auf die Präventionsmaßnahmen. In dieser Zeit, d. h. in den 80er Jahren und Anfang der 90er Jahre, waren die HIV-Präventionsmaßnahmen in vielerlei Hinsicht sehr energisch – keineswegs einfach –, aber schließlich war Prävention das Einzige, was getan werden konnte, und trotz Zweifeln und moralischer und ideologischer Bedenken gab es ein Bewusstsein für ihre Dringlichkeit.

Die Medizinwissenschaften betrachten Risiken in der Regel als ein Problem von Individuen, d. h. von einzelnen Angehörigen bestimmter Populationen oder Gruppen. Die Kategorien dieser besonders Gefährdeten, die so genannten Risikogruppen, wurden entlang der Epidemiologie gebildet: Üblicherweise zählte man homosexuelle Männer, Drogenkonsumenten und Prostituierte/Stricher dazu,

gelegentlich auch Jugendliche und Frauen. Paradoxerweise wurden diese Kategorien sowohl zu Markern des Risikos [sc. für andere] als auch der Vulnerabilität^a: Aus „gefährdet“ wurde „Risiko für andere“ (Brown 2000; Waldby/Kippax/Crawford 1995). So galten etwa junge homosexuelle Männer als vulnerabel und „riskiert“, während homosexuelle Männer – als Gruppe – als Personen eingestuft wurden, die Risiken eingehen und so die jungen Männer gefährden. Heterosexuelle Männer standen (und stehen) nicht auf dieser Liste, während Frauen sowohl die Position der Vulnerablen (Ehefrauen) als auch der „Gefährlichen“ (Sexarbeiterinnen) einnahmen (Waldby/Kippax/Crawford 1993).

Solche Einteilungen in „Risikogruppen“ führen dazu, dass Individuen gänzlich durch eine epidemiologische Risikobeschreibung determiniert erscheinen. Die epidemiologische Einschätzung wird als gegeben betrachtet und von der Mehrheit nicht in Frage gestellt, weil sie mit umfassenderen kulturellen Sichtweisen über die Verortung von Krankheit und Morbidität^b zusammenhängt. Somit wird sexuelles *Anderssein*, wie bei „Homosexuellen“ der Fall, mit *Abweichung* gleichgesetzt und zugleich mit Unmoral und Krankheit. In ähnlicher Weise werden Frauen, die – aus welchen Gründen auch immer – in der Sexbranche arbeiten, als „Prostituierte“ eingestuft und damit als promisk^c und als Überträger von Krankheiten betrachtet. Diese Über-Determinierung beruht darauf, dass die Medizinwissenschaft den Begriff „Gruppe“ synonym mit dem Begriff „Population“ verwendet, d. h., Einzelne werden allein durch ihre Zugehörigkeit zu einer bestimmten Population oder Gruppe als „homosexuell“, „bisexuell“ oder „drogenabhängig“ identifiziert. Im Rahmen der Kategorien der US-amerikanischen *Centers for Disease Control and Prevention* (CDC), die von den meisten Industriestaaten übernommen wurden, erscheint das Risiko einer Übertragung beim heterosexuellen Geschlechtsverkehr nur dann als gegeben, wenn einer der Partner HIV-positiv ist, einer „Risikogruppe“ zugehört oder aus einem Land mit weiter HIV-Verbreitung kommt. Dem medizinwissenschaftlichen Begriff „Risikogruppe“ fehlte und fehlt jeder Bezug auf soziale Zusammenhänge und gemeinsame Sichtweisen; er war und ist lediglich eine übergestülpte Identitätskategorie, die für Risiko steht. Diese Identitätskategorien – wie „homosexuell“ oder „drogenabhängig“ – sind wiederum durch bestimmte Verhaltensweisen gekennzeichnet, üblicherweise durch „riskante“. Wie bei der Verknüpfung von HIV mit „Risikogruppen“ hat die Medizinwissenschaft im Rahmen ihrer Abgrenzungsmethodik ein erhöhtes Übertragungsrisiko an bestimmte Verhaltensmuster geknüpft: homo-/bisexuelle Übertragung, intravenöser Drogenkonsum usw. (Die Verwendung des Begriffs „bisexuelle Übertragung“ zeigt ein ähnliches Problem auf; in diesem Fall wird jedoch Identität mit Verhalten verknüpft). In Bezug auf das Sexualverhalten wurde

a *Verwundbarkeit, Verletzbarkeit*

b *morbid (lat.) = kränklich; im (sittlichen) Verfall begriffen; Morbidität = morbider Zustand; Häufigkeit von Erkrankungen innerhalb einer Bevölkerungsgruppe*

c *Promiskuität = Geschlechtsverkehr mit häufig wechselnden Partnern*

Risiko mit penetrierendem^d Geschlechtsverkehr, insbesondere Anal- und Vaginalverkehr, und mit Promiskuität gleichgesetzt. [...]

„Risiko“ wird jedoch je nach Blickwinkel unterschiedlich verortet – von einem Medizinwissenschaftler anders als von einem Sozialwissenschaftler, von einem Mitglied einer „Community“^e anders als von einem Regierungsvertreter (Haraway 1991). Die Sozialwissenschaftler richteten ihre Aufmerksamkeit eher auf die *Praktiken* von Gruppen (ohne die „Risikogruppen“ außer Acht zu lassen) als auf das *Verhalten* Einzelner, wobei „Praktiken“ im Gegensatz zu „Verhaltensweisen“ sozial hervorgebracht werden, also intersubjektiv sind und eine subjektive Bedeutung haben. Soziale Praktiken prägen das Verhalten oder Handeln von bestimmten Menschen bei bestimmten Gelegenheiten an bestimmten Orten und in bestimmten Kontexten. Individualistische Modelle der Gesundheitsförderung und -vorsorge wie das von Medizinwissenschaftlern sowie von eher psychologisch orientierten Sozialwissenschaftlern verfochtene „Health Belief Model“ sind von zahlreichen Sozialwissenschaftlern kritisiert worden, vor allem von solchen, die in der europäischen Tradition stehen (Ingham/Woodcock/Stenner 1992; Kippax/Crawford 1993; Paicheler 2000). Wie die Analyse der gesamteuropäischen Daten zu HIV-Übertragungen und zum Sexualverhalten belegt, sind präventive Verhaltensweisen tief in sozialen Beziehungen verwurzelt und werden durch soziale und interpersonale ebenso wie durch individuelle Faktoren strukturiert (Bajos/Marquet 2000). Konzepte wie „Risiko“ müssen daher in Begriffe gekleidet werden, die im Einklang mit den historisch gewachsenen Überzeugungen und Interessen derer stehen, an die sich gesundheitsfördernde Maßnahmen richten.

Sowohl die Medizin- als auch die Sozialwissenschaftler gingen davon aus, dass ungeschützter penetrierender Geschlechtsverkehr und das gemeinsame Benutzen von Injektionsnadeln „unsafe“, also riskante Verhaltensmuster und Praktiken seien, wohingegen Sicherheit und Risikobegrenzung mit der Verwendung von Kondomen und der Benutzung steriler Nadeln assoziiert wurden (Coates u. a. 1996; Kippax u. a. 1993a). Während jedoch die meisten Sozialwissenschaftler einen Unterschied zwischen der *Praxis* „ungeschützter Analverkehr zwischen serokonkordanten^f negativen Partnern in einer festen Beziehung“ und der *Praxis* „ungeschützter Analverkehr zwischen Partnern mit diskordantem oder unbekanntem Serostatus“ machten, sahen die Medizinwissenschaftler das *Verhalten* – den ungeschützten Analverkehr – ungeachtet des sozialen Kontexts als identisch an.

Als Anfang der 90er Jahre HIV-Antikörpertests auf den Markt kamen, identifizierten Forscher die Praxis des ungeschützten Analverkehrs zwischen serokonkordanten negativen Partnern in einer festen Beziehung („*negotiated safety*“), etwa: vereinbarte oder ausgehandelte Sicherheit; vgl. Kippax u. a. 1993b; Kippax u. a.

^d eindringendem

^e Gemeinschaft, z. B. der schwulen Männer, der Drogengebraucher usw.

^f serokonkordant = mit gleichem Serostatus, also zwei HIV-negative oder zwei HIV-positive Partner

1997), die dann von Gesundheitspädagogen – zunächst in Australien – empfohlen wurde (Kinder 1996). Diese Praxis wurde von Forschern auch in einer Reihe europäischer Länder identifiziert, darunter Großbritannien (Davies 1993; Elford u. a. 1999) und Frankreich (Adam 1999); in den Niederlanden wurde sie als Maßnahme zur Risikobegrenzung empfohlen (Davidovich/de Wit/Stroebe 2000). „Negotiated safety“ ist eine Präventionsstrategie, die zwei seronegativen Partnern innerhalb einer festen Beziehung den Kondomverzicht ermöglicht, soweit Safer-Sex-Vereinbarungen für Sexualkontakte außerhalb dieser festen Partnerschaften getroffen werden. Als Strategie weist die „negotiated safety“ Parallelen zur Monogamie-Strategie auf, während sie sich in der Praxis sehr von dieser unterscheidet. Im Gegensatz zur Monogamie sieht die „negotiated safety“ eine Vereinbarung über Sexualkontakte außerhalb der festen Beziehung vor; diese kann, muss aber nicht den Verzicht auf Sex außerhalb der Beziehung beinhalten. Vereinbart wird jedoch, dass Sexualkontakte außerhalb der festen Beziehung nur „safer“ sein dürfen.

Das Thema Risiko nimmt bei diesen beiden Strategien – die erste, „negotiated safety“, geprägt durch die Praxis in der Community, von den Sozialwissenschaften identifiziert und offiziell etabliert, die zweite, Monogamie, durch eine epidemiologische Denkweise geprägt, die Monogamie als beiderseitig und andauernd sieht – eine sehr unterschiedliche Position ein. Während der Verzicht auf Kondome innerhalb einer monogamen Partnerschaft oder eine Vereinbarung über „negotiated safety“ das gleiche *Verhalten* bedeuten kann, ist die *Praxis* je nach der sozial konstruierten Bedeutung des „Verzichts auf Kondome“ eine ganz andere. Im Falle der „negotiated safety“ gibt es keine Annahmen einer HIV-negativen Sero-konkordanz sowie gegenwärtiger und anhaltender Treue, und da die Akteure um das Risiko eines Verzichts auf Kondome innerhalb ihrer Beziehungen (sowohl der seriell monogamen als der offenen) wissen, passen sie ihre Praxis in einer vergleichsweise sicheren Art und Weise an diese Gegebenheiten an. Die staatliche Gesundheitsfürsorge, die sich auf die Sozialwissenschaften berief, die wiederum das (empirisch beobachtete) Geschehen unter den homosexuellen Männern abbildeten, unterstützte diese praktikable Strategie, machte das Konzept der „negotiated safety“ bekannt und legitimierte es damit gewissermaßen. Wir nennen diese sozial geprägte staatliche Gesundheitsfürsorge „social public health“ und unterscheiden sie von der traditionellen staatlichen Gesundheitsfürsorge, die ihren Schwerpunkt auf strukturelle soziale und wirtschaftliche Determinanten setzt. Ebenso setzen wir sie ab von einer „modernen“ staatlichen Gesundheitsfürsorge, manchmal auch als „New Public Health“ bezeichnet, die von der Epidemiologie und den Medizinwissenschaften geprägt ist. [...]

Wir stimmen mit Rosenbrock u. a. (2000) überein: Die sozial geprägte Gesundheitsfürsorge kann bis dato größere Erfolge im Kampf gegen die HIV-Ausbreitung aufweisen. Während die medizinisch-epidemiologisch ausgerichtete Gesund-

heitsfürsorge auf Früherkennung, Massenuntersuchungen („Screenings“), individuelle Beratung und Nachverfolgung der Kontakte sowie Behandlungen setzt, betont die sozial ausgerichtete Gesundheitsfürsorge – im Wissen um die Dynamik der Praxis und ihre soziokulturelle Prägung – die Einbindung der Communities und das Handeln ihrer Mitglieder, maßgeschneiderte Präventions- und Gesundheitsbotschaften für Zielgruppen (und nicht für Individuen) sowie Schadensminimierung („harm reduction“). Abgesehen von einigen wenigen Ländern hat sich die medizinisch und epidemiologisch ausgerichtete Gesundheitsfürsorge insgesamt als vergleichsweise ineffizient erwiesen, insbesondere bei der Eindämmung von Epidemien mit sexuell übertragbaren Erregern (Rosenbrock u. a. 2000). [...]

Reaktionen auf Präventionsbotschaften

Die empirischen Erkenntnisse aus Studien, die in der Zeit vor der Einführung erfolgreicher Behandlungen durchgeführt wurden, untermauern die Überlegenheit der „sozial geprägten“ gegenüber der medizinisch-epidemiologisch ausgerichteten Gesundheitsfürsorge. Es besteht kein Zweifel daran, dass in jener Zeit, als diese soziale Gesundheitsfürsorge an Boden gewann, mehr Kondome benutzt und verstärkt Safer Sex praktiziert wurde – siehe Kippax u. a. 1993a für Australien; Hickson u. a. (1996) für Großbritannien; Moatti u. a. (2000) und Moatti/Souteyrand (2000) zu Europa im Allgemeinen; Stall/Coates/Hoff (1988), Schechter u. a. (1988), Moran u. a. (1990), Myers/McLeod/Calzavara (1991) sowie Remis u. a. (2000) für Teile Nordamerikas. Zudem waren die erfolgreichsten Strategien die der Risikominimierung – Strategien, die auf einer Definition von „Sicherheit“ basierten, die sowohl von den interessierten Vertretern der offiziellen (sowohl Medizin- als auch Sozial-)Wissenschaft als auch von den betroffenen Gruppen akzeptiert wurde, und die von der sozialen öffentlichen Gesundheitsfürsorge verfolgt wurden.

Aufrufe zur Enthaltensamkeit [hingegen] wurden von den meisten homosexuellen Männern schlicht ignoriert. Martin (1987) sowie Evans u. a. (1989) dokumentierten zwar für Anfang der 1980er Jahre eine Abnahme des Analverkehrs (insbesondere des Analverkehrs mit Ejakulation im Rektum), des oral-genitalen Sex mit Ejakulation und des oral-analen Verkehrs („Rimming“). Ab 1988 jedoch war wieder ein gleich hohes Niveau an sexuellen Aktivitäten wie in den Jahren zuvor festzustellen (Stall u. a. 2000 für die Vereinigten Staaten von Amerika), zugleich aber ein verstärkter Einsatz von Kondomen und eine Ausweitung des sexuellen Repertoires in Hinsicht auf die Übernahme relativ sicherer Sexualpraktiken – das gilt zumindestens für die Zeit zwischen 1986 und 1996 in Australien (Kippax 2001). Und obgleich anfänglich einige homosexuelle Männer die Empfehlungen der Medizin zur Monogamie beherzigten, konnte sich auch diese Strategie auf lange Sicht nicht durchsetzen. Bei Martin (1987) finden sich zwar Hinweise auf ein Absinken der durchschnittlichen Partnerzahl in den 12 Mona-

ten vor der Befragung von fünf auf drei und auf einen Trend zu einem festen Partner in den ersten Jahren der Epidemie. Als diese Ergebnisse jedoch veröffentlicht wurden, zeigten die Ergebnisse einiger von Stall u. a. (2000) ausgewerteter Studien aus den USA, dass es schon wieder eine Trendwende hin zu einer höheren Zahl von Gelegenheitspartnern gegeben hatte, und diese Zahlen blieben über die nächsten zehn Jahre relativ stabil. Die Zahl der Gelegenheitspartner blieb in der Zeit zwischen 1987 und 1997 aber nicht nur stabil – und zwar auf einem höheren Niveau als dem von Martin (1987) ermittelten –, sondern Männer mit festen Partnern hatten auch häufiger gelegentlichen Sexualverkehr mit Partnern außerhalb ihrer festen Beziehung.

Mit anderen Worten: Zwischen 1986/87 und 1996/97 nahmen homosexuelle Männer in den USA und Australien bestimmte Präventionsbotschaften an (Kondombenutzung bei Analverkehr, eine Ausweitung des „sicheren“ Sexualrepertoires und die Umsetzung von „negotiated safety“), von anderen hingegen wandten sie sich ab (Abstinenz und Monogamie). Und nicht nur das: Homosexuelle Männer nahmen in dieser Zeit nicht nur einige Strategien an und verwarfen andere, sondern es gibt auch Beweise für die Wirksamkeit der von ihnen angenommenen Strategien (Anderson 2000), darunter die „ausgehandelte Sicherheit“ (Kinder 1996; Kippax u. a. 1997; Davidovich/de Wit/Stroebe 2000; Crawford u. a. 2001). Der medizinische Fortschritt beim HIV-Antikörpertest hat also eine neue Präventivstrategie (neben anderen wie Kondombenutzung und Vermeidung von ungeschütztem penetrierendem Sex) hervorgebracht. [...]

Homosexuelle Männer, intravenös Drogen Konsumierende sowie – in einem bestimmten Maß – auch Heterosexuelle machten ihre Praktiken „safer“, d. h., sie modifizierten sie oder bauten darauf auf, aber sie verzichteten nicht auf sie oder strichen sie aus ihrem Repertoire. Was die Sexualpraktiken angeht, so wurde im Laufe der Zeit auch eine ganze Reihe neuer Strategien entwickelt, und wie wir im Folgenden zeigen werden, entwickeln homosexuelle Männer auch weiterhin neue Strategien. Manche dieser Strategien beinhalten den Verzicht auf Kondome und sind auf komplexe Weise mit Treue und Liebe verknüpft (Kippax u. a. 1990). [...] Eine wichtige Rolle dabei spielte medizinisches Wissen über die Übertragungswege, aber dieses medizinische Wissen wurde transformiert, als es sich homosexuelle Männer und intravenös Drogen Konsumierende aneigneten. Mit der Unterstützung von Präventionsexperten und Sozialforschern verwendeten sie diese Erkenntnisse zur Erarbeitung von Präventionsstrategien, die – wenn auch nicht zu 100 % risikofrei – in den Alltag integriert werden konnten und nachhaltig wirkten. Obwohl die Schlacht noch nicht gewonnen war, schienen diese Präventionsmaßnahmen doch Anfang 1996 erfolgreich zu sein. Erfolgreich deswegen, weil medizinische Erkenntnisse aufgegriffen und von den durch die Epidemie am stärksten Betroffenen sozial transformiert wurden. Dies geschah

mit der Hilfe der Sozialforschung und einer neuen, sozialen öffentlichen Gesundheitsfürsorge, die auf Angehörige der betroffenen Communities als Akteure setzte, die sich der Herausforderung durch HIV stellten und sich mit ihren unterschiedlichen Kenntnissen – aus den Medizinwissenschaften, den Sozialwissenschaften und aus ihrem Alltag – engagierten, um sich selbst, ihre Partner und Communities zu schützen.

Nach der Vancouver-Konferenz – nach der Krise (1996–2001)

Auf der 11. Internationalen Aids-Konferenz in Vancouver 1996 präsentierten Dowsett und McInnes (1996) neue Erkenntnisse zu den Homosexuellen-Communities in Australien und prägten den Begriff „post-AIDS“ [nach Aids], ein Begriff, der auch in den USA Verwendung fand (Rofes 1998). Dieser Begriff „post-AIDS“ war so zu verstehen, dass die Krise in den Industriestaaten vorbei sei – Präventionsmaßnahmen griffen und die Menschen lernten, mit der Epidemie umzugehen. Auf der gleichen Konferenz wurde vom Erfolg der neuen antiretroviralen Kombinations-therapien (HAART^g) berichtet; kurze Zeit später wurden Maßnahmen zur Post-Expositions-Prophylaxe nach einer möglichen Ansteckung bei berufsbedingten oder nicht berufsbedingten Kontakten mit HIV-Infizierten vorgestellt. Durch diesen gewissermaßen glücklichen Zufall wurde auch der Erfolg der Behandlungen mit „post-AIDS“ assoziiert.

88

Die HAART hat das Gesicht von Aids verändert. Kurzfristig gesehen erweisen sich die antiretroviralen Therapien als wirksam. Die Viruslast sinkt, und das Immunsystem der meisten Behandelten erholt sich. Überall in der entwickelten Welt sinkt die Zahl der Kranken und Toten. Beispielsweise ergeben zusammengefasste Daten verschiedener europäischer Länder, dass das Risiko, innerhalb von zehn Jahren nach einer HIV-Ansteckung zu sterben, insgesamt um 64 % gesunken ist (Mocroft u. a. 2000); ähnliche Ergebnisse liegen für Australien vor (Law u. a. 2000). Zwar gibt es derzeit weder eine Heilung noch eine sichere Aussage über die Rate, mit der eine HIV-Ansteckung über den Ausbruch von Aids hin zum Tod führt, doch wird die HIV-Infektion mittlerweile von vielen als eine chronische und kontrollierte Krankheit angesehen. Trotz schwerer Nebenwirkungen und Problemen wie Compliance^h, Resistenzen und Superinfektionen bedeutet die antiretrovirale Therapie für die meisten der HIV-Erkrankten wiedergewonnene Energie, eine Rückkehr zum Arbeitsplatz und die Wahrscheinlichkeit eines längeren Lebens mit angemessener Lebensqualität. [...]

Wo ein Zugang zur Behandlung besteht, stehen die antiretroviralen Medikamente in direktem Zusammenhang mit der Prävention, nämlich in Form der

g hoch aktive antiretrovirale Therapie

h to comply = einwilligen, befolgen; Compliance: Mitwirkung des Patienten an einer Therapie

Post-Expositions-Prophylaxe, der Verhinderung von Mutter-Kind-Übertragungen und (in Populationen, in denen die Behandlungsmöglichkeiten stark genutzt werden) der Reduzierung der Zahl der Ansteckungen als Folge einer geringeren Viruslast in dieser Population (Law u. a. 2001)². Laut Warner (1999) stellt die Tatsache, dass nicht jeder Patient in den USA Zugang zu einer solchen Behandlung hat, eine vertane Chance dar und dürfte zu dem raschen Anstieg der HIV-Rate in den afroamerikanischen und hispanischen Bevölkerungsgruppen in New York beigetragen haben. Ungeachtet der Reduzierung des HIV-Übertragungsrisikos durch die Therapien traten aber schnell Spannungen zwischen den Medizin- und den Sozialwissenschaften auf. 1996 wurden Bedenken geäußert (und das hat sich bis heute nicht geändert), die neuen Behandlungen und der Zugang zur Post-Expositions-Prophylaxe ermutigten seropositive wie seronegative Menschen dazu, Risiken einzugehen – dies insbesondere vor dem Hintergrund der erfolgreichen Präventionsmaßnahmen (Horton 1998). Man fürchtet(e), es werde eine Rückkehr in die „böse Vergangenheit mit ihren schlimmen Praktiken“ geben.

Es gibt durchaus Belege, welche diese Bedenken untermauern – die neuen Behandlungsmethoden haben in den Industriestaaten zu wachsendem Optimismus geführt, insbesondere unter den HIV-Infizierten und in den am meisten durch HIV betroffenen Populationen. Aids wird nicht mehr als so gravierend empfunden wie vor 1996, und die Behandlungsmöglichkeiten lassen manche HIV-negative homosexuelle Männer annehmen, dass ihr persönliches HIV-Risiko gesunken sei. Wenn auch der Optimismus durch Vorsicht und Skepsis gezügelt wird, gibt es Anzeichen dafür, dass in einigen Ländern einschließlich Australiens (van de Ven u. a. 1998) und der USA (Stall u. a. 2000) der ungeschützte Analverkehr wieder auf dem Vormarsch ist. Außerdem gibt es Hinweise auf eine zwar schwache, aber eindeutige Relation zwischen Optimismus und Risikoverhalten (van de Ven u. a. 1999; van de Ven u. a. 2000a; Katz u. a. 2002). Auch die sinkende Zahl der HIV-Tests unter jungen homosexuellen Männern in Australien deutet auf eine nachlassende Besorgnis und eine optimistische Einschätzung des künftigen Verlaufs der Epidemie hin (van de Ven u. a. 2000b).

Im Allgemeinen ist, wie Stall u. a. (2000) an Studien zur HIV-Inzidenzⁱ beobachten konnten, die HIV-Rate unter homosexuell aktiven Männern in den 90er Jahren bestenfalls auf gleichem Niveau geblieben. Es gibt aber Hinweise auf einen zwar geringfügigen, doch beunruhigenden Anstieg – zumindestens in Ontario, Kanada (Calzavara u. a. 2000) und in San Francisco (Kellogg/McFarland/Katz 1999; McFarland u. a. 2000). Keine Zunahme konnte in Australien festgestellt werden (McDonald/Musto [Hg.] 2001) und bis dato nur eine geringfügige in Euro-

² Es gibt Hinweise darauf, dass bei niedriger Viruslast das Risiko einer HIV-Übertragung geringer ist: Quinn u. a. (2000) berichteten, dass unter 415 diskordanten heterosexuellen Paaren in ihrer ugandischen Studie die Übertragungsrate bei Individuen mit weniger als 3.500 Viruskopien pro ml Blut bei 2,2% lag, bei Individuen mit mehr als 50.000 Kopien hingegen bei 23,0%.

ⁱ Angabe über die Häufigkeit eines Ereignisses (z. B. Infektion, Erkrankung) während eines bestimmten Zeitraums (z. B. innerhalb eines Jahres) in einem bestimmten Gebiet oder in einer bestimmten Gruppe

pa, doch ist in vielen Industrieländern eine steigende Zahl von sexuell übertragbaren Infektionen unter homosexuell aktiven Männern zu verzeichnen (Stall u. a. 2000).

Neben der Furcht vor allzu großem Optimismus und der damit verbundenen Rückkehr zu ungeschütztem Sex gibt es ferner die Sorge, dass der Erfolg neuer Behandlungen zu einer verstärkten Fokussierung auf die Medizin führe: Viruslast, Immunantwort, Virusresistenz und Compliance. Diese Hinwendung zur Medizin, so wird befürchtet, führe zu einem neuerlichen Interesse an individuellen Formen der Gesundheitsförderung und -erziehung, nämlich zur freiwilligen Inanspruchnahme von Beratungs- und Testangeboten. Darüber hinaus besteht die Sorge, diese Refokussierung auf die Medizin könne die zuvor unter dem Eindruck der HIV-Gefahr näher zusammengedrängten Communities spalten und die HIV-Positiven von HIV-Negativen und diejenigen mit hoher Viruslast von denen mit niedriger oder einer Viruslast unter der Nachweisgrenze trennen. Auch Rosenbrock und seine Kollegen haben solche Bedenken hinsichtlich einer (erneuten) Hinwendung zur Medizin und damit zu einer Rückkehr zu dem, was sie die „alte“ (klinische/epidemiologische) Gesundheitsfürsorge nennen (diese Bedenken ähneln der Furcht vor einer Rückkehr zur „bösen Vergangenheit mit den schlimmen Praktiken“), [was] ... zu einer Vernachlässigung der verhaltensbezogenen Prävention und einer Verlagerung der Ressourcen von „Fürsorge“ hin zur „Heilung“ [führen könnte]. Eine solche Zurückstellung von Prävention zugunsten einer stärkeren Fokussierung auf die medizinische Behandlung ist kürzlich in Bezug auf Afrika thematisiert worden (Creese u. a. 2002).

90

Die epidemiologisch/medizinisch orientierte Gesundheitsfürsorge entfernt häufig das „öffentliche“ Element aus dem Begriff „öffentliche Gesundheitsfürsorge“, wie die Förderung des freiwilligen HIV-Tests als Präventionsmaßnahme verdeutlicht (Coates 1998). Werden HIV-Tests infolge eines neuerlichen Interesses an Sekundärprävention gefördert (Früherkennung, Screenings, Ermittlung von Sexualpartnern, obligatorische Mitteilung an den Partner und Behandlung), dann nimmt dies tatsächlich den „öffentlichen Aspekt“ aus der Gesundheitsfürsorge heraus. Allerdings muss man HIV-Tests oder Viruslastmessungen nicht zwangsläufig so werten. Werden Tests propagiert, weil sie sowohl HIV-Positiven als auch HIV-Negativen Safer-Sex-Optionen eröffnen, dann kann die medizinische Prävention erfolgreich in HIV-Primärprävention integriert werden. Wie wir gezeigt haben, kann der HIV-Antikörpertest zur Aushandlung von Sex ohne Kondome genutzt werden; die homosexuelle Community hat in diesem Zusammenhang auf eine Kultur der Ehrlichkeit innerhalb fester Partnerschaften hingearbeitet (Kippax/Kinder 2002). In gleicher Weise ist ein „öffentliches Gesundheitswesen mit sozialer Ausrichtung“ erforderlich, um auf die Möglichkeit der Bestimmung der Viruslast zu reagieren – wobei „öffentlich“ hier „zugängliche, leicht zu merkende

und durch kollektives Vorgehen unterstützte“ Botschaften bedeutet (Berlant/Werner 1998, 547 [Hervorhebung durch die Verfasser]).

Laut Race (2001) ist es von entscheidender Bedeutung, die Veränderungen nach 1996 nicht als Rückkehr zu den „alten Praktiken“, sondern als Entwicklung einer neuen Position zu betrachten, einer Position nach der Krise, die ihre eigene Dynamik hat. Richtig ist, dass der Antikörpertest vor 1996 eine neue Identität geschaffen hat – die PLWHA (people living with HIV and AIDS = Menschen mit HIV und Aids) –, dies aber auch zu einer Spaltung der homosexuellen Community führte. Diese Identität war eine kulturelle und politisierte Identität mit spezifischen Interessen und Bedürfnissen, die sich oft von den Interessen der Präventivisten unterschieden. Heute, in der Ära nach 1996, stellt sich die Frage, wie HIV-Infizierte und Aidskranke auf der einen und die durch die Infektion Bedrohten auf der anderen Seite auf die medizinischen Entwicklungen reagieren. Besteht die Gefahr, dass der sozialwissenschaftliche Ansatz unterlaufen wird? Welche kollektiven und kulturellen Anstrengungen sind erforderlich, um den medizinischen Ansatz zu vermitteln und zu transformieren?

Transformationen des medizinischen Ansatzes

Die Erkenntnis, dass es in Australien zwar eine deutliche Zunahme von riskanten Sexualpraktiken unter homosexuellen Männern gibt (insbesondere ungeschützter Analverkehr), die Zahl der HIV-Infektionen unter homosexuellen Männern aber stabil bleibt, stellt uns vor die Frage nach den Gründen. Stall u. a. (2000) sehen eine mögliche Erklärung darin, dass infolge des Einsatzes der antiretroviralen Therapien bei homosexuellen Männern und der daraus resultierenden verminderten Viruslast in dieser Population auch das HIV-Übertragungsrisiko gesunken sei. Wir halten das nur für einen Teil der Erklärung und bieten eine weitere Erklärung an, auf die auch Stall u. a. (2000) schon hingewiesen haben und für die wir einige Belege haben: In einer Studie über homosexuelle Männer in Sydney und Brisbane (Rosengarten/Race/Kippax 2000), in der die Auswirkungen der neuen Therapien auf das Sexualverhalten homosexueller Männer untersucht wurden, konnten weitere risikominimierende Praktiken neben der Kondombenutzung und der „ausgehandelten Sicherheit“ identifiziert werden. So nannten homosexuelle Männer etwa den *coitus interruptus* (vor der Ejakulation im Rektum) als Maßnahme der Risikominimierung, ebenso die nach HIV-Antikörperstatus erfolgende sexuelle Rollenverteilung beim ungeschützten Analverkehr (d. h. als „aktiver“ = eindringender oder als „passiver“ = aufnehmender Partner)^j. Insbesondere HIV-positive Männer erwähnten auch die geringe oder „nicht nachweisbare“ Viruslast und das daraus folgende geringere Infektionsrisiko. Unterschiede hin-

^j Beim ungeschützten Analverkehr ist das Risiko einer HIV-Übertragung bei einem aufnehmenden HIV-positiven und einem eindringenden HIV-negativen Partner geringer als bei einem aufnehmenden HIV-negativen und einem eindringenden HIV-positiven Partner.

sichtlich der Interpretation der jüngsten medizinischen Fortschritte oder hinsichtlich des Wissensstandes bergen das Risiko nicht abgestimmter Strategien der Risikominimierung. So ist zum Beispiel die Erwartung weit verbreitet, dass HIV-positive Männer ihre Sexualpartner über ihre Infektion informieren – dies deshalb, weil die Öffentlichkeit noch immer nicht zutreffend darüber informiert ist, wie medizinisch als HIV-positiv identifizierte Männer (privat) mit ihrer soziomedizinischen Situation umgehen.

Quantitative Analysen ergeben ein ähnliches Bild (van de Ven u. a. 2002). Fasst man Ergebnisse von Untersuchungen zum Sexualverhalten von Männern in Sydney in den Jahren 1996–2000 zusammen, in denen die Häufigkeit ungeschützten Analverkehrs mit einem Gelegenheitspartner oder mit dem serodiskordanten festen Partner (beide Praktiken galten als Risikomarker) ... in den sechs Monaten vor dem Interview abgefragt wurde, so bestätigen diese die Ergebnisse von Rosengarten/Race/Kippax (2000). Bei ungeschütztem Analverkehr mit Gelegenheitspartnern übernahmen die HIV-negativen Männer mit größerer Wahrscheinlichkeit den aktiven, eindringenden Part, während die HIV-positiven Männer eher die passive, aufnehmende Rolle einnahmen. Dieses Verhalten war öfter bei serodiskordanten Paaren zu beobachten, bei denen die Wahrscheinlichkeit größer ist, dass sich die Sexualpartner über ... Viruslast und andere klinische Befunde austauschen. Fragte man dieselben Männer, wie sie sich verhalten, wenn sie Kondome benutzen, verschwand dieses Muster völlig und tauchte gewissermaßen seitenverkehrt wieder auf. Wir nennen dieses Verhaltensmuster „strategische Positionierung“; weitere Analysen der gleichen Daten deuten darauf hin, dass die Zahl der Männer, die diese Strategie verfolgen, auf lange Sicht ansteigt (Rawstorne 2002).

Ungeachtet dessen, was man über HIV-Präventionsstrategien denkt, die auf das Kondom verzichten – *coitus interruptus*, aktive Rolle bei HIV-negativem und passive Rolle bei HIV-positivem Status („strategische Positionierung“), Vertrauen auf nicht nachweisbare Viruslast oder „ausgehandelte Sicherheit“: sie stellen keinen „Rückfall“ und keine Rückkehr zur „bösen Vergangenheit mit den schlimmen Praktiken“ dar. Während die Verbreitung dieser Versuche, das HIV-Übertragungsrisiko zu minimieren, noch empirisch beschrieben werden muss, stehen sie vielmehr dafür, dass [die betroffenen Männer] eine Reihe von Strategien zur Minimierung eines möglichen Schadens für sich selbst und ihre Sexualpartner verfolgen. Diese Strategien, die die Kenntnis klinischer Marker (d. h. HIV-Status und Viruslast) voraussetzen, scheinen zu anderen Praktiken hinzugekommen zu sein, die bereits seit Beginn der Epidemie verfolgt werden (wie z. B. die Benutzung von Kondomen). Sie stellen eine Reaktion auf die Medizin dar, eine Aneignung und „Enkultrierung“ medizinischen Wissens. Zu überprüfen bleibt allerdings, ob Schadensminimierungsstrategien wie die „strategische Positionierung“ aus-

reichen, um einen Anstieg der HIV-Inzidenz zu verhindern. In dieser Hinsicht müssen die für die HIV-Prävention und Gesundheitsfürsorge Zuständigen sie ... sorgfältig beobachten, insbesondere im Kontext steigender Raten von sexuell übertragbaren Infektionen und der Anzeichen für einen Anstieg bei den HIV-Neuinfektionen. Was auch immer diese steigenden Zahlen aussagen mögen: Wenn man Erfolg versprechende Strategien zur Schadensminimierung und HIV-Prävention sowie entsprechende Kampagnen entwickeln will, muss man diese Praktiken verstehen. Ignoriert man sie, dann laufen die HIV-Präventionsbotschaften ins Leere. Es gibt nur wenig Hinweise für eine Abkehr von der „Safer-Sex-Kultur“. Wohl aber lässt sich erkennen, dass (zumindestens in Australien) medizinische Erkenntnisse weiterhin in das Risikoverständnis homosexueller Männer einfließen und dass diese ihre Praktiken dementsprechend anpassen. Homosexuelle Männer sind also nicht unvorsichtig. Vielmehr nutzen sie ihre medizinischen und epidemiologischen Kenntnisse und wägen ab, welches Risiko sie unter welchen Bedingungen einzugehen bereit sind. Dieser Prozess hat in der Vergangenheit bestimmte Praktiken und Normen wie etwa die Benutzung von Kondomen hervorgebracht und wird dies auch weiterhin tun. Die Frage, die sich stellt, ist daher: Sollen diese neuen Strategien der Risikominimierung beworben werden, und wenn ja, wie? Bedeuten die oben beschriebenen Strategien ein Ende der „Safer-Sex-Kultur“? Das sind die schwierigen Fragen, denen sich die Präventionsexperten gegenwärtig stellen müssen.

Schlussfolgerungen – eine soziale öffentliche Gesundheitsfürsorge

In den Anfangsjahren der Epidemie, d. h. in der reinen Präventionsphase (bis 1996), erkannte man, dass der Erfolg von Strategien von folgenden Faktoren abhängt: Partnerschaften zwischen Regierungsstellen, Nichtregierungsorganisationen (NGOs) und betroffenen Communities, Austausch zwischen Wissenschaft, Präventionisten und Communities und Anerkennung der Tatsache, dass Verhaltensmuster und Praktiken sozial und kulturell hervorgebracht werden, höchst vielfältig sind und sich außerdem ständig ändern – wir nennen dies „soziale öffentliche Gesundheitsfürsorge“ (Rosenbrock u. a. 1999; 2000). [...] Diese soziale Gesundheitsfürsorge und die Allianz zwischen Sozial- und der Medizinwissenschaften haben, wie die oben wiedergegebenen Daten zeigen, eine erfolgreiche Reaktion [sc. auf die Bedrohung] ermöglicht, die darauf beruhte, dass die betroffenen Communities, nämlich homosexuelle Männer (und Drogenkonsumenten), als verantwortliche Akteure angesehen wurden (und sich auch selbst so sahen), die für ihr eigenes Leben und das Wohlergehen ihrer Communities Verantwortung tragen. Trotz starker Individualisierungstendenzen und -ideologien ist es [da-

her] wichtig, HIV auch weiterhin als eine kollektive Aufgabe zu verstehen und anzugehen.

Das größte Risiko in diesem neuen Kontext – nach Einführung der HAART – besteht darin, dass die Wissenschaft erneut umfassende Ansprüche erheben könnte. Die Betroffenen würden dann wieder nur als reine Objekte anstatt als handelnde Subjekte betrachtet, und die Medizinwissenschaften wären weder in der Lage, die Wichtigkeit der Bedeutungen der riskanten Praktiken zu erfassen und mit ihnen zu arbeiten, noch in Erfahrung zu bringen, ob und wenn ja wie man diese Praktiken transformieren kann. Nichtsdestotrotz kann die Medizin, auch wenn sie das Safer-Sex-Verhalten potenziell unterminiert, auch zur Prävention beitragen, und die Gesundheitsförderung muss vermehrte Anstrengungen unternehmen, um dieses Potenzial zu nutzen (wie z. B. bei der „ausgehandelten Sicherheit“ und der Bestimmung der Viruslast). Die Präventionisten müssen also nicht nur die „Kondomkultur“ bewahren, sondern auch neue Normen zu setzen und öffentlich zu machen versuchen, und zwar wiederum in Form von „zugänglichen, leicht zu merkenden und durch *kollektives* Vorgehen unterstützte“ Botschaften. [...]

Ohne die Bedenken von Horton (1998), Rosenbrock u. a. (1999) sowie Rosenbrock u. a. (2000) ignorieren zu wollen, sind wir der Meinung, dass die neuen medizinischen Möglichkeiten nicht automatisch eine Rückkehr in die „schlimmen Tage“ der „alten“ öffentlichen Gesundheitsfürsorge oder (in der „Post-Aids-Ära“) einen Verzicht auf Safer Sex bedeuten. Wir sind vielmehr überzeugt, dass es nicht der richtige Weg ist, Therapie und Prävention als einander entgegengesetzt und miteinander unvereinbar zu betrachten. Im Gegenteil: Wie die obige Analyse gezeigt hat, sind die medizinischen Möglichkeiten de facto ein sehr wichtiger Teil der Präventionsmaßnahmen. Zumindestens die homosexuellen Männer in Australien nutzen sie *nicht zu Lasten* der HIV-Präventionsstrategien, sondern haben vielmehr bereits damit begonnen, medizinische Erkenntnisse in ihre Praxis einfließen zu lassen. Eine solche Integration bzw. Interdiskursivität stellt Gesundheitsförderung und Verhaltensprävention allerdings vor zwei Herausforderungen. Die erste Herausforderung besteht darin, auch weiterhin sachlich richtige, wenngleich zunehmend komplexere Präventionsbotschaften zu entwickeln, welche auch die neuen medizinischen Kenntnisse über klinische Marker wie z. B. Serostatus und Viruslast umfassen. Die zweite Herausforderung liegt darin, sicherzustellen, dass die Partnerschaft, ja Allianz zwischen Medizin- und Sozialwissenschaften auch eine wirkliche Partnerschaft bleibt. Wenn homosexuelle Männer und Angehörige anderer von HIV betroffener Communities auch weiterhin medizinisches Wissen aktiv und kreativ annehmen und umsetzen und nicht nur als passive Empfänger von Medikamenten bzw. als Nutzer der medizinischen Möglichkeiten gesehen werden, dann besteht wenig Anlass zur Furcht vor einer „Medikalisierung“. Schließt die HIV-Prävention die Medizin mit

ein und nicht umgekehrt, ist es unwahrscheinlich, dass HIV-Primärprävention ins Abseits gerät.

Der Vorrang der Primärprävention muss unbedingt wiederhergestellt werden – im Zeitalter der neuen Behandlungsmöglichkeiten und der Hoffnungen auf einen Impfstoff besteht hoher Bedarf an Präventionsaktivitäten. Wir brauchen einen Präventionsansatz, der erneut die medizinische und die soziale Sichtweise integriert. Der medizinische Fortschritt verändert sexuelle Normen in einer Art und Weise, dass dies sowohl bei HIV-Positiven als auch bei HIV-Negativen zu falschen Annahmen und Erwartungen führen könnte. Die entscheidende Herausforderung für die Gesundheitsförderung besteht darin, die kollektiven Auswirkungen und Dimensionen dieser neuen Verortungen des Risikos zu erkennen und zu beeinflussen. Was uns fehlt, sind nicht medizinische, sondern sozio-kulturelle Erkenntnisse. An erster Stelle steht dabei, „kritisch das gegenwärtige Gefüge von Risiko und Verantwortung zu beobachten und hier zu intervenieren ... An diesem Punkt der Epidemie müssen wir dafür sehr genau die Mechanismen erforschen, mittels derer sich das Wissen um Risiken bildet, und Wege finden, wie man den Druck dieser Mechanismen besser verteilen kann“ (Race 2001, 186; Übersetzung: H. S.).

Literatur

Adam 1999

Adam, P.: Unprotected sex with stable and casual partners among French gay men in a steady relationship, according to HIV status (Papier zur 10th conference on social aspects of AIDS in London)

Anderson 2000

Anderson, R.: Successes in HIV control, fact or fiction? (Papier zur XIII. Internationalen AIDS-Konferenz in Durban/Südafrika)

Bajos/Marquet 2000

Bajos, N./Marquet, J.: Research on HIV sexual risk: Social relations-based approach in a cross-cultural perspective. In: *Social Science and Medicine*, 50, 1533–1546

Ballard 1989

Ballard, J.: The politics of AIDS. In: Gardner, H. (Hg.): *The politics of health: The Australian experience*. Melbourne: Churchill Livingstone 1989, 349–375

Berlant/Werner 1998

Berlant, L./Werner, M.: Sex in public. In: *Critical Inquiry*, 24(2), 547–566

Brown 2000

Brown, T.: AIDS, risk and social governance. In: *Social Science and Medicine*, 50, 1273–1284

Callen 1983

Callen, M.: How to have sex in an epidemic. New York: News from the Front Publications 1983

Calzavara u. a. 2000

Calzavara, L./Burchell, A./Major, C./Rernis, R./Corey, P./Myers, T./Wallace, E./Millson, M. und das Polaris Study Team: Increasing HIV incidence among MSM repeat testers in Ontario, Canada, 1992–1998 (Papier zur XIII. Internationalen AIDS-Konferenz in Durban/Südafrika)

Coates 1998

Coates, T. J.: HIV/AIDS prevention in the context of new therapies. Geneva: UNAIDS Best Practice Collection 1998

Coates u. a. 1996

Coates, T. J./Aggleton, P./Bayer, R./Gutzwiller, F./Des Jarlais, D./Kiharo, M./Kippax, S./Sehechter, M./van den Hoek, J. A. R.: HIV prevention in developed countries. In: *The Lancet*, 348, 1143–1148

Crawford u. a. 2001

Crawford, J./Rodden, P./Kippax, S./van de Ven, P.: Negotiated safety and other agreements between men in relationships: Risk practice redefined. In: *International Journal of STD and AIDS*, 12, 164–170

Creese u. a. 2002

Creese, A./Floyd, K./Alban, A./Guinness, L.: Cost effectiveness of HIV/AIDS interventions in Africa: A systematic review of the evidence. In: *The Lancet*, 359, 1635–1642

Davidovich/de Wit/Stroebe 2000

Davidovich, U./de Wit, J. B. F./Stroebe, W.: Assessing sexual risk behaviour of young gay men in primary relationships: The incorporation of negotiated safety and negotiated safety compliance. In: *AIDS*, 14, 701–706

Davies 1993

Davies, P. M.: Safer sex maintenance among gay men: Are we moving on the right direction? [Leserbrief]. In: *AIDS*, 7, 2279 f.

Dowsett/McInnes 1996

Dowsett, G. W./McInnes, D.: „Post-AIDS“: Assessing the long-term social impact of HIV/AIDS in gay communities (Papier zur XI. Internationalen AIDS-Konferenz, Vancouver)

Elford u. a. 1999

Elford, J./Bolding, G./Maguire, M./Sherr, L.: Sexual risk behaviour among gay men in a relationship. In: *AIDS*, 13, 1407–1411

Evans u. a. 1989

Evans, B./McLean, K./Dawson, S./Teece, S./Bond, R./MacRae, L./Thorpe, R.: Trends in sexual behaviour and risk factors for HIV infection among homosexual men, 1984–7. In: *British Medical Journal*, 289, 215–218

Friedman u. a. 1987

Friedman, S. R./Des Jarlais, D. C./Sotheman, J. L./Garber, J./Cohen, H./Smith, D.: AIDS and self-organization among intravenous drug users. In: *International Journal of the Addictions*, 22(3), 201–219

Friedman u. a. 1999

Friedman, S. R./Curtis, R./Neaigus, A./Jose, B./Des Jarlais, D. C.: Social networks, drug injectors' lives, and HIV/AIDS. New York: Kluwer/Plenum 1999

Haraway 1991

Haraway, D.: Simians, cyborgs, and women: The reinvention of nature. London: Free Association Books 1991

Hickson u. a. 1996

Hickson, R./Reid, D./Davies, P./Weatherburn, P./Beardsell, S./Keogh, P.: No aggregate change in homosexual HIV risk behaviour among gay men attending the Gay Pride Festivals, United Kingdom, 1993–1995. In: *AIDS*, 10, 771–774

Horton 1998

Horton, M.: AIDS virtually normal now (Papier zur XII. Internationalen AIDS-Konferenz in Genf)

Ingham/Woodcock/Stenner 1992

Ingham, R./Woodcock, A./Stenner, K.: The limitations of rational decision-making models as applied to young people's sexual behaviour. In: Aggleton, P./Davies, P./Hart, G. (Hg.): *AIDS: Rights, risk and reason*. London: The Falmer Press 1992, 163–173

Katz u. a. 2002

Katz, M. H./Schwarcz, S. K./Kellogg, T./Klausner, J./Dilley, J./Gibson, S./McFarland, W.: Impact of highly active antiviral treatment on HIV seroincidence among men who have sex with men: San Francisco. In: *American Journal of Public Health*, 92(3), 388–394

Kellogg/McFarland/Katz 1999

Kellogg, T./McFarland, W./Katz, M.: Recent increases in HIV seroconversions among repeat anonymous testers in San Francisco [Leserbrief]. In: *AIDS*, 13, 2303–2304

Kinder 1996

Kinder, P.: A new prevention education strategy for gay men: Responding to the impact of AIDS on gay men's lives (Papier zur XI. Internationalen AIDS-Konferenz in Vancouver)

Kippax 2001

Kippax, S.: Sexual behaviour in the era of AIDS: Changes among Australians' sexual practice 1986–1999. In: *Journal of Asian Sexology*, 2, 68–70

Kippax/Crawford 1993

Kippax, S./Crawford, J.: Flaws in the theory of reasoned action. In: Terry, D. J./Gallois, C./McCamish, M. M. (Hg.): *The theory of reasoned action: Its applications to AIDS-preventive behaviour*. Oxford: Pergamon 1993, 253–269

Kippax/Kinder 2002

Kippax, S./Kinder, P.: Reflexive practice: The relationship between social science and health promotion in HIV prevention. In: *Sex Education*, 2(2), 93–106

Kippax u. a. 1990

Kippax, S./Crawford, J./Waldby, C./Benton, P.: Women negotiating heterosex: Implications for AIDS prevention. In: *Women's Studies International Forum*, 13(6), 533–542

Kippax u. a. 1993a

Kippax, S./Connell, R. W./Dowsett, G. W./Crawford, J.: Sustaining safe sex: Gay communities respond to AIDS. London: Falmer Press 1993

Kippax u. a. 1993b

Kippax, S./Crawford, J./Davis, M./Rodden, P./Dowsett, G. W.: Sustaining safe sex: A longitudinal study of a sample of homosexual men. In: *AIDS*, 7, 257–263

Kippax u. a. 1997

Kippax, S./Noble, J./Prestage, G./Crawford, J. M./Campbell, D./Baxter, D./Cooper, D.: Sexual negotiation in the „AIDS era“: Negotiated safety revisited. In: *AIDS*, 11(2), 191–197

Law u. a. 2000

Law, M. G./Li Yeuming/McDonald, A. M./Cooper, D./Kaldor, J.: Estimating the population impact in Australia of improved antiviral treatment for HIV infection. In: *AIDS*, 14, 197–201

Law u. a. 2001

Law, M. G./Prestage, G./Grulich, A./van de Ven, P./Kippax, S.: Modeling the effect of combination antiretroviral treatments on HIV incidence. In: *AIDS*, 15, 1287–1294

Martin 1987

Martin, J. L.: The impact of AIDS on gay male sexual behavior patterns in New York City. In: *American Journal of Public Health*, 77(5), 578–581

McDonald/Musto (Hg.) 2001

McDonald, A./Musto, J. (Hg.): Annual surveillance report: HIV/AIDS, viral hepatitis and sexually transmissible infections in Australia. Sydney: National Centre in HIV-Epidemiology and Clinical Research, University of New South Wales 2001

McFarland u. a. 2000

McFarland, W./Schwarcz, S./Kellogg, T.A./Hsu, L./Kim, A./Katz, M. H.: Implications of highly active antiretroviral treatment for HIV prevention: The case of man who have sex with men (MSM) in San Francisco (Papier zur XIII. Internationalen AIDS-Konferenz in Durban)

Moatti/Souteyrand 2000

Moatti, J.-P./Souteyrand, Y.: HIV/AIDS social and behavioural research: Past advances and thoughts about the future. Editorial zu: „Symposium on socio-behavioural sciences on AIDS: New challenges“. In: *Social Science and Medicine*, 50, 1519–1532

Moatti u. a. 2000

Moatti, J.-P./Souteyrand, Y./Prieur, A./Sandfort, T./Aggleton, P.: AIDS in Europe: New challenges for the social sciences. London und New York: Routledge 2000

Mocroft u. a. 2000

Mocroft, A./Katlanta, C./Johnson, A. M./Pradier, C./Antunes, F./Mulcahy, F./Chiesi, A./Phillips, A. N./Kirk, O./Lundgren, J. D. für die EuroSIDA Study Group: AIDS across Europe, 1994–98: The EuroSIDA study. In: *The Lancet*, 356, 291–296

Moran u. a. 1990

Moran, J. S./Janes, H. R./Peterman, T. A./Stone, K. M.: Increase in condom sales following AIDS education and publicity, United States. In: *American Journal of Public Health*, 80(5), 607–608

Myers/McLeod/Calzavara 1991

Myers, T./McLeod, D. W./Calzavara, L.: Responses of gay and bisexual men to HIV/AIDS in Toronto, Canada: community-based initiatives, AIDS education, and sexual behaviour. Unveröffentlichter Bericht. Toronto: HIV Social, Behavioural and Epidemiological Studies Unit, Faculty of Medicine, University of Toronto 1991

Paicheler 2000

Paicheler, G.: Understanding risk management. In: Moatti u. a. 2000

Patton 1990

Patton, C.: *Inventing AIDS*. New York: Routledge 1990

Race 2001

Race, K.: The undetectable crisis: Changing technologies of risk. In: *Sexualities*, 4, 167–189

Rawstone 2002

Rawstone, P.: Mündliche Mitteilung, Februar 2002. National Centre in HIV Social Research, University of New South Wales, Sydney, NSW 2052, Australia

Remis u. a. 2000

Remis, R. S./Major, C./Calzavara, L./Myers, T./Burchell, A./Whittingham, E. P.: The HIV epidemic among men who have sex with other men: the situation in Ontario in the year 2000. Ontario: Department of Public Health Services, University of Toronto 2000

Rofes 1998

Rofes, E.: Dry bones breathe: Gay men creating post-AIDS identities and cultures. New York: Harrington Park Press 1998

Rosenbrock u. a. 1999

Rosenbrock, R./Schaeffer, D./Dubois-Arber, F./Moers, M./Pinell, P./Setbon, M., zusammen mit Bromme, N./Groger, A.: The AIDS policy cycle in Western Europe: From exceptionalism to normalization. Berlin: Research Unit, Public Health Policy 1999

Rosenbrock u. a. 2000

Rosenbrock, R./Dubois-Arber, F./Moers, M./Pinell, P./Schaeffer, D./Setbon, M.: The normalization of AIDS in Western European countries. In: *Social Science and Medicine*, 50, 1607–1629

Rosengarten/Race/Kippax 2000

Rosengarten, M./Race, K./Kippax, S.: Touch Wood everything will be OK: Gay men's understandings of clinical markers in sexual practice (Monographie 7/2000). Sydney: National Centre in HIV Social Research, The University of New South Wales 2000

Schechter 1988

Schechter, M. T./Craib, K. M./Willoughby, B./Douglas, B./McLeod, W. A./Maynard, M./Constance, P./O'Shaughnessy, M.: Patterns of sexual behavior and condom use in a cohort of homosexual men. In: *American Journal of Public Health*, 78, 1535–1538

Stall/Coates/Hoff 1988

Stall, R. D./Coates, T. J./Hoff, C.: Behavioral risk reduction for HIV infection among gay and bisexual men. A review of results from the United States. In: *American Psychologist*, 43, 878–885

Stall u. a. 2000

Stall, R. D./Hays, R. B./Waldo, C. R./Ekstrand, M./McFarland, W.: The Gay '90s: A review of research in the 1990s on sexual behavior and HIV risk among men who have sex with men. In: *AIDS*, 14 (Suppl. 3), 101–114

van de Ven u. a. 1998

van de Ven, P./Prestage, G./French, J./Knox, S./Kippax, S.: Increase in unprotected anal intercourse with casual partners among Sydney gay men in 1996–98. In: *Australian and New Zealand Journal of Public Health*, 22(7), 814–818

van de Ven u. a. 1999

van de Ven, P./Kippax, S./Knox, S./Prestage, G./Crawford, J.: HIV treatments optimism and sexual behaviour among gay men in Sydney and Melbourne. In: *AIDS*, 13, 2289–2294

van de Ven u. a. 2000a

van de Ven, P./Prestage, G./Crawford, J./Grulich, A./Kippax, S.: Sexual risk behaviour increases and is associated with HIV optimism among HIV-negative and HIV-positive men in Sydney over a four-year period to February 2000 [research letter]. In: *AIDS*, 14, 2951–2953

van de Ven u. a. 2000b

van de Ven, P./Prestage, G./Knox, S./Kippax, S.: Gay men in Australia who do not have HIV test results. In: *International Journal of STD and AIDS*, 11, 456–460

van de Ven u. a. 2002

van de Ven, P./Kippax, S./Crawford, J./Rawstorne, P./Prestage, G./Grulich, A./Murphy, D.: In a minority of gay men, sexual risk practice indicates strategic positioning for perceived risk reduction rather than unbridled sex. In: *AIDS Care*, 14, 471–480

Waldby/Kippax/Crawford 1993

Waldby, C./Kippax, S./Crawford, J.: Cordon Sanitaire: „clean“ and „unclean“ women in the AIDS discourse of young men. In: Aggleton, P./Davies, P./Hart, G. (Hg.): *AIDS: Facing the second decade*. London: Falmer Press 1993, 29–39

Waldby/Kippax/Crawford 1995

Waldby, C./Kippax, S./Crawford, J.: Epidemiological knowledge and discriminatory practice: AIDS and the social relations of biomedicine. In: *Australian and New Zealand Journal of Sociology*, 31(1), 1–14

Warner 1999

Warner, M.: The trouble with normal: Sex, politics and the ethics of queer life. Cambridge/Massachusetts: Harvard University Press 1999

Watney 1990

Watney, S.: Safer sex as community practice. In: Aggleton, P./Davies, P./Hart, G. (Hg.): *AIDS: Individual, cultural and policy dimensions*. London: Falmer Press 1990, 19–33



Lesbisch-schwule Aufklärungsarbeit an Schulen: das Engagement von Fluss e.V.

99

Gisela Wolf

Team, Aufgabenschwerpunkte, bisher Geleistetes

Das Team von FLUSS e.V. (Freiburgs Lesbisches und Schwules Schulprojekt) setzt sich aus ungefähr 20 lesbischen und schwulen Lehrer(inne)n, Sozialpädagog(inn)en, Psycholog(inn)en, Student(inn)en und Menschen mit anderen Berufsqualifikationen zusammen; für bisexuelle Mitarbeiter/innen sind wir offen. Da wir die Situation lesbischer und schwuler Jugendlicher aus der eigenen Biographie kennen, können wir authentisch von unseren Erfahrungen berichten, zudem sind wir durch unsere Berufe und verschiedene Fortbildungen für die pädagogische Arbeit qualifiziert. Bis auf zwei geringfügig Beschäftigte arbeiten alle bei FLUSS e.V. ehrenamtlich.

Seit der Gründung unseres Vereins Anfang 1996 bieten wir Schüler(inne)n und Lehrer(inne)n in und um Freiburg Fortbildungen und Unterrichtsbesuche an. In-

dem wir Jugendlichen die Gelegenheit geben, Lesben und Schwule persönlich kennen zu lernen und Fragen zum Thema lesbische und schwule Lebensweisen zu stellen, die sie sich sonst in der Regel nicht zu fragen trauen, tragen wir zum Abbau von Vorurteilen bei. Außerdem unterstützen wir lesbische und schwule Jugendliche bei ihrer Selbstfindung, denn diese fühlen sich, da sie glauben, über ihre Gefühle weder mit ihren Eltern noch mit Freundinnen und Freunden reden zu können, oft isoliert und einsam. Durch unser Beispiel zeigen wir, dass man sehr wohl übers Schwul- oder Lesbischsein reden und offen und selbstbewusst lesbisch bzw. schwul leben kann – wodurch auch die Freundinnen und Freunde und die Lehrer/innen von (oft versteckt lebenden) Lesben und Schwulen sensibilisiert und informiert werden. Darüber hinaus unterstützen wir die Jugendlichen darin, Rollenbilder zu hinterfragen und damit verkoppelte Gewalt- und Unterdrückungsstrukturen zu durchschauen. Die Jungen und Mädchen sollen lernen, ihre eigene Persönlichkeit als junger Mann oder als junge Frau zu entwickeln, ohne ihre Entwicklung durch die Abwertung von Personen mit anderen Lebensweisen stabilisieren zu müssen – dies gilt besonders für Jungen/junge Männer (wir arbeiten grundsätzlich mit geschlechtergetrennten Gruppen).

100

Das Team von FLUSS e.V. hat bislang zahlreiche Unterrichtsbesuche an Schulen in Freiburg und der Region sowie Fortbildungen für Lehrer/innen, angehende Mediziner/innen, Sozialarbeiter/innen, Religionspädagog(inn)en und Mitarbeiter/innen des Freiburger Kinder- und Jugendtelefons durchgeführt, altersentsprechende Unterrichtskonzepte und Publikationen erarbeitet (unter anderem ein Buch mit Coming-out-Geschichten von Lesben und Schwulen aus der Region), zahlreiche Anfragen beantwortet und ein Archiv mit Materialien (Literatur/Filme) für die Aufklärungsarbeit aufgebaut. Wir unterhalten Kontakte zu verschiedenen Freiburger Projekten (z. B. Arbeitskreis Mädchen, Lesbentelefon, Arbeitskreis Sexualpädagogik) und zu anderen Schulprojekten im gesamten Bundesgebiet, mit denen wir zusammenarbeiten und uns regelmäßig austauschen. Verbindungen geknüpft haben wir auch zu Freiburger Stadträt(inn)en und zum Freiburger Jugendrat, zum Kultusministerium in Stuttgart, zur Freiburger Frauenbeauftragten, zum Oberschulamt und zum BEFAH (Bundesverband der Eltern, Freunde und Angehörige von Homosexuellen); darüber hinaus haben wir uns an der Gründung des Lambda-Landesverbandes Baden-Württemberg^a beteiligt. Und nicht zuletzt haben wir regionale und überregionale Öffentlichkeitsarbeit z. B. durch Präsenz in der Presse, im Radio und bei öffentlichen Veranstaltungen geleistet; wir haben den Film „It's Elementary“, in dem lesbisch-schwule Aufklärungsarbeit in den USA vorgestellt wird, nach Freiburg geholt und mehrmals im ausverkauften Kommunalen Kino in Freiburg gezeigt und ei-

^a Jugendnetzwerk Lambda Baden-Württemberg e.V.; nähere Informationen zum Netzwerk gibt es unter www.lambda-online.de.

nen 35-minütigen Film über unser Projekt fertiggestellt („Ein Blick zu anderen Ufern“)¹.

Zielgruppen

Jugendliche

Zielgruppe unserer Arbeit sind in erster Linie Jugendliche. Für sie besteht „in der Auseinandersetzung mit vielfältigen Lebensweisen die Chance ... , die eigene Lebensform zu reflektieren, Bestehendes in Frage zu stellen, Neues zuzulassen und bewusst zur eigenen sexuellen Identität zu stehen“ (Bruckner u. a. 1992, zitiert nach Alltag [Hg.] 1996, 141). Viele von ihnen machen in der Pubertät homosexuelle Erfahrungen mit Gleichaltrigen – nach Alltag (Hg.) (1996) und Schupp (1996) ca. 30 % der Jungen und mindestens 13 % der Mädchen – und suchen nach Informationen, um diese Ereignisse einzuordnen. Daneben gibt es auch (prä-)homo- oder bisexuelle Jugendliche – die meisten ahnen und spüren bereits im Jugendalter (viele auch schon als Kinder) ihre eigentliche soziosexuelle Orientierung. Manche Mädchen und Jungs schließlich haben lesbische/schwule/bisexuelle Freundinnen und Freunde, die sie unterstützen wollen, einige sind Kinder lesbischer/schwuler Eltern.

Trotzdem erscheinen Lesben und Schwule den meisten immer noch fremd. So kannten nur etwa 3 % der von Schupp (1996) befragten Berliner Mädchen Lesben persönlich, knapp 5 % kannten prominente Lesben. Allerdings zeigte sich die Mehrzahl der befragten Jungen und Mädchen an diesem Thema interessiert und formulierte den Wunsch, in der Schule mehr darüber zu erfahren; nur wenige äußerten Desinteresse. Vielen Jugendlichen fehlen Ansprechpersonen zum Thema; nicht einmal die Hälfte der Eltern reagiert „tolerant“, wenn das Thema Homosexualität zu Hause zur Sprache kommt, und nur ein Viertel bis ein Drittel der Mädchen kann mit Freundinnen und Freunden darüber sprechen. Großes Interesse besteht sowohl bei den befragten Mädchen als auch bei den befragten Jungen an Informationen zum Coming-out.

Wichtig ist uns auch, dass wir mit unserer Arbeit auch jene Jugendlichen erreichen, die potenziell oder tatsächlich Schwule und Lesben diskriminieren oder sogar gewalttätig werden – männliche Jugendliche z. B. stellen den größten Anteil der Täter, von denen antischwule Gewalt ausgeht. Hinter Jugendlichen, die Gewalt gegen Lesben und Schwule richten, stecken oft Erwachsene, die dieses Ver-

¹ Dieser im Herbst 2001 fertiggestellte Film wurde im November 2001 von einem Mitarbeiter von FLUSS e.V. auf einer von der EU geförderten europaweiten Konferenz des Projektes Polyphonia in Portugal präsentiert, lief im Dezember an der Fachhochschule Frankfurt, wurde bis Februar 2002 viermal im Kommunale Kino Freiburg unter großer öffentlicher Resonanz (regionale und überregionale Presse/dpa-Meldung) gezeigt und wurde mehrmals im Rahmen von Multiplikatorenschulungen eingesetzt. Insgesamt hat er zu einer deutlichen Steigerung der Anfragen aus Freiburg, der Region, dem Bundesgebiet (Frankfurt, Düsseldorf, Berlin usw.) sowie der Schweiz nach sich gezogen. Interessierte können den Film bei FLUSS e.V. kaufen und/oder leihen.

halten dulden oder sogar befördern. Gerade in der Schule sind solche Anpöbeleien für Mädchen und Jungen, denen Lesbisch- bzw. Schwulsein unterstellt wird, sehr belastend, da sie die Täter/innen regelmäßig wiedersehen.

„Bystander“

Viele Schüler/innen äußern den Vorwurf, „... dass Lehrkräfte bei gewalttätigen Auseinandersetzungen wegsehen, sich nicht darum kümmern, sie damit allein lassen“ (Walker 1995, 35). Das gilt auch für homophob motivierte Gewalt: So ergab eine 1997 in Großbritannien durchgeführte Studie, dass über 80 % der befragten Lehrer/innen bereits antihomosexuelle Beschimpfungen und 26 % antihomosexuelle Angriffe mitbekommen hatten – die Autor(inn)en der Studie kamen zu dem Ergebnis, dass sowohl Lehrkräfte als auch Schüler/innen solche homophoben Handlungen als „natürlich“ bei der Entwicklung männlicher Jugendlicher ansahen (ILGA 2000). Schreiten Lehrer/innen nicht ein, vermitteln sie den Schüler(inne)n, dass sie diese Gewalt akzeptieren.

Multiplikator(inn)en und Entscheidungsträger/innen in der Jugendarbeit

Was für Schulen gilt, gilt auch für andere Bereiche der professionellen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen – Aufklärung und persönlicher Kontakt können für das Thema Homosexualität und homosexuelle Jugendliche sensibilisieren sowie zum Abbau von Vorurteilen und zur Gewaltprävention beitragen.

102

Hintergrund: Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen schwuler Schüler und lesbischer Schülerinnen

„Die Gesellschaft“ erwartet von Jugendlichen, sich in die vorgegebenen Rollen als Frau bzw. Mann einzufinden. Schon für heterosexuelle Heranwachsende ist es alles andere als einfach, sich mit Themen wie Liebe, Partnerschaft, Sexualität, sexuelle Orientierung und Identität auseinander zu setzen. Unsicherheiten werden überspielt oder mit Halbwissen und Vorurteilen gegen Menschen gefüllt, die als „anders(rum)“ gelten. Im Extremfall äußert sich das dahinter stehende Abgrenzungsbedürfnis in Form von Gewalt. In jeder Schulklasse sitzen nun aber statistisch gesehen auch ein oder zwei Jugendliche, die sich homosexuell entwickeln werden, und eine weitaus größere Zahl macht homosexuelle Erfahrungen (nach aktuellen Untersuchungen z. B. ca. 30 % der männlichen Jugendlichen). Dies ist nur wenigen Pädagog(inn)en bewusst; aus Unkenntnis und Scheu vermeiden sie es, diese Erfahrungen anzusprechen. Lesbische und schwule Jugendliche oder jene, die sich (noch) unsicher über ihre sexuelle Orientierung sind, haben es ungleich schwerer als ihre heterosexuellen Altersgenossen. Lesbisch oder schwul zu sein, wird in unserer Gesellschaft längst noch nicht als gleichwertige und gleich-

berechtigte Lebensform anerkannt, viele Heterosexuelle begegnen Lesben und Schwulen mit Angst und Ablehnung. Im Folgenden sollen Ergebnisse einiger empirischer Untersuchungen zu den Belastungen, denen lesbische, schwule und bisexuelle Jugendliche ausgesetzt sind, vorgestellt werden:

Nach dem „Stonewall Hate Crimes Report“ (Mason/Palmer 1996) hatten 48 % der befragten jungen Lesben und Schwulen unter 18 gewaltsame Attacken erlebt, 61 % waren schikaniert und belästigt worden. Eine Studie des Fachbereichs für gleichgeschlechtliche Lebensweisen der Berliner Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport (SenSJS 1999) weist darauf hin, dass viele Lesben, Schwule, bisexuelle Frauen und Männer ihr Coming-out im Jugendalter erleben, also in einem Lebensabschnitt, der ohnehin oftmals problembelastet ist. Auch D’Augelli und Hershberger (1993) betrachten das Coming-out im Jugendalter als einen krisenhaften Prozess, der die „üblichen“ Probleme der Pubertät erheblich verschärft. Nach Wieland (1999) erfahren lesbische (und schwule) Jugendliche gerade dort Ablehnung, wo sie auf Unterstützung und Begleitung rechnen müssten: unter Gleichaltrigen, bei Eltern, in der Schule und auch in Einrichtungen der Jugendhilfe. Vor ihrem Coming-out leben sie isoliert von anderen Lesben und Schwulen und haben für ihre soziosexuelle Identität, ihre Sexualität und für viele soziale Verhaltensweisen keine Orientierungspunkte; ihre Identitätsentwicklung ist folglich stark belastet. Smith (1988) berichtet von psychischen Belastungsreaktionen bei Jugendlichen im Coming-out wie Depressionen bzw. Identitätsstörungen oder Abwehrreaktionen wie Verleugnung und Reaktionsbildung^b. Auch können aufgrund von Entfremdungsgefühlen Störungen des Sozialverhaltens, Angststörungen und Störungen mit Kontaktvermeidung gehäuft auftreten (Falco 1993, 92). Diese Risiken lesbischer/schwuler Sozialisation gewinnen wahrscheinlich zusätzlich an Gewicht bei Jugendlichen, die aus benachteiligten Schichten stammen (Wieland 1999, 55–56).

Der bereits erwähnten Berliner Studie zufolge (SenSJS 1999) ist das verbreitetste Problem schwuler und lesbischer Jugendlicher die Einsamkeit; viele haben Probleme mit ihren Eltern und/oder können mit niemandem über ihre Gefühle sprechen (das sind die drei am häufigsten angegebenen Gründe für Suizidversuche). Fast zwei Drittel der weiblichen und 44 % der männlichen Befragten hatten schon einmal mit Alkohol, Drogen oder noch alarmierenderen Strategien auf Probleme reagiert; sechs von zehn Befragten hatten schon einmal Suizidgedanken (der Anteil war bei den Mädchen/Frauen etwas höher als bei den Jungen/Männern), 18 % hatten bereits einen oder mehrere Suizidversuche hinter sich. 15 % der weiblichen und 8 % der männlichen Befragten waren schon einmal von zu Hause weggelaufen. Insgesamt nannten die befragten Mädchen/ Frauen häufiger de-

b Reaktionsbildung: die Entwicklung einer dem ursprünglichen Triebimpuls entgegengesetzten Verhaltensweise; so wird z. B. ein ursprünglicher starker Hass gegen eine Person durch eine überzärtliche Liebe ersetzt.

struktive Strategien als die Jungen/Männer. In ihren offenen Antworten berichteten sie relativ häufig auch über Essstörungen (6 %), Selbstverletzungen (5 %) und Depressionen/Tablettensucht (2 %). Ein knappes Viertel setzte allerdings auch Bewältigungsstrategien wie Gespräche, Nachdenken oder Schreiben ein, wobei die weiblichen Jugendlichen eher dazu neigten, über ihre Probleme zu sprechen, während sich die männlichen Jugendlichen eher zurückzogen. Die Bilanz der Autor(inn)en lautet: „Auch wenn viele Jugendliche ihre Probleme nicht unbedingt in direkte Verbindung mit ihrem Coming-out bringen, lassen die genannten Probleme doch auf einen Zusammenhang schließen: Gerade Jugendliche, die eine homo- oder bisexuelle Identität entwickeln, können durch ihr heterosexuelles Umfeld das Gefühl bekommen, einsam („der/die Einzige“) zu sein, oder haben tatsächlich niemanden, mit dem sie über ihre Gefühle sprechen können. [...] Und nicht zuletzt kann diese psychische Belastung auch weitere Probleme, z. B. in der Schule, auslösen“ (SenSJS 1999, 69 f.).

Jordan, Vaughan und Woodworth (1997) stellten fest, dass viele Lehrkräfte entweder selber diskriminierten oder schweigend auf die Diskriminierung lesbischer und schwuler Schüler/innen reagierten. Dies führte bei den Betroffenen zu Einsamkeits- und Entfremdungsgefühlen, die im Zusammenhang mit Suizidphantasien und -versuchen, Weglaufen und dem Abfall der schulischen Leistungen standen. Auch der erwähnte Bericht der *International Lesbian and Gay Association* (ILGA 2000) benennt bei lesbischen Schülerinnen und schwulen Schülern Probleme wie Schulleistungsschwierigkeiten oder Vermeidung sozialer Zusammenhänge und von sportlichen Aktivitäten aufgrund antihomosexueller Schikanen. Das wahre Ausmaß antilesbischer und antischwuler Diskriminierung und Gewalt ist unbekannt.² Viele lesbische und schwule Jugendliche sprechen nicht oder erst nach Jahren über ihre Erfahrungen, weil sie Angst haben, ihre (soziosexuelle) Identität preiszugeben; gesellschaftlich sanktioniert^c wird nicht etwa die antihomosexuelle Diskriminierung und Gewalt, sondern vielmehr die lesbische und schwule Identität.

Ein Beispiel für unsere Arbeit: Unterrichtsbesuche

Im Vorfeld der Veranstaltung informieren wir die Lehrkräfte, den Rektor oder die Rektorin und die Eltern über unser Vorgehen im Unterricht. Die Schüler/innen erhalten einen Fragebogen, auf dem sie in anonymisierter Form angeben können, ob und in welcher Form sie einen Unterrichtsbesuch von FLUSS e.V. wünschen,

² *Junge Lesben scheinen besonders oft Gewalterfahrungen in der Familie zu machen. Wie aus den Untersuchungen zum Thema Gewalt gegen Frauen bereits hinlänglich bekannt ist, stellt die Familie immer noch einen Schutzraum für die Täter dar, in dem ein wirksamer Schweigedruck auf den Opfern lastet. Es gibt Hinweise darauf, dass in den nächsten Jahren die in der Öffentlichkeit gegen Lesben ausgeübte Gewalt aufgrund der größeren Sichtbarkeit lesbischer Frauen eher zunehmen wird (Bertozzo 1998).*

^c sanktionieren = mit Sanktionen belegen; hier: mit „Strafmaßnahmen“ versehen, „bestrafen“

was sie bereits zum Thema wissen und was sie interessiert und welche Einstellungen sie haben. In mehreren Gesprächen mit den Lehrer(inne)n verschaffen wir uns einen detaillierteren Überblick über die Situation und die Bedürfnisse der Schüler/innen.

Während des Unterrichtsbesuchs selbst ist der Lehrer oder die Lehrerin nicht in der Klasse; er betreut in dieser Zeit Schüler/innen, die nicht an der Veranstaltung von FLUSS teilnehmen möchten; wer volljährig ist, kann unsere Veranstaltung verlassen, wenn er oder sie möchte. Allerdings haben wir noch nie erlebt, dass Schüler/innen während unseres Unterrichtsbesuchs gehen wollten – im Gegenteil: Sie haben eher auf Pausen verzichtet und versucht, die Stunden zu überziehen. Zu Beginn des Unterrichtsbesuchs stellen wir uns vor, führen Gesprächsregeln ein und bieten verschiedene Spiele und Übungen zum Einstieg in das Thema an (Grabbelsack^d, Ich-Ich-nicht-Spiel^e usw.). Anschließend teilen wir die Klassen in eine Mädchengruppe, die von den Lesben aus unserem Team, und in eine Jungengruppe, die von den Schwulen übernommen wird. Die Arbeit in den Gruppen wird dann mit einem Spiel oder einer Übung begonnen (z. B. mit dem Dr.-Sommer-Spiel, in dem die Schüler/innen sich in die Rolle einer lesbischen Jugendlichen oder eines schwulen Jugendlichen hineinversetzen), anschließend können die Jugendlichen Fragen stellen. Wir machen immer wieder die Erfahrung, dass gerade diese Fragerunden als sehr bereichernd und informativ bewertet werden. Gegen Ende der Fragerunde wechselt ein Schwuler in die Mädchengruppe und eine Lesbe zu den Jungen und stellt sich dort den Fragen. Anschließend kommen alle wieder zusammen. Wir geben Informationen zu Beratungsstellen, an die sich die Jugendlichen mit den Fragen, die noch nach unserem Unterrichtsbesuch aufkommen, wenden können, und lassen Feedbackbögen ausfüllen, auf denen sie in anonymer Form Stellung zu unserer Veranstaltung beziehen und Verbesserungsvorschläge machen können. Mit der Lehrerin/dem Lehrer führen wir ein Nachbereitungsgespräch. Die Auswertung der Fragebögen und die Feedbackrunden zeigen uns das große Interesse der Schüler/innen; fast immer wird bemängelt, die Zeit sei viel zu kurz gewesen und sie hätten noch mehr Fragen gehabt (leider haben wir für einen einmaligen Unterrichtsbesuch meist nur zwei Schulstunden Zeit). Oft lässt sich auch im Vergleich zu den Fragebögen, die wir vor der Veranstaltung ausgeteilt und eingesammelt haben, eine deutliche Einstellungsänderung gegenüber Lesben und Schwulen in Richtung einer wertschätzenden Haltung feststellen. Viele SchülerInnen geben die an sie vermittelten Informationen weiter und kommen noch Monate nach der Veranstaltung mit ihren Fragen und Eindrücken auf uns zu.

d Bei dieser Methode greift jede Teilnehmerin und jeder Teilnehmer einen alltäglichen Gegenstand aus einem Sack heraus und assoziiert dazu. Dies kann im Bezug zum Thema oder zur eigenen Person stehen.
e Jugendliche ziehen Fragekarten zum Thema Sexualität, lesen die Antwort laut vor und stellen sich ihrer Meinung entsprechend in die „Ich“- oder „Ich-nicht“-Ecke.

Widerstände gegen lesbisch-schwule Aufklärungsarbeit

Wenn wir von engagierten Leiter(inne)n kirchlicher Gruppen eingeladen werden, führt dies aufgrund der in der katholischen und evangelischen Amtskirche etablierten Homophobie gelegentlich zu Problemen zwischen den Mitarbeiter(inne)n der jeweiligen Gemeinde oder Einrichtung. Eltern reagieren fast durchweg positiv; uns ist nur eine negative Reaktion eines bei den Republikanern engagierten Vaters bekannt. Einige wenige negative Reaktionen, Beschimpfungen und Voyeurismus haben wir bislang erfahren, wenn wir unsere Angebote im Rahmen von kurzen Veranstaltungshinweisen in der örtlichen Presse angekündigt haben. Negative Äußerungen zum Teil sehr polemischer Art kamen in diesen Fällen sowohl von (meist älteren) Bürger(inne)n, einem Stadtrat der SPD sowie von konservativen Pressevertreter(inne)n und einem GEW-Funktionär, obwohl wir ansonsten mit der GEW gut zusammenarbeiten und auch im Rahmen der GEW Fortbildungen für Multiplikator(inn)en anbieten. Oberschulamt und Kultusministerium verhalten sich beobachtend, zeigen aber, von wenigen Beamt(inn)en abgesehen, eine große Scheu vor einer intensiveren Beschäftigung und Vernetzung mit unserem Projekt und lehnen eine öffentliche Unterstützung unserer Arbeit mit der Begründung ab, für Aufklärungsarbeit im Sinne unseres Projektes gäbe es „keinen Bedarf“.

Auf die Wurzeln solcher Widerstände möchte ich im Folgenden kurz eingehen, weil jedes Aufklärungsprojekt mit diesen Reaktionen rechnen muss:

- » In vielen Schulen und Jugendeinrichtungen gibt es eine große Scheu (und häufig auch fachliche Inkompetenz) in Bezug auf eine jugendgerechte sexualpädagogische Arbeit – viele Lehrer/innen oder Rektor(inn)en haben Angst, „etwas falsch zu machen“, wenn sie sich mit dem Thema auseinandersetzen.
- » Häufig gibt es auch Konflikte in Teams von Jugendarbeiter(inne)n. So kann beispielsweise eine Mitarbeiterin Angst davor haben, dass ihr ihre Kolleg(inn)en Lesbischsein unterstellen, wenn sie sich für lesbische Mädchen einsetzt. Diese Angst, selber als lesbisch bzw. schwul betrachtet zu werden, stellt auch einen wesentlichen Grund dafür dar, dass sich Lehrer/innen und Jugendarbeiter/innen oftmals nicht trauen, zu intervenieren, wenn sie Zeugin bzw. Zeuge anti-lesbischer oder antischwuler Gewalt in ihrer Schule oder Jugendgruppe werden.
- » Erschwert oder verhindert wird Aufklärungsarbeit oft durch die in einer Institution herrschende Ideologie (das gilt zum Beispiel für kirchlich geprägte Einrichtungen oder für solche mit einer sehr konservativen oder gar rechtslastigen Ideologie).
- » Nach unserer Erfahrung haben viele Pädagog(inn)en Angst davor, sich mit der immer noch von vielen Menschen vertretenen so genannten Verführungs-

theorie konfrontieren lassen zu müssen, wenn sie sich für schwul-lesbische Aufklärungsarbeit einsetzen (d. h. mit dem Vorwurf oder der Angst, Jugendliche könnten zur Homosexualität verführt werden), und verzichten deswegen lieber darauf, das Thema in ihrer Arbeit zu berücksichtigen (vgl. Alltag 1996).

Ein Blick über den Tellerrand: Lesbisch-schwule Aufklärungsarbeit in Deutschland und anderswo

Bei der antidiskriminatorischen Pädagogik in Bezug auf lesbische und schwule Lebensweisen in Deutschland lässt sich ein deutliches Nord-Süd-Gefälle feststellen: In den südlichen Bundesländern wird dieser Arbeit vonseiten konservativer Kultusministerien und Schulbehörden eher entgegengesteuert (vergleiche die Stellungnahme des Ministeriums für Kultus, Jugend und Sport vom 30.04. 1999 vor dem Landtag von Baden-Württemberg^f), vermutlich aus einer Tradition vorurteilsbehafteter Einstellungen heraus. In den nördlichen Bundesländern lässt sich jedoch bereits ein Bewusstsein für die Wichtigkeit einer Pädagogik, die sich die Aufhebung der Diskriminierung von Lesben (und Schwulen/Bi-/Transsexuellen) zum Ziel gesetzt hat, beobachten. So wurde bereits 1989 vom Berliner Abgeordnetenhaus postuliert, es sei Aufgabe der

„Berliner Schulen zu vermitteln, dass Menschen nicht nach ihrem Geschlecht, ihrer Lebensweise (alleinerziehende Elternteile, Leben in Wohngemeinschaften, unverheiratet zusammenlebende Paare, gleichgeschlechtliche Lebensformen usw.), ihrer Nationalität oder Herkunft zu bewerten sind. Lehrpläne und Unterrichtsmittel haben diesem Grundsatz zu entsprechen. Die Rahmenpläne aller Schularten sind daraufhin zu überprüfen, ob sie dem Bildungsziel entsprechen ...“ (Abgeordnetenhaus von Berlin, 1989).

Gemäß dem Ausführungsgesetz des Landes Berlin zum Kinder- und Jugend-Hilfegesetz KJHG in §3 Absatz 3, hat

„Jugendhilfe ... der Ausgrenzung und Randständigkeit entgegenzuwirken und dabei Toleranz und gleichberechtigte Teilhabe zu fördern. Dies gilt auch für den Umgang mit Menschen mit gleichgeschlechtlicher sexueller Orientierung“ (zitiert in Hofsäss, 1998, S. 13).

1994 stellte die unabhängige Kommission zur Bekämpfung und Verhinderung von Gewalt in Berlin unter anderem fest:

^f Im Internet unter http://www2.landtag-bw.de/wp12/drucksachen/4000/12_4012_d.pdf zu finden.

„Es bedarf einer Pädagogik, die die Akzeptanz von Menschen mit gleichgeschlechtlichen Lebensweisen fördert. Der Abbau von Vorurteilen sowie die Enttabuisierung des Themas Homosexualität beginnen mit einer Sensibilisierung der Lehrkräfte und aller für Schule Verantwortlichen und setzen ein grundlegendes Verständnis von der Gleichwertigkeit verschiedener Lebensformen voraus“ (zitiert nach GEW und Kombi, 1997, S. 5).

In Brandenburg erließ das zuständige Bildungsministerium Anfang der 90er Jahre eine Empfehlung an die Schulen, das Thema Homosexualität im Unterricht mit dem Ziel zu behandeln, den Jugendlichen die Gleichwertigkeit von Homo- und Heterosexualität zu vermitteln, und empfahl dazu, Schwulen- und Lesbengruppen in die Schulen einzuladen (DAW 1995, S. 5).

In Niedersachsen wird lesbisch-schwule Aufklärungsarbeit sogar explizit in der Regierungserklärung von 1994 erwähnt, mit dem Ziel, Vorurteile abzubauen und die Toleranzbereitschaft in der Bevölkerung zu stärken. Im Unterricht ist Homosexualität gemäß dem niedersächsischen Schulgesetz als gleichwertig neben der Heterosexualität zu behandeln. Auch in der Ausbildung der Lehrerinnen und Lehrer soll dies berücksichtigt werden.

108

Es gibt auch Länder, in denen lesbisch-schwule Aufklärungsarbeit zur Selbstverständlichkeit gehört. So wird beispielsweise seit gut 20 Jahren an allen Schulen Schwedens Aufklärung über lesbische und schwule Lebensweisen durchgeführt. Im Mittelpunkt steht eine Koppelung aus Wissensvermittlung, zum Beispiel über die Verfolgung von Homosexualität in der Vergangenheit, mit der unmittelbaren Begegnung der Jugendlichen mit Schwulen und Lesben. Aufklärung über Homosexualität wird nicht als Privatvergnügen oder Selbsthilfe betrachtet, sondern ist ein politisches und gesellschaftliches Ziel, für dessen Realisierung selbstverständlich Mittel für hauptamtliche Mitarbeiter/innen lesbisch-schwuler Schulprojekte, Honorare und Sachkosten bereitgestellt werden. Die Zusammenarbeit zwischen Schulbehörden, Lehrer(inne)n und dem Aufklärungsprojekt der Lesben- und Schwulenorganisation hat sich bewährt (DAW 1995, S. 5).

Literatur

Akkermann/Betzelt/Daniel 1990

Akkermann, A./Betzelt, S./Daniel, G.: Nackte Tatsachen. Ergebnisse eines lesbischen Forschungsprojekts. In: *Zeitschrift für Sexualforschung*, 3, 1–24 und 140–165

Alltag (Hg.) 1996

Alltag, J. (Hg.): „... eigentlich hab ich es schon immer gewusst...“. Lesbisch-feministische Arbeit mit Mädchen und jungen Lesben. Hamburg: Frühlingserwachen/Bea Trampenau Buchverlag 1996

Bertozzo 1998

Bertozzo, G.: From Internet the voices of „Quella ragazza, quel ragazzo“ (That girl, that boy). In: *FINISTERRAE*. Periodico di AZIONE GAY E LESBIC, Nr. 1, Oktober 1998 (englische Ausgabe: Lesbians and gay men. Information for Equality)

Bruckner u. a. 1992

Bruckner, S./Fuhrmann, H./Holzka·mp, C./Lähne·mann, L./Lehmann, P.: Lesbisch – Schwul – Heterosexuell. Konzeptionelle Überlegungen zur Bildungsarbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen (unveröffentlicht). Berlin: Senatsverwaltung für Frauen, Jugend und Familie/Referat für gleichgeschlechtliche Lebensweisen 1992

D'Augelli/Hershberger 1993

D'Augelli, A./Hershberger, S.: Lesbian, gay and bisexual youth in community settings: Personal challenges and mental health problems. In: *American Journal of Community Psychology*, 21, 421–448

DAW 1995

lambdatio: Keine Schule ohne Schwule. Zur Sexualaufklärung an Schulen in Deutschland. In: *Die Andere Welt*, 5/1995, S. 3–7

Falco 1993

Falco, K.: Lesbische Frauen: Lebenswelt – Beziehungen – Psychotherapie. Mainz: Matthias-Grünewald-Verlag 1993

HAGAZUSSA/FFG (Hg.) 1999

HAGAZUSSA e.V./Feministisches Frauen-Gesundheitszentrum (Hg.): *Lesben und Kinderwunsch*. Köln: Eigenverlag 1999

ILGA 2000

International Lesbian and Gay Association: Discrimination against Lesbian, Gay and Bisexual Persons in Europe. A report submitted by ILGA-Europe to the Legal Affairs and Human Rights Committee of the Parliamentary Assembly of the Council of Europe as a contribution to the preparation of its Report and Recommendations on the Situation of Lesbians and Gays in the Member States of the Council of Europe (Motion for a Resolution – Doc. 8319), 16. Februar 2000

Jenny/Roesler/Poyer 1994

Jenny, C./Roesler, T.A./Poyer, K. L.: Are children at risk for sexual abuse by homosexuals? In: *Pediatrics*, 94, 41–44

Jordan/Vaughan/Woodworth 1997

Jordan, K. M./Vaughan, J. S./Woodworth, K. J.: I Will Survive: Lesbian, Gay, and Bisexual Youths' Experience of High School. In: Harris, Mary B. (Hg.): *School Experiences of Gay and Lesbian Youth: The Invisible Minority*. Binghamton: The Harrington Park Press 1997

Mason/Palmer 1996

Mason, A./Palmer, A.: Queer Bashing – a national survey of hate crimes against lesbians and gay men. London: Stonewall (Eigenverlag) 1996

MKJS Baden-Württemberg 1999

Ministerium für Kultur, Jugend und Sport: Geschlechtererziehung und Homosexualität. Gleichberechtigte Darstellung unterschiedlicher Lebensformen in den Schulen Baden-Württembergs (Stellungnahme vor dem Landtag von Baden-Württemberg vom 30.04. 1999, Drucksache 12/4012)

Oppermann 1999

Oppermann, M.: Gleichgeschlechtliche Lebensweisen in NRW: Wahrnehmungen, Erfahrungen, Werthaltungen. Eine repräsentative Bevölkerungsumfrage im Auftrag des Ministeriums für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf 1999

Perino 1995

Perino, B.: Entwicklungs- und Identitätskrise in der Adoleszenz am Beispiel der Sozialisationsbedingungen junger lesbischer Frauen. Unveröffentlichte Magisterarbeit, Freiburg 1995 (einsehbar im Feministischen Archiv)

Schmid-Tannwald/Urdze 1983

Schmid-Tannwald, I./Urdze, A.: Sexualität und Kontrazeption aus der Sicht der Jugendlichen und ihrer Eltern. Ergebnisse einer haushaltsrepräsentativen Erhebung in der Bundesrepublik Deutschland einschließlich West-Berlin (Band 132 der Schriftenreihe des Bundesministeriums für Jugend, Familie und Gesundheit), Stuttgart 1983

Schupp 1996

Schupp, K.: Wären Sie lieber ein normaler Mensch? Berliner Jugendliche über lesbische und schwule Lebensweisen. Berlin: Landesverband des Jugendnetzwerkes Lambda e.V. 1996

SenJF Berlin 1993

Senatsverwaltung für Jugend und Familie, Referat für gleichgeschlechtliche Lebensweisen (Hg.): Lesbische Mädchen – (k)ein Thema für die Jugendarbeit? (Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation) 2. Auflage. Berlin 1993

SensJS 1999

Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport, Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen (Hg.): Sie liebt sie. Er liebt ihn. Eine Studie zur psychosozialen Situation junger Lesben, Schwuler und Bisexueller in Berlin. Berlin 1999

Smith 1988

Smith, J.: Psychopathology, homosexuality, and homophobia. In: *Journal of Homosexuality*, 15(1/2), 53–73

Stein-Hilbers u. a. 1999

Stein-Hilbers, M./Holzbecher, B. K./Kroder, U./Soine, S./Goldammer, A./Noack, I.: Gewalt gegen lesbische Frauen: Studie über Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen. Düsseldorf: Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen 1999

Strötges 1993

Strötges, G.: In: *Senatsverwaltung*, 1993.

Trampenau 1989

Trampenau, B.: Kein Platz für lesbische Mädchen. Beeinträchtigungen und Konzepte lesbischer Mädchenarbeit. Kiel: Frühlingserwachen 1989

Walker 1995

Walker, J.: Gewaltfreier Umgang mit Konflikten in der Sekundarstufe I. Spiele und Übungen. Berlin: Cornelsen 1995

Wieland 1999

Wieland, N.: Lesbische/schwule Jugendliche – dazu fällt der Jugendhilfe wenig ein. In: Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen (Hg.): *Anti-Diskriminierungsgesetz für Berlin!* Berlin 1999

„Alles normal – alles egal – was bleibt?“
Auszüge aus der Abschluss-Podiumsdiskussion zur Fach-
tagung „Sexualität wo•hin“ vom 15. bis 17. November 2002¹

zusammengestellt von Holger Sweers

Teilnehmer:

Stefan Etgeton, ehemaliger Bundesgeschäftsführer der Deutschen AIDS-Hilfe,
jetzt Referent für Gesundheit beim Bundesverband der Verbraucherzentralen

Christa Schulte, niedergelassene Psychologin in Bremen

Manuela Torelli, niedergelassene Psychologin aus München

Michael Bochow, Soziologe aus Berlin

Christopher Knoll, Psychologe bei der Schwulenberatung in München und bei der
Münchener AIDS-Hilfe.

Moderation:

Holger Wicht, Journalist

¹ *Sexualität wo•hin? Hinblicke. Einblicke. Ausblicke. Gemeinsame Fachtagung des Verbandes lesbischer Psychologinnen und schwuler Psychologen e.V. (VSLP) und der Deutschen AIDS-Hilfe e.V. (DAH). Berlin, 15. bis 17. November 2002*

Christa Schulte: Ich habe eine Praxis für Therapie und Supervision in Bremen und habe da natürlich Schwerpunkte, als erstes Paartherapie und Einzeltherapie und Beratung, Coaching, und mein Lieblingsschwerpunkt sind die Tantrakurse, wo sich zurzeit einiges tut.

Holger Wicht: Kannst du aus deiner Arbeit Schwerpunkte nennen, die sich anknüpfen an unser Thema „Normalisierung“?

Christa Schulte: Ja, also der komische Begriff Normalisierung hat tatsächlich auch Fleisch in der Praxis, das heißt... die Frauen füllen es eigentlich, nämlich mit Veränderung in der Beziehungsstruktur. Es gibt sehr viel mehr Lesben-Paartherapiewünsche, inklusive Trennungsbegleitung. Es gibt viel mehr Wünsche nach Ritualen der Übergänge, also vom Beginn bis zum Ende einer Beziehung. Zwischendurch Wünsche nach Feiern, nach bestimmten Ritualen der Ausweitung der Beziehung. [...] Wir haben ja Jahre gehabt, wo sexueller Missbrauch, Vergewaltigung, sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz usw. große Themen waren. [...] Und jetzt habe ich den Eindruck, dass wirklich ein historischer Augenblick ist, wo viele Frauen sich genügend damit beschäftigt haben oder dabei sind und es jetzt umkippt in „Da war doch noch die Sehnsucht, da war doch noch was mit Lust“. Und das kommt in der Praxis einfach sehr viel deutlicher durch. Das heißt, ich kann viele Aufgaben stellen, sie üben und üben, und ich muss nicht immer nur die Problemseite betonen, sondern auch das Konkrete, was gibt's denn für ein Konzept, wenn's nicht mehr geht. In den Tantrakursen ebenfalls, z. B. habe ich am letzten Wochenende ein spirituelles Ritual für zwei Frauen gemacht, die sich verpartnern. Das heißt, sie wollten im Vorlauf, wie ich das selber auch erlebt habe, ein integriertes sexuell-spirituelles Ritual haben, und dann dieses ganze Brimborium mit Standesamt usw. – weil natürlich alle, mich eingeschlossen, immer etwas ambivalent dem Gesetz gegenüber sind, aber als politischen Akt das schon machen wollen. Und dann ist immer die Frage: „Ja, wollen wir das wirklich nur als politischen Akt machen?“ Finanziell hat man ja weitgehend keine Vorteile davon. Und dann gibt es eben den Wunsch, sehr viel mehr auf Rituale zu achten, die binden. Ebenso wie Rituale der würdigen Trennung. Weil – wir haben nun mal in Deutschland eine lausige Trennungskultur, eine lausige Abschiedskultur. Wenn ich mir unsere Beerdigungspraxis anschau, da gibt es inzwischen ein paar lesbische Leichenbestatterinnen, aber die sind noch selten. Und da gibt es einen Wunsch nach wirklich tief gehenden würdigen Ritualen. Und das reizt mich. Dazu habe ich mit meiner Frau zusammen ein Institut gegründet, wo wir solche Rituale installieren und Räume dafür schaffen.

Holger Wicht: Du hast es gestern in unserem kleinen Vorgespräch Kultur der Lust genannt, hast gesagt, dass es für dich eine Folge der Entwicklung weg von der Re-

pression ist, dass man sich jetzt besser auf sich selbst besinnen kann und sich selbst erst entdecken kann.

Christa Schulte: Es gibt immer mehr Frauen, die sich auseinander gesetzt haben mit Repression, mit Widerstandsformen, mit politischen bis psychologischen Verarbeitungsformen. Und jetzt gibt es mehr Lust auf Lust. Das bedeutet auch, dass wir uns in den Praxen eben auch konkret mit Methoden der Lust beschäftigen. Ich habe selbst ein Modell zur Kultivierung weiblicher Lust entwickelt, weil ich finde, gerade in diesem Brachland von Problem, Problem, Problem gibt es zu wenig differenzierte Formen von Kultivierung. Das heißt, viel Lust ist einfach in der Rohform vorhanden – und große Hilfslosigkeit, weil die Partnerin nicht so mitmacht, wie sie soll. Oder es gibt nur Lustfragen als Selbstliebeform oder Paarliebeform. Es gibt aber wenig kultivierte Kreisformen, und da bin ich gerade am Entwickeln, dass es mehr Ausweitung der eigenen Identitätsgrenzen auf Kreisformen gibt.

Holger Wicht: Stefan, kannst du das mit einer kulturwissenschaftlichen Perspektive verknüpfen?

Stefan Etgeton: Also, das bedarf keiner kulturwissenschaftlichen Perspektive, das ist Kultur, die sich entwickelt und relativ bewusst auch gestaltet wird. Relativ bewusst – es ist immer schwierig, das Unbewusste bewusst zu gestalten. [...] Ich sehe da eher mit einem kulturkritischen Blick auf die Entwicklungen mit dem so genannten Ende der Repression. Unser Ziel ist, denke ich, sehr ähnlich: dass es eigentlich um die Kultivierung von Lust und Lüsten geht. Also ein hedonistisches Ziel, wie man das so klassisch philosophisch sagt, dass die Lust, das Vergnügen, der Genuss einen sehr hohen Stellenwert einnimmt. Ich sehe allerdings die Repression oder das Wegbrechen von Repressionen in den letzten 20 Jahren durchaus ambivalent, wenn es darum geht, Lüste zu entwickeln. Mein Eindruck ist, dass zwar einiges an Rechtfertigungsnotwendigkeit weggefallen ist, diese aber ersetzt wurde durch normierte sexuelle Richtungen. Also dass Wege gebahnt wurden durch einen offiziellen Diskurs über Sexualität, wo eine Situation entsteht – für mich zumindest –, wo ich mich frage, lässt Sexualität eigentlich Lust überhaupt noch zu? Also, muss die Lust sich nicht von der Sexualität befreien? Aber die Grenzen, die wir uns in der Befreiung, in dem Kampf gegen Repression selber wieder auferlegt haben, deren Agenten wir zum Teil auch stärker selber sind als bei der alten Repression, das ist das, was mich beschäftigt. [...] Wir sind umstellt von verschiedenen Diskursen, über Sexualität, Techniken und Orte und Mechanismen, in denen gerade schwule Männer sich gern bewegen, aber gleichzeitig ist da eben auch was, wo mehr an Frust bleibt als nur die Melancholie der Erfüllung. Also, wenn es schön war, ist immer so ein bisschen Melancholie dabei,

das ist auch o.k., aber hier geht's mehr um Frust, es ist nicht nur die Melancholie der Erfüllung.

Holger Wicht: Kannst du den Konflikt genauer benennen?

Stefan Etgeton: Das ist schon ein Problem, wenn es nur bei dem geblieben ist, was ich erwartet habe. Das kann mich sehr glücklich machen oder befriedigen, und man kann zufrieden nach Hause fahren, aber es bleibt trotzdem ein Unbehagen, weil ich gar keine hohen Ansprüche mehr habe. Und im Vergleich zu dem, was möglich wäre, auch dort oder auch an anderen Orten, ist das eben wenig, auch wenn ich mich gut fühle. Wenn ich mich danach nicht gut fühle, habe ich zumindest eine Ahnung von dem Mehr, aber wenn ich mich gut fühle, dann ist selbst die Ahnung schon verloren. Das ist jetzt vielleicht eine sehr pessimistische Sicht der Dinge, aber es gibt eben auch die anderen Erlebnisse, dass tatsächlich mehr entsteht, dass Erwartungen übererfüllt werden.

Christa Schulte: Macht ihr schwulen Männer denn auch gerne „Slow Sex“?

114

Stefan Etgeton: Auf mir lastet jetzt sozusagen der Druck der kollektiven Identität des Gesamtsubjektes... Ich würde sagen, manchmal ist langsamer tatsächlich schöner, manchmal ist es aber auch ganz schön, wenn es schnell geht. Also, das ist ja kein objektives Maß, ich denke, so meinst du es auch nicht. Sondern langsam ergibt sich ja wie bei der Musik aus dem Rhythmus. Es gibt sehr langsame schnelle Sätze und es gibt sehr, sehr schnelle langsame Sätze. Langsam, langsam, langsam kann sonst auch wieder zum Leistungskriterium werden.

Manuela Torelli: Es scheint mir so, als hättest du Schwierigkeiten, hier vor dem Auditorium ganz offen die Frage zu stellen, ob es denn nicht problematisch ist, dass manche schwule Männer in meiner Praxis im Laufe von anderthalb Jahren mit 300 verschiedenen Männern Sex haben, ob das nicht eine Kompensation von irgendwas sein könnte. Mir kommt das vor wie eine politisch unkorrekte Frage, aber sie leiden ja darunter, deswegen sind sie ja bei mir.

Stefan Etgeton: Ich möchte es genau so nicht formulieren, denn das sind die Fragen von vor 20 oder 30 Jahren, die mich einfach langweilen, wo man etwas an irgendwelchen Zahlen festmacht und dann eine Defizitapparatur in Gang setzt: „Da muss doch irgendwas sein, denn das entspricht doch nicht dem, was wir uns denken können – mit 300 Männern in eineinhalb Jahren!“ Das wird der Sache nicht gerecht, unterstellt dem anderen immer irgendwas und drängt ihn sofort in die Rolle des Klienten. Es handelt sich hier vielleicht um eine *déformation*

professionelle... Im Einzelfall kann das natürlich so sein, ich schließe das überhaupt nicht aus. Natürlich gehört das auch zu dem, was ich mit Sexualität meine, die ich jetzt mal vorläufig als eine in meinen Narzissmus eingedrehte Lust definiere – dass ich Lust auch benutze für etwas, was mit der Lust selber gar nichts zu tun hat. Das kann man mit Defizit benennen, das ist aber natürlich auch die Potenz von Sexualität, dass sie meinen Selbstwert, meine Ich-Fantasie, meine Größe, meine Schönheit, mein Begehrtwerden auch inszenierbar macht. Insofern ist die Grenze zwischen einem defizitären Mechanismus oder einer Potenz sehr „grauzonig“. Das kann man nicht allein an der Zahl festmachen, dazu müsste man hören, wie diese Begegnungen ablaufen, wie sie empfunden werden – das ist entscheidend, nicht die objektive Zahl.

Michael Bochow: Also, ich finde die Frage – vor dem Hintergrund der Diskussionen, die in den letzten Jahren gelaufen sind, auch im Aidshilfereich – sehr wichtig. Ich mach das mal an einem Plakat der Deutschen AIDS-Hilfe fest, auf dem ein nackter Torso zu sehen ist, und darunter steht: „Daran hängt immer ein Mensch“. [...] Ich habe darauf etwas kopfschüttelnd reagiert. Das Plakat will doch offenbar etwas nach folgendem Motto sagen: „Die Qualität der sexuellen Befriedigung kann nur erfolgen, wenn nicht so viel Quantität reinkommt, und dieses Übermaß an Sexkontakten, das muss doch einfach der schreiende Ausdruck von kommunikativer Inkompetenz sein.“ Ich glaube, es gibt ganz bestimmt eine Gruppe, für die ist es die schiere Kompensation, aber ich finde, darin geht das Problem nicht auf, und ich weigere mich auch, als Nichttherapeut therapeutisch an diese Frage ranzugehen.

Ich möchte noch mal zurück zur Normalisierung. Was da passiert, ist ja auch was Kränkendes, eine Art Ent-Exotisierung. Wir sind als Schwule und Lesben nicht mehr so exotisch, wie wir waren, wir sind vielleicht nicht mehr so stilbildend, wie wir waren, wir sind nicht mehr die Sozialavantgarde. Ich erlebe das zum Teil auch mit Gefühlen wie Verlust. Ich denke, das trifft auf beide Punkte, nämlich auf das Thema Aids wie auf das Thema Homosexualität, gleichermaßen zu. Mir ist zum Beispiel gestern in einem Workshop klar geworden, warum wir als Präventionisten die Todesmetaphorik gerne wieder bemühen würden. Ich denke, weniger, weil wir uns davon einen „präventiven Automatismus“ erhoffen, sondern weil wir dann wieder an diesem narzisstischen Bild des Lebensretters partizipieren dürfen. Wir wären dann wieder die Schönen, Starken, die die armen schwulen Männer durch die Wellen des Lebens tragen, und das ist natürlich viel netter, als irgendwie ein Leitbild zu verwalten. Und ich denke, diese Ent-Exotisierung bewirkt natürlich, dass diese kollektiven Phänomene weniger werden; der Gruppenzusammenhalt, der Gruppenkitt weicht dadurch natürlich ein bisschen auf. Die Gemeinsamkeiten werden weniger, der gemeinsame narzisstische Gewinn wird geringer, und dann folgt etwas, was wir als Trend in der Gesamtgesellschaft be-

obachten können: einfach eine neue Repression, nämlich der Druck der Individualisierung. Wir müssen alle mindestens fünf eigenständige kontrollierte Identitäten haben, sei es die Identität als HIV-Positiver oder als Bungeejumper. Und dieser Druck geht natürlich auch in die Sexualität hinein. Die muss jetzt genauso eindeutig wie mein Freizeitverhalten sein, und genauso spannend. Ich muss es vielleicht auch mit Kleidung deutlich machen, muss Signale senden, muss sagen: „He, ich gehöre doch zu euch und ich bin doch Mitglied dieser Gruppe!“ Die Gruppen sind kleinräumiger geworden, identifikatorisch gut und genau zu beschreiben, aber die Frage ist, muss man nicht auch einen Preis dafür zahlen, dass man in immer schlichter definierten Gruppen seine Identität finden möchte? Und jetzt komme ich noch mal auf diese 300 Kontakte in eineinhalb Jahren. Ich denke, manche – nicht alle – müssen schon einen Preis zahlen. Der Preis liegt halt darin, dass manche Geschichten, die nicht der Gruppennorm entsprechen, abgespalten werden müssen. Beispielsweise wenn ich nachts irgendwo im Park Sex habe, das kann schon schön sein, aber ich muss dann Bedürfnisse nach Nähe abspalten, die ich vielleicht auch habe. Das ist ja gar nicht schlimm, den Sex so zu machen, und ich finde es auch nicht problematisch, 300 Männer in eineinhalb Jahren zu haben. Die Frage ist nur, wie schmerzhaft es für mich individuell ist, mein Bedürfnis nach Nähe nicht ausleben und zum Beispiel nicht sagen zu können, „Nimm mich in den Arm“, wenn ich das Bedürfnis habe. Das geht zwar, aber dazu gehört sehr viel Selbstbewusstsein. Ich denke, der Wunsch ist dann schon, dass man die Gruppennorm so ungebrochen wie möglich vollführen kann, in die manche Sachen gehören und manche Sachen nicht gehören. Ich will natürlich auch, dass es alles überall gibt, solange es einvernehmlich ist. Nur erlebe ich es halt nicht, dass das wirklich sehr oft passiert. Es passiert so wenig, dass ich eigentlich nicht sagen kann, die leben jetzt alle das aus, was sie wollen. Ich denke, sie trauen sich oft auch nicht, das auszuleben, was sie wollen.

Stefan Etgeton: Ich gebe dir recht, das sind manchmal schwierige Verhandlungen, und man muss auch das Selbstbewusstsein haben zu sagen, das passt dann jetzt eben nicht. Das muss man aushalten können, dass es auch mal nicht zusammenpasst. Aber das ist eine Frage von Kultivierung, denke ich, auch Promiskuität will gelernt sein. Wenn ich sie aber schon per se als problematisch oder pathologisch hinstelle, dann sind die Lernchancen im Grunde schon weggenommen. Dann heißt es immer nur, ich muss die Zahl der Partner reduzieren...

Holger Wicht: Bevor wir tiefer in die Diskussion einsteigen, würde ich gerne noch die Impulse von Manuela Torelli und Michael Bochow hören. Ein verbindender Punkt ist, wenn ich das richtig sehe, dass sich beide mit neuen Normen beschäftigen.

Manuela Torelli: In der Tat stelle ich mir die Frage: Sind in der schwul-lesbischen Community neue Normen entstanden? Zum Beispiel als „bürgerlich“ etikettierte Normen wie Treue, Liebe, romantische Liebe? Ist das schlecht, oder dürfen wir uns so was wünschen, ohne dass uns vorgeworfen wird, bei uns hänge der röhrende Hirsch im Schlafzimmer? Werden wir ausgeschlossen, wenn wir solche Impulse ansprechen, wenn wir also praktisch zurück zu den „ekligen“ Eltern gehen? Darum geht's ja auch bei der Frage nach dem Kinderwunsch. Und wenn wir keinen Kinderwunsch haben? Mir wird immer übel genommen, dass ich als Analytikerin sage, jeder hat einen Kinderwunsch, und wer ihn nicht spürt, hat ihn unbewusst verdrängt. Das mag niemand gern, gegen solche theoretischen Definierungen sind wir ja unglaublich empfindlich, weil wir da als Gruppe traumatisiert sind. Es ist aber eine interessante Frage, sich zu überlegen, wie gehen die, die sich Kinder wünschen, mit denen um, die sich keine wünschen. Sind zum Beispiel Lesben mit Kinderwunsch die guten und die anderen die schlechteren und nichtguten? Jetzt, wo uns die Homophobie von außen nicht mehr so drückt, werden die internen Konflikte – die es ja eigentlich schon immer gegeben hat – offensichtlicher, auch zwischen Lesben und Schwulen. Alles wird ja jetzt offener und diskutierbarer. Die zweite Frage, die mir wichtig ist, dreht sich um die Geschlechtsrollen in der „Normalisierung“, also wer ist Mann, was ist Mann, was ist Frau, wer ist Frau, was ist schwul und was ist lesbisch? Und wie definiert man das sozusagen psychisch in der Fantasie in der Sexualität, und wie definiert oder lebt man das ganz konkret im Liebesakt? Wie repräsentieren wir als gleichgeschlechtliche Paare männliches und weibliches Rollenverhalten, wo wir doch immer weniger wissen, was ist eigentlich typisch, was ist typisch weiblich, typisch männlich, wie können wir unseren Kindern so was mitgeben, wo wir ja ein gleichgeschlechtliches Elternpaar sind und eventuell zwei Frauen einen Sohn haben oder zwei Männer eine Tochter? Wie werden gerade wir als Psychologinnen und Psychologen mit solchen Themen fertig? Ich denke, dass es unbewusste Identifikationen im Menschen gibt oder auch bewusste, die das Gegengeschlecht in der sexuellen Praxis mit einbeziehen – was ja in der Community letztlich tabuisiert ist. Repräsentiert der Anus also eine Vagina, repräsentiert der Dildo einen Phallus, dürfen wir darüber sprechen? Sind das geliehene Identitäten, sind es Identifizierungen mit dem gegengeschlechtlichen Elternteil, was ist das eigentlich? Darüber wissen wir noch gar nichts, aber darüber müssen wir ins Gespräch und in die Diskussion kommen. Und wenn es denn so wäre, dann könnten wir ja eigentlich weniger Angst haben, Kinder zu bekommen, dann könnten wir diese gegengeschlechtliche Identifikation auch weitergeben – das wäre ein Ausweg.

Holger Wicht: Hat es diese Vielfalt der Lebensformen nicht auch früher schon gegeben, nur verborgen? Oder entsteht da gerade wirklich etwas Neues?

Michael Bochow: Also wie immer ein ganz entschiedenes Jein – Soziologen können nicht anders antworten. Ich greife mal zurück auf einen meiner Lieblingsbegriffe, den ich schon früh in den goer Jahren eingeführt habe: den „Plüschsofawchwulen“. Hintergrund ist die Vorliebe vieler Schwuler, sich zu Sexathleten und Athleten der Kommunikation, der Ästhetik und was weiß ich alles zu stilisieren. In polemischer Absetzung davon habe ich diese Figur bemüht, weil bei bestimmten Diskussionen meines Erachtens eigentlich immer nur über eine besonders prä-sente oder sichtbare Minderheit geredet wurde, und das, was Martin Dannecker und Hanjo Reichemann mit dem unübertreffbaren Begriff des „gewöhnlichen Homosexuellen“ zu treffen versucht haben, das wurde oft ausgeblendet, weil wir ja alle ganz ungewöhnliche Homosexuelle sind. Und der gewöhnliche Homosexuelle – also das wissen wir nun schon länger –, das sind nicht die Leute mit 300 Partnern in eineinhalb Jahren. Womit ich jetzt diese Gruppe nicht wegwischen will; ich denke, das haben Analyse und Soziologie gemeinsam, dass Extremgruppen oft besonders interessant sind. Aber ich denke, sehr viele Schwule und Lesben haben – und das ist verdeckt worden, weil sie in den Zeiten der Repression verdeckt leben mussten – viel bürgerlicher gelebt, als es uns manchmal lieb ist. Ich glaube in der Tat, dass es in den letzten 30 Jahren sehr erfreuliche gesellschaftliche Entwicklungen gab, dass wir offener leben können, dass es Elemente von „Normalisierung“ gibt, die ich als Soziologe auch begrüße. Im linksalternativen Jargon ist das ein Schimpfwort, für einen Soziologen aber ist Normalisierung bzw. Integrationsfähigkeit in eine Gesellschaft, was Normalisierungsprozesse sind, erforderlich, weil anders Gesellschaft gar nicht funktionieren kann. Ich möchte auch noch einmal kurz an Stefan Etgetons „kultivierte Melancholie“ anknüpfen. Vor dem Hintergrund massiven sexuellen Elends – schwuler Sex ist ja zum Teil recht öffentlich, also insofern sind die Schwulen eine Bevölkerungsgruppe, wo man sehr viel durch teilnehmende Beobachtung mitbekommen kann – finde ich es als pragmatischer Soziologe, der sozusagen immer auch in die Sozialklempnerei denkt, doch schon mal schön, wenn es den Leuten immer wieder gelingt, ein Stück weit aus ihrem sexuellen Elend herauszukommen, egal wie, und dann sollen sie auch etwas Traurigkeit nach dem Koitus haben oder auch das Gefühl, nun war es nicht ganz das, was ich erhoffte.

Stefan Etgeton: Da gebe ich dir recht. Natürlich sind das wichtige Schritte aus dem sexuellen Elend. Das Problem ist nur, dass mich das manchmal auch in das Elend der Sexualität wieder hineinführt und ich dann tatsächlich in Kreisläufe gerate, die nicht so schön sind. Aber jetzt noch mal zu Frau Torelli. Einerseits fand ich es sehr spannend, dieses Nachspüren der symbolischen Gehalte von Anus und Vagina in der Sexualität, also auch die Wahrnehmung, dass unsere Fantasien schwierig sind, ineinander gleiten, da auch mehrere Geschlechter beteiligt sind,

auch beim so genannten Schwulensex. Das finde ich sehr wichtig, und das ist eine Potenz, die uns eine Menge weiterhelfen kann, uns besser zu verstehen. Aber das mit dem Kinderwunsch und der unbewussten Unterstellung oder der Unterstellung des Unbewussten, das ist so ein Mechanismus, wo ich mir wünschen würde, dass doch Psychoanalyse endlich mal selbstkritischer wahrnimmt, was an Geschlossenheit in der eigenen Systematik liegt. Ein System, das immer recht hat, hat natürlich nie recht. Aber ich hätte größere Lust, jetzt weiter über das Produktive zu diskutieren.

Christa Schulte: Ja, darauf kann ich mich gut beziehen, weil ich merke, dass es bei dieser Diskussion immer wieder sehr theoretisch wird, und wir wollten uns ja auch um das Wohin kümmern. Und dazu hat meine Oma immer schon gesagt: „Kind, der Appetit kommt beim Essen.“ Das habe ich erst mal beim Essen verwirklicht, und das mit der Sexualität kam dann etwas später. Das heißt, wenn wir als psychologische Psychotherapeutinnen und -therapeuten uns weiten wollen, weil wir – vor dem Hintergrund der Normalisierung – gerade nicht mehr ums psychische und soziale Überleben kämpfen müssen, brauchen wir auch Anregung fürs neue Futter. Und in dem Sinne möchte ich noch mal anregen, Kongresse auch anders zu gestalten als diesen hier, praktischer. Dass mehr – wie meine Oma wieder sagen würde – Butter bei die Fische kommt. Indem man z. B. Seminare anbietet, wo auch Vertreter anderer Richtungen da sind, als hier die Mehrheit vermutlich vertritt, auch wirklich zur Diskussion mit da sind, die das verkörpern, was wir an Weitung brauchen. Und z. B. einen Witz-„Playshop“ zu veranstalten, wo Witze über Schwule und Lesben ausgetauscht werden – ich finde, die Szene ist noch etwas zu humorlos für sexuelle Eskapaden. Dafür brauchen wir Humor, sonst klappt das nicht mit dem Üben. Und das Nächste wäre, nicht nur Problemliteratur zum Besten zu geben, sondern auch Anmachliteratur, Anmachvideos und so weiter, und dazu dann Dildos und Vibratoren zu holen, damit wir auch wirklich wissen, worüber wir uns austauschen. Auch wenn ich die Sache mit dem sexuellen Elend nicht ganz so elendig sehen würde, gehe ich nicht davon aus, dass bei allen von uns volle sexuelle Freiheit, Kreativität usw. verwirklicht ist. Also brauchen wir z. B. Demonstrationsvideos für gute Genitalmassagen, sodass eine ganz andere Atmosphäre von Diskussion entstehen kann, als wenn wir uns ganz allgemein theoretisch nähern.

Michael Bochow: Noch mal ein Vorschlag zur Güte, zum Kinderwunsch. Also zum ersten, das Unbewusste ist unbewusst unbewusst. Damit kann ich ja gut leben. Das zweite, es gibt in der Lebenslauf- und Altersforschung den schönen Begriff der Generativität. Damit meinten die Heterosexuellen, dass sie sich reproduzieren und die nächste Generation zeugen und den Kindern Gedanken vom guten

Leben nahe bringen. Und es herrschte ja auch gerade in der stark normierenden traditionellen Psychoanalyse der Gedanke vor, homosexuelle Sexualität sei unreif, weil sie diesen Sprung zur genitalen Reife nie schaffe, sprich: keine Kinder in die Welt setze. Gegen diese traditionelle Geschlechtsordnung haben sich Schwule und Lesben gewehrt, weil wir eben keine schlimmen, asozialen Monster sind. Aber auch offene, aufgeklärte Heterosexuelle sind da ins Grübeln gekommen, haben gesagt, das stimmt so gar nicht. Es gibt nämlich auch andere Formen von Generativität, dass nämlich eine Generation Erfahrungen an die Nachwachsenden weitergibt, und das in sehr unterschiedlichen Settings. Schwule und Lesben sind, denke ich, generativ tätig, ohne immer zu wissen, was sie da treiben, wenn sie z. B. in Schwulen- und Lesbengruppen dieses oder jenes machen, und selbst, wenn sie nur einen Buchladen haben und die Jungen auf für sie interessante Literatur oder Events oder sonst was hinweisen. Diesen Bereich gibt es natürlich auch bei den Heteros: Nicht alle Heteros haben Kinder, aber viele Heteros sind an bestimmten Sozialisationsprozessen massiv beteiligt, ob bewusst oder nicht. Und so geht es uns auch, und es ist doch nicht von ungefähr, dass der Begriff der Wahlfamilie unter Schwulen und Lesben so häufig diskutiert wird, dass in solchen Wahlfamilien Generativität praktiziert wird.

120

Stefan Etgeton: Ja, es gibt auch andere Formen von Generativität, das ist sicher richtig, aber das trifft nicht ganz das, was mit Kinderwunsch gemeint ist. Ich glaube tatsächlich, dass das Leben mit Kindern und Kinder aktiv beim Aufwachsen zu begleiten eine andere Art von Verantwortung ist, die man nicht ohne weiteres mit pädagogischen Aktivitäten gleichsetzen kann, und dass dies auch eine andere Verpflichtung bedeutet.

Manuela Torelli: Ich möchte trotzdem Mut machen, es zu wagen, und die unterstützen, die es gewagt haben. Natürlich werden wir auch Schwierigkeiten mit unseren Kindern haben, ich denke, das ist im Grunde normal. Wir müssen von der Vorstellung weg, dass wir die besseren Eltern wären, dass unsere Kinder Schnuckiputzis werden, dass wir natürlich gemeinsam alt werden und dass wir eine wunderschöne Familie haben werden, so wie bei den Waltons. Es wird auch Scheidungskinder geben in unseren Reihen, auch traumatisierte Kinder, wir werden uns an unseren Kindern schuldig machen. Zum Punkt der Sublimierung möchte ich sagen: Die Analytiker neigen dazu, die Sublimierung äquivalent zu setzen zur Realität, aber das ist sie nicht. Denn ein Heterosexueller kann sublimieren plus Kinder haben, und ich glaube, es ist etwas wie eine tröstende Fantasie, einen Verzicht zu leisten in der Hoffnung, man könnte sublimieren, aber es halt einfach ein Ersatz. Und die Trauerarbeit zu dem Verzicht kann die Sublimierung nicht ersetzen.

Holger Wicht: Aus dem Publikum kommt die Frage an Christa, wie frei denn die Lesben in ihren Kursen mit Sexualität umgehen.

Christa Schulte: Lesben sind nicht an sich enthemmt, im Gegenteil, sondern wenn die erst mal in einer Gruppe sind, das kenne ich selber als Gruppenteilnehmerin, sitzen die da wie Pik sieben und denken: „Am besten, ich gehe gleich wieder.“ Wir nehmen aber auch keine Drogen zur Hilfe, sondern es geht darum, dass in Gruppen von lustvollen Frauen allmählich Intimität aufgebaut wird. Dieser Prozess braucht Tanzen, Meditieren, Körperübungen, Atemübungen, kleine Massagen der nichtsexuellen Art, bevor eine Gruppe in der Lage ist, sich wirklich aufeinander zu beziehen. Denn fast alle Frauen haben Angst, sich mit ihrem Körper zu zeigen. Aus meinen Tantra-Erfahrungen kenne ich die klassische Version: Die Männer haben Angst, dass „er“ entweder zu klein ist oder sie zu früh spritzen, und die Frauen haben Angst, dass ihr Bauch zu dick ist und ihr Busen zu klein. Diese Standardängste wollen überwunden werden, denn das sind Stolpersteine auf dem Weg zur Lust. Was wir dann machen, sind viele Annäherungsübungen, bevor wirklich sexueller Austausch im engeren Sinne des Wortes passiert. Ich leite ziemlich strikt durch sexuelle Massagen, sodass eine jede genau weiß, was sie wann tun soll. Ob sie es dann tut, ist noch die andere Frage, aber ich gebe viel Sicherheit, indem ich sehr konkrete Anweisungen gebe und so dann Räume für das Fühlen eröffne. Das Wichtigste bei den sexuellen Massagen ist nicht einfach die entfachte Lust, sondern die Verbreiterung der Lust, erst mal in die Gruppen und dann in die Weite. Und das braucht Zeit; da nützt es nichts, einen Abendkurs zu machen. Wenn jemand aus dem Stress kommt, dann klebt der Stress an der ganzen Muskulatur fest, steckt im Hirn fest. Um das wieder auf ein Niveau zu kriegen, wo man sich entspannt und sich dann wieder erregen kann, das braucht Zeit. Aber die Neugierde gewinnt gegenüber der Angst, zum Beispiel auf das schlichte Sein im Gegenüber, ohne dass viel passieren muss, gemacht werden muss. Wir machen ja immer viel beim Sex, und ich bin eine, die sagt, das Machen ist gut und schön, manchmal habe ich auch gerne einen Quicki, aber das ist nur eine Form. Und die anderen Formen haben zu tun mit Bewusstheit in der hohen sexuellen Erregung, ohne gleich wie beim Orgasmus wieder abzukippen. Das heißt, was wir in den Tantrakursen machen, sind Übungen, wo sexuelle Erregung über Stunden aufrechterhalten wird und dadurch die Wahrnehmung sich verfeinert, die Kontakte sich verfeinern und sich die Angst einfach verflüchtigt, weil das Glück da ist.

Holger Wicht: Könnte man so etwas auch in die schwule Szene integrieren, Stefan?

Stefan Etgeton: Solche Kurse kann man sicher auch mit Schwulen machen, das wäre jetzt die einfachste Antwort. Männer lernen gerne, es kommt drauf an, was

und wie weit sie damit konfrontiert werden. Es geht in diesen Gruppen ja offenbar darum, sich von seinen Ängsten ein Stück weit zu befreien, den eigenen Körper mit größerem Wohlwollen wahrzunehmen. Ich denke, da könnten sich heterosexuelle Frauen und schwule Männer, die ja quasi den Blick von Männern auf sich verinnerlicht haben, auch gegenseitig was beibringen. Und ich denke gar nicht unbedingt, dass die Schwulen in diesen Kursen nur unter sich sein müssten, sondern mit heterosexuellen Frauen zusammen, denn beide haben gewissermaßen im Hinterkopf immer den Mann, der sie anguckt: „Was denkst der, wie findet der mich so?“ Vielleicht könnte man diesen Mann auch mal symbolisieren, sich mit dem in der Gruppe wie mit einem Popanz auseinander setzen und den Popanz auch ein bisschen ausgestalten und vielleicht auch ein bisschen abfackeln. Ich möchte jetzt aber noch mal zum Thema der gesellschaftlichen Verantwortung kommen. Ich finde, schwule Männer haben gesellschaftliche Verantwortung auch schon wahrgenommen, bevor sie die Möglichkeit von eingetragenen Partnerschaften hatten. Gerade das Aufkommen der Aidshilfebewegung habe ich wahrgenommen als den Moment, wo die Gesellschaft Schwule als Verantwortung Nehmende akzeptiert hat. Und das finde ich ganz wichtig, das ist eine andere Form von Verantwortung, nämlich soziale Verantwortung, eine, die nicht auf das Paar beschränkt ist, sondern auch die Community einbezieht. Deswegen stehe ich der eingetragenen Partnerschaft auch eher skeptisch gegenüber, weil ich tatsächlich die Befürchtung habe, dann wird „nur noch“ untereinander Verantwortung wahrgenommen. Dass der Staat jetzt sagt, wir wollen das in einem gewissen Rahmen fördern und auch unterstützen, das finde ich völlig in Ordnung. Aber wenn die gesellschaftliche Verantwortung von Schwulen darin aufgeht, dann wäre das für mich ein Verlust an sozialer Verantwortung und auch an sozialem Prestige von Schwulen und von Community.

Christopher Knoll: Ich glaube, es wird in Zukunft immer schwieriger werden, fachlich zu begleiten, was gesellschaftlich passiert. Es wird viele Wirs geben, und die sind alle schwul und sind alle lesbisch. Ich denke, das wird sich auf alle Arbeits- und Denkbereiche beziehen, also auch auf mein Thema Prävention. Ich möchte in Zukunft nicht mehr das schwule Kollektiv als Gruppe ansprechen, sondern eigentlich viel eher in der Präventionsarbeit neue Gruppen identifizieren, die ich gezielter, kleinräumiger ansprechen kann, z. B. wer sind die Ungetesteten, was brauchen die. Dass ich neue Fragen stelle, dass ich wirklich schaue, aus wie viel Gruppen bestehen wir denn, was sind denn die Fassetten der Schwulen, die Fassetten der Lesben. Ich denke, es muss eine Metaebene geben, die z. B. die politische Arbeit leistet, aber wir Psychologen und Psychologinnen müssen Bedürfnisse identifizieren. Wir haben eigentlich nur eine kollektive Erfahrung, das Coming-out, aber dann differenziert es sich doch sehr stark. Und

die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sind auch nicht mehr so, dass wir als Gruppe immer gleich wahrgenommen werden, und wir nehmen uns ja auch nicht immer gleich wahr. Wir sind also nicht mehr wir, sondern ganz viele, und wir müssen unsere Gruppen kennen lernen. Hier bräuchten wir eine besser finanzierte Sozialforschung, auch eine bessere Verbindung aus quantitativer und qualitativer Sozialforschung.

Michael Bochow: Ich möchte an Dannecker erinnern. Der hat das Ende der 80er, Anfang der 90er mustergültig durchdekliniert. Da ging es auch um Prävention, aber Prävention kann man nicht machen, wenn man schwule Lebenswelten nicht begreift, und der hat ja behauptet – und das gilt heute noch –, es gibt eigentlich gar nicht *den* Schwulen, der 300 Partner in 18 Monaten braucht, und dann ist das *das* schwule Leben. Er hat zu Recht darauf hingewiesen, dass man genauso wenig, wie man den heterosexuellen Mann ausschließlich über die Perspektive des Bordells definieren kann, schwule Männer darüber definieren kann, dass ein Teil – und ich behaupte die Minderheit – so hohe Partnerzahlen hat. Schon Dannecker hat darauf hingewiesen, dass es da noch was anderes gibt – in allen qualitativen oder quantitativen Studien bestätigt sich das –, und gerade bei jungen schwulen Männern ist das romantische Liebesideal absolut ungebrochen. Das wäre zunächst einmal auch nicht die große Differenz zwischen Schwulen und Lesben. Ich finde, für Schwule besteht das Kunststück darin, beides auf die Reihe zu kriegen – wenn es denn gewünscht wird. Und da finde ich, es gibt doch beruhigend viele wirklich positive Beispiele von fest befreundeten schwulen Männern, die sich ihre Spielwiesen erlauben. Und jetzt noch mal zur Aidsprävention, die in der Tat heute schwieriger wird, weil Gott sei Dank Aids nicht mehr so schnell zum Tod führt. Das führt zu einer veränderten Situation im Risikoverhalten schwuler Männer – aber wie gehen wir damit um? Ich kann mir ja manchmal ironische Kommentare über den schwulen Gesundheitsfetischismus nicht verkneifen, der sie massenweise in diese Sportstudios treibt, aber auf der anderen Seite: Wenn doch der wohl ausgebildete glatte Körper einen so hohen Wert hat, könnte man damit vielleicht arbeiten, um den Jungs eine allgemeinere Gesundheitsorientierung nahe zu bringen, zu der auch psychische Gesundheit gehört. Und zu psychischer Gesundheit gehören allerdings eine ganze Reihe von Dingen, die wir angesprochen haben.

Holger Wicht: Es wird ja derzeit viel darüber geredet, dass HIV-Prävention verstärkt auf die Gesundheitsorientierung und Lust und Wohlbefinden bei schwulen Männern aufbauen könne. Das heißt, die Frage, wie man das Wohlbefinden in den schwulen Szenen steigern kann, hat auch etwas mit HIV-Prävention in diesem Sinne zu tun?

Stefan Etgeton: Also ich habe meine Zweifel, ob sich sozusagen Fitness und Wellness ungebrochen einfach in Gesundheitsförderung verlängern lassen. Mein Eindruck ist, dass Fitness und Wellness manchmal sogar im Gegensatz zu Gesundheit stehen. Man kann da sicher an ein Motiv anknüpfen, aber da muss man noch mal genau gucken, ob Leute tatsächlich ins Studio gehen, um gesund zu bleiben und lange gut zu leben, oder möglicherweise aus ganz anderen Gründen, die mit Gesundheit im engeren Sinne gar nichts zu tun haben – schon aber mit ihrem Wohlbefinden, vielleicht auch ihrer Selbstwahrnehmung. Ich glaube aber, dass das als Basis für eine neue Präventionsstrategie nicht ganz hinreicht. Insofern hat die Diskussion, die wir vorhin geführt haben, sehr viel mehr mit Prävention zu tun, weil es um das geht, wofür wir das überhaupt machen, wofür wir überhaupt Einschränkungen in unserer Sexualität in Kauf nehmen, weil es um die Lust, weil es ja um etwas geht. Und da, denke ich, ist noch ein anderes Terrain, unabhängig vom Gesundheitsthema, das Terrain, über die Lüste, über unser Verlangen, über das Begehren und auch über das Verhältnis zu den Bindungswünschen zu sprechen. Und ich denke, das ist auch ein Part allgemeiner Gesundheitsförderung, aber etwas, was Prävention möglicherweise befördern kann, das Darüber-Sprechen, das Sich-damit-auseinander-Setzen, also Kommunikation. Es muss ja nicht immer Reden sein; auch Plakate und andere Dinge können Kommunikation anregen oder befördern. Bis dahin, dass man Rituale schafft. Wir hatten z. B. mal die Idee, dass man präventiv oder ich sage mal „hedonistisch“ etwas aus der einen Stunde machen kann, die uns in der Nacht geschenkt wird, wenn die Sommer auf die Winterzeit umgestellt wird. Das erleben wir ja jetzt seit vielen Jahren, und es fließt so dahin, aber eigentlich ist das ja sozusagen eine Stunde, wo die Zeit aus der Fassung gerät. Ich finde, das ist eine ganz spannende Metaphorik, und daran könnte man anknüpfen, gerade weil es in der Nacht ist. Dabei spielt Zeit eine große Rolle, das Thema, wie viel Zeit haben wir – das ist gewissermaßen ein religiöses Thema, das aber mit zur Basis von Prävention gehört: Welche Zeit gebe ich mir, wie gestalte ich sie? Hier könnte ich mir Dinge vorstellen – sage ich jetzt mal als Kulturwissenschaftler –, aus denen sich auch Prävention speisen kann, ohne gleich mit den Themen Medizin, Gesundheit, Krankheit zu kommen.

Christa Schulte: Ja, da kann ich gut anschließen, denn bevor die Zeit abgelaufen ist, lebt man ja noch. Und dieses Leben können wir natürlich lustvoller gestalten als bisher – oder die Lust, die schon längst da ist, weiter kultivieren. Ich möchte noch mal auf einen Aspekt der Unterschiede zwischen Schwulen und Lesben zurückkommen. Es hat mich gefreut, dass die jungen schwulen Männer auch wieder eher zu romantischen Idealen tendieren, zu Beziehungsbindungsformen. Bei vielen Lesben erlebe ich gerade die umgekehrte Richtung, die sagen, die Zweierbeziehung ist wunderbar für die Sicherheit und Geborgenheit und Klarheit im

Leben, aber es ist nur eine Form von vielen. Und ich würde gerne Kulturen fördern, wo Unterschiedlichkeit nicht nur nach dem Motto „Alles normal, alles egal“ vorhanden ist, sondern wo man die wirklich wertschätzt und feiert, und wo alle anderen, die das gerade nicht leben, sich mit Fremdheit auseinander setzen müssen.

Manuela Torelli: Ich möchte noch einmal auf mein Thema Kinderwunsch zurückkommen, wenn auch diesmal von einer ganz anderen Seite. Mich hat nämlich neulich ein Freund darauf aufmerksam gemacht, dass man eine Ansteckung mit HIV auch als einen Wunsch nach Verschmelzung in der Erkrankung verstehen kann, als eine Flucht vor der Einsamkeit in der schwulen Szene, was ja hier auch angeklungen ist, eine Flucht aus der Einsamkeit im schwulen Sex – hier müssen wir uns sicher die Frage nach der Verantwortung uns selbst und dem anderen gegenüber stellen. Interessant war für mich aber die Nähe zum Kinderwunsch, dass Sperma sozusagen einerseits lebensbringend ist, ein Samen, der Leben schafft, bei HIV aber auch todbringend sein kann. Wir haben dann auch noch darüber gesprochen, wie wir umgehen mit der Differenz, also schwule Männer, die nicht infiziert sind, wie gehen die um mit schwulen Männern, die infiziert sind, wie ist es in Paarbeziehungen. Kann man diese Differenz aushalten, obwohl man große Verschmelzungsfantasien hat, oder muss man sich gegenseitig anstecken, um in der Zweieinigkeit zu sein? Und die Ausgeschlossenheit, unter der wir alle leiden, also die Traumatisierung der Marginalisierung, führt das dazu, dass manche dann in dieser Gruppe der Infizierten mit anderen gemeinsam sein wollen?

Michael Bochow: Nur ganz kurz, dein Beitrag belegt, dass eine HIV-Infektion nach wie vor ein absolut krisenhaftes Lebensereignis ist, und das heißt, es gibt nach wie vor ein sehr bedeutsames Betätigungsfeld – nicht nur, aber auch – für die Aidshilfen. Natürlich auch für Psychotherapeuten. Des Weiteren möchte ich sagen, dass ich bedauere, dass es eigentlich sehr wenige Foren gibt, wo schwule und lesbische Frauen so offen miteinander reden, wie wir es hier tun, wo so relativ unverzickt von beiden Seiten miteinander geredet werden kann.

Christopher Knoll: Ich möchte noch was zur Prävention sagen. Ich kenne das natürlich gut, was du gesagt hast, ich hatte einmal ein diskordantes Paar, die mir dann von dieser Nacht berichtet haben, in der sie beschlossen, endgültig auf Safer Sex zu verzichten, und das war stimmungsmäßig genauso wie: da sitzt jetzt ein Heteroehepaar und erzählt mir von der Nacht, in der sie das Kind gezeugt haben. Und es war natürlich das: „Ich schaffe mir eine gemeinsam überblickbare Zukunft, ich überwinde endlich diesen Graben.“ An diesen Punkten sieht man einfach schon, wie vielfältig und wie tief in den psychischen Bedürfnissen verwurzelt auch die Bedürfnisse nach ungeschützter Sexualität, auch die Bedürfnisse nach

Risiko sind, und es zeigt einfach ganz deutlich, dass wir mit einfachen und mit großräumig angelegten Aussagen nicht weiterkommen. Ich denke, diese Aussagen müssen sein, um das Feld oder die Basis zu bereiten und quasi das Thema anzukündigen. Bearbeitet werden muss das Thema, denke ich, in kleinerer und mühseliger Arbeit. Ich meine, es muss uns ja auch zu denken geben, dass unsere Klienten in Aidhilfen oder die HIV-positiven Männer und Frauen überdurchschnittlich häufig sexuellen Missbrauch in Jugend und Kindheit erlebt haben. Wenn ich das weiß, muss ich mich darum kümmern, wie ist es denn mit dem sexuellen Missbrauch in unseren Szenen, wer ist es denn, wer ist denn davon noch nicht infiziert? Wie kann ich diese Person in ihrem sexuellen Handlungsstil so unterstützen, dass sie das auch in Zukunft hoffentlich nicht sein wird? Ähnliches trifft z. B. auf schwule Männer aus Adoptionen und Heimkarrieren zu. Es ist ja nicht so, dass alle sich gleich infizieren oder alle das gleiche Risiko haben, sich zu infizieren. Wir müssen wirklich schon genauer hinschauen, und die Hoffnung, dass die Prävention zielgerichtet von A nach B geht, die können wir uns abschminken, die geht von A nach B nach C usw. Wir werden einen großen Bogen gehen müssen, vom ersten Kontakt, den wir dann mit den kleinen Gruppen machen, bis hin zu wirklich präventivem Verhalten – und das wird sehr mühevoll sein. Wir werden es natürlich nach wie vor nicht im Griff haben, aber ich denke, wir werden es nach wie vor versuchen...

Virtueller Sex und die uneindeutigen Folgen – ein systemtheoretisch inspirierter Ausblick

127

Sven Lewandowski

Niklas Luhmann hat einmal, wenn auch in anderem Zusammenhang, festgehalten, dass die moderne Gesellschaft in einem gewissen Sinne an ihren besseren Möglichkeiten leide (vgl. Luhmann 1990, 191). Ein solches Leiden an den besseren, den anderen, den vielfältigeren Möglichkeiten resultiert subjektiv vor allem aus dem Wissen um diese anderen Möglichkeiten. Es handelt sich um ein Leiden an der Kontingenz^a oder auch um ein Leiden an der Multioptionalität^b des modernen Lebens. Dabei betrifft das Leiden gar nicht so sehr die Auswahl selbst. Es ist also nicht nur die Qual der Wahl, sondern der moderne Mensch leidet vor allem daran, nicht alle Optionen auch tatsächlich verwirklichen zu können. Jede Wahl ist auch eine Auswahl, und die Auswahl einer Option bedeutet unter Umständen den Ausschluss anderer. So ist zwar Multioptionalität gegeben, aber Multioptionalität selbst ist nicht wählbar.

a Kontingenz ist alles, was weder zufällig noch notwendig ist, also auch anders sein kann.
b viele Optionen = Möglichkeiten aufweisend

Die virtuelle Sexualität des Internets, so meine These, versorgt die Sexualität der Gesellschaft mit Kontingenzbewusstsein. Im Folgenden werde ich mich damit befassen, was die Konfrontation der Einzelnen mit dem Phänomen der virtuellen Sexualität bedeutet. Das Leiden an der Viel- und Überzahl von Möglichkeiten stellt sich ja zunächst als ein, wenn auch massenhaft verbreitetes, individuelles Leiden dar. Im eigenen Leben lässt sich das, was im virtuellen Raume, besonders in seinem pornographischen Sektor, dargestellt wird, nicht „einholen“. Das eigene Leben, die eigene Sexualität bleibt in (fast) allen Fällen und (fast) allen Belangen hinter den massenmedial verbreiteten Vorbildern zurück, und man stellt fest, dass man die „andere“ Sexualität virtuell zwar erleben kann, im realen Leben an ihr jedoch scheitert.

Dieses „Scheitern“ und die aus ihm resultierenden Frustrationen können jedoch nicht unabhängig von der virtuellen Sexualität selbst gedacht werden. Erst die Konfrontation mit der virtuell realisierten Multioptionalität erzeugt dieses „Scheitern“, da sie es ist, die den Möglichkeitsraum aufspannt und die Messlatte setzt, an der das „Scheitern“ gemessen werden kann. Erst an dem Punkt, an dem die reale Realität an den virtuellen Realitäten gemessen werden kann, stellt sich erstere als minderwertig heraus bzw. läuft Gefahr, als minderwertig zu erscheinen. So erweitert die Sexualität des Internets zwar den Raum des sexuell Möglichen und Vorstellbaren; diese Erweiterung in Richtung Multioptionalität erweist sich jedoch insofern als Fluch, als die Realität nun an der Virtualität gemessen werden kann und gemessen werden wird.¹

Es stellt sich somit die Frage, wie die einzelnen Subjekte damit umgehen, dass einerseits virtuell Möglichkeiten erzeugt werden, die individuell nicht (immer) vollständig realisiert werden können, und dass sich andererseits die Realität an der Virtualität messen lassen muss. Besonders problematisch werden diese Fragen, wenn es zu einem Medienwechsel kommt, etwa wenn man seinen Online-Partner in der „realen Realität“ trifft. Gerade im Hinblick auf die Frage der HIV-Prävention dürfte dieser Medienwechsel von entscheidender Bedeutung sein, da virtueller Sex ja *per se* „safer sex“ ist.

Ich möchte noch einen weiteren Punkt ansprechen, der mir von zentraler Bedeutung zu sein scheint und der auch im Hinblick auf einen möglichen Medienwechsel nicht ganz unbedeutend ist. Es handelt sich um die Frage der Medienkompetenz und ihr Verhältnis zur sexuellen Erregung. Hier lassen sich zwei unterschiedliche Argumentationsstränge ausmachen. Zum einen wird auf das Phänomen möglicher „Engrammierungen“^c verwiesen (vgl. Dannecker 2002, 59). Diese

1 Möglicherweise lässt sich aus diesem Problem des Vergleichs zwischen virtueller und realer Sexualität auch der offenbar weit verbreitete Wunsch erklären, virtuelle Sexualkontakte (z. B. in Chatrooms) in reale zu verwandeln. Zu diskutieren wäre an dieser Stelle freilich, inwieweit man noch von virtueller Sexualität im engeren Sinne sprechen kann, wenn das Internet in erster Linie als ein Medium zur Anbahnung realer sexueller Kontakte genutzt wird.

c bleibende Veränderung der Gehirns substanz durch Reize als Grundlage des Gedächtnisses, Erinnerungsbild (von griech. en „in, darin“ und ...gramm, eigentlich „Eingegrabenes, Eingeritztes“)

Position geht davon aus, dass die User Elemente ihrer virtuellen Sexualität in ihre reale Sexualität „mitnehmen“, sodass sich reale und virtuelle Sexualität wechselseitig durchdringen. Ich selbst allerdings argumentiere eher dahingehend, dass es das Bewusstsein um Kontingenz und Polykontextualität^d ist, das sich in die Subjekte einschreibe, und nicht so sehr die verschiedenen Praktiken. Meine Gegenthese zur „Engrammierungsthese“ geht davon aus, dass sich eine Form der Medienkompetenz entwickelt hat, die uns davor bewahrt, Don Quijotes Fehler zu machen und virtuelle und reale Realitäten zu verwechseln. In Bezug auf das Problem der HIV-Prävention könnte man, träfe diese These zu, Entwarnung geben: Da die Menschen fähig sind, zwischen virtuellen und realen Realitäten, also auch zwischen virtuellem und realem Sex zu unterscheiden, wissen sie auch, dass man sich bei realem Sex anstecken kann, und lassen deshalb präventive Maßnahmen nicht außer Acht.

Eine Schwierigkeit mag jedoch darin liegen, dass das Internet als phantasmatischer^e Raum das Realitätsprinzip zumindest partiell aushebelt. Virtuell sind Dinge möglich, die im realen Leben so nicht machbar sind. So kann man sich etwa wunderbare Fesselungen ausdenken, die real aber recht schnell zu unangenehmen Krämpfen oder eingeschlafenen Gliedmaßen führen würden... Interessanter scheint mir jedoch die Frage zu sein, ob die Aushebelung des Realitätsprinzips nicht zur Konstruktion neuer Wünsche und neuer Identitäten, neuer Begierden und neuer Sexualitäten führt – diese Überlegung schließt sich an die Engrammierungsthese an. Letzten Endes handelt es sich jedoch um eine empirische Frage, die sich an dieser Stelle nicht beantworten lässt.

Es wird jedoch zu beachten sein, dass Entstehung und Verbreitung virtueller Sexualitäten keine unilineare^f Folgen haben werden. Die virtuelle Sexualität trifft vielmehr auf eine hochgradig individualisierte und hochkomplexe Gesellschaft, sodass nicht davon ausgegangen werden kann, dass das gleiche Phänomen in jedem Falle die gleiche oder auch nur ähnliche Auswirkungen haben wird. Die moderne Gesellschaft ist kein einheitlicher, sondern eher ein zerbrochener Spiegel, der ein und dasselbe Phänomen in sehr unterschiedlicher Weise reflektiert.² Die (möglichen) Wirkungen der virtuellen Sexualität, ihre Formen und ihre Inhalte, werden auf Seiten der Individuen lebensweltlich gebrochen. Was also aus den Inhalten und Formen der virtuellen Sexualität tatsächlich „wird“, lässt sich wohl nur im Einzelfall beantworten. Sicher scheint jedoch, dass aus ein und demselben, sogar aus ein und derselben Darstellung etwa, sehr Verschiedenes werden kann, dass ein und dieselbe Darstellung je nach lebensweltlichem Kontext des Rezipienten^g sehr unterschiedlich gedeutet, ja sehr unterschiedlich wahrgenommen werden

d der aus der Logik Gotthardt Günthers entlehnte Begriff „Polykontextualität“ besagt, dass in modernen Gesellschaften jedes Ereignis in unterschiedlichen Kontexten auf unterschiedliche Weise relevant werden kann (von griech. poly „mehr, viel“)

e Phantasma = Sinnestäuschung, Trugbild

f von lat. unus = einer/eins und linear = geradlinig, linienförmig

2 Zur modernen Gesellschaft und ihrer Sexualität vgl. Lewandowski 2004.

g Hörer, Leser, Betrachter

kann. Menschen in modernen Gesellschaften können nicht als Trivialmaschinen begriffen werden, d. h., es kann nicht angenommen werden, dass ein bestimmter Input (in diesem Falle Phänomene virtueller Sexualität) automatisch und in jedem Falle zu einem bestimmten Output führt. Aber nicht nur der einzelne Mensch kann nicht (mehr) als Trivialmaschine verstanden werden: Auch die moderne Gesellschaft funktioniert nicht wie eine Trivialmaschine. Und so ist die gesamtgesellschaftliche Reaktion auf die Konfrontation mit virtueller Sexualität ebenso wenig vorhersehbar wie die Reaktion des einzelnen Menschen. Sowohl die Reaktionen des einzelnen Menschen wie auch die der Gesellschaft auf virtuelle Realitäten und virtuelle Sexualitäten sind kontingent. In einer Hinsicht jedoch lässt sich die Reaktion der modernen Gesellschaft vorhersagen: Sie wird nicht einheitlich ausfallen.

Als (vorläufiges) Fazit möchte ich festhalten, dass die Frage, wie *die* Gesellschaft auf virtuelle Sexualität reagiert, eigentlich falsch gestellt ist, da es *die* Gesellschaft als Einheit nicht mehr gibt. So wäre meines Erachtens aus soziologischer Sicht eher die Frage zu stellen, wie und an welchen lebensweltlichen Einbettungen virtuelle Phänomene in welcher Weise gebrochen, umgestaltet und umgedeutet werden, also was die einzelnen Individuen mit und aus den angebotenen Medieninhalten machen, wie sie ihre Realitäten in Auseinandersetzung mit massenmedial verbreiteten virtuellen Realitäten konstruieren. So wäre die Frage nach der Konstruktion von (sexuellen) Bedeutungen in den Mittelpunkt zu rücken, wobei daran erinnert werden muss, dass Bedeutungen nicht per se vorhanden sind, also nicht in einem Bild oder einem Medieninhalt stecken, sondern dass Bedeutungen immer kontextabhängig konstruiert werden. Es geht also nicht um die Frage, was durch Medieninhalte repräsentiert wird, sondern um situative Konstruktionen von Bedeutungen, die jeweils different ausfallen können. Jede Analyse virtueller Sexualität muss folglich die Überlegung berücksichtigen, dass nicht für jeden oder jede Gleiches auch das Gleiche bedeutet und dass nicht jeder und jede mit dem Gleichen auf gleiche Weise umgeht.³

3 Genauere Ausführungen finden sich in Lewandowski 2003.

Literatur

Dannecker 2002

Dannecker, M.: Erosion der HIV-Prävention?
In: *Zeitschrift für Sexualforschung*, 15, 58–64

Lewandowski 2003

Lewandowski, S.: Internetpornographie.
In: *Zeitschrift für Sexualforschung*, 16, 299–327

Lewandowski 2004

Lewandowski, S.: Sexualität in den Zeiten funktionaler Differenzierung. Eine systemtheoretische Analyse. Bielefeld: transcript 2004

Luhmann 1990

Luhmann, N.: Der medizinische Code. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung 5 – Konstruktivistische Perspektiven*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1990, 183–195

Der Zwang zum Bild¹

Marie-Luise Angerer

Sexualität im medialen Visier

[...] Sexualität ist kein Naturereignis, sondern immer schon konstruiert, kulturell codiert und gesellschaftlich geregelt, dadurch aber auch ausstell-, erforsch- und archivierbar. [...] [Ü]ber den Status eines Kulturguts hinaus [ist sie] auch Kultobjekt geworden... Die Loveparade und die Diskussion um die Homoehe haben „Queer-Sein“ auf ihr Banner geschrieben und mit dazu beigetragen, dass sexuelle Identitäten eher als „urbaner Lifestyle“² gefeiert werden und weniger als basaler Bestandteil einer Persönlichkeit. Doch nicht nur die Weise, wie sexuelle Praxis und Orientierung „getragen“ werden, hat sich in den letzten Jahrzehnten verändert, auch die Diskurse, die sich der Sexualität annehmen, sind andere, neue geworden. Konnte Michel Foucault für das 19. Jahrhundert die Pädagogik und Psychiatrie als damals sich neu entfaltende Diskursformationen ausmachen, die

¹ Zuerst veröffentlicht in: Sex. Vom Wissen und Wünschen. Herausgegeben von der Stiftung Deutsches Hygiene-Museum. Ostfildern: Hatje Cantz Verlag 2001; Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags.

² Vgl. Marjorie Garber, *Some like it haute*. Im Gespräch mit Hannah J.L. Feldman, in: *World/Art*, 1, 1995, S. 30–33

sich der Regelung und Kontrolle des Dispositivs Sexualität annahmen³, sind dies heute in entscheidendem Maße die Medienanstalten sowie sozial-, kultur- und kunstkritische Analysen. Während in der von Foucault untersuchten Zeitspanne die Medien (Print), die Kunst (Malerei, allmählich die Fotografie) und Wissenschaft nicht getrennte, aber noch ziemlich separierte Wege gingen, haben sich heute Sex und Medien und (Kunst-)Kritik derart eng verzahnt, dass es bisweilen schwer geworden ist zu unterscheiden, ob etwa nackte Haut in der Kunstszene ein subversiver Akt ist oder ob die Aufregung über „realen Sex“ in irgendeinem Big-Brother-Container wirklich tabuverletzend sein möchte oder eher Ausdruck eines Mediums ist, das an seine Grenzen gestoßen ist. Damit soll angedeutet werden, dass die Kontrolle im 19. Jahrhundert eine war, die zwischen privaten und öffentlichen Instanzen – die sich streng genommen erst als differente Sphären herauszubilden begonnen hatten – unterschied, während sie in einer postmodernen Gesellschaft zunehmend unmöglicher und unwichtiger geworden ist. Big Brother hat dieses Zusammenfallen von privat-öffentlich vorgeführt und damit eine Entwicklung zu einem vorläufigen Ende geführt, die Jürgen Habermas 1962 unter dem Titel „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ zu beschreiben begonnen hatte.⁴ Etwa zur gleichen Zeit mit Habermas und seinem besorgten Blick auf erste Anzeichen einer Ent-Differenzierung ehemals getrennter Bereiche (für ihn Voraussetzung und Basis einer demokratischen Gesellschaft) hatte auch Michel Foucault die Macht und ihre Effekte unter die Lupe genommen. Doch während Habermas letzte Instanzen des gesellschaftlichen Apparats unangestastet ließ, war Foucault nicht daran interessiert, zu unterscheiden, was richtig oder falsch, gut oder schlecht sei, sondern fragte vielmehr nach der „naturalisierten“ Bedeutung dieser Begriffe. Dabei diente ihm Sexualität als besonderes Beispiel, um die Kontrollstrategien einer Gesellschaft aufzuzeigen. Denn diese sind nicht allein in Verbot, Strafe, Unterdrückung und im Ausschluss zu verorten, sondern auch – und vielleicht insbesondere – in ihren Lockstrategien zu suchen. Das, was also als Sexualität wahrnehmbar, sag- und lebbar ist, oszilliert immer zwischen erlaubt und verboten, normal und pervers, zwischen männlichem Begehren und weiblicher Lust. Sexualität kann deshalb als Überbegriff fungieren, der den Ort benennt, wo sich Kultur und Nicht-Kultur treffen, ohne dass die Grenze zwischen beiden artikulierbar ist. Warum Kultur und Nicht-Kultur und nicht Natur und Kultur? Um auf den Umstand aufmerksam zu machen, dass diese Nicht-Kultur als Leerstelle zu denken ist und nicht einen letzten Rest unzivilisierter Animalität im Menschen bezeichnet. Man könnte auch mit Jacques Lacan sagen, dass sich innerhalb von Sexualität als symbolischem System ein Kern befindet, der sich gegen seine Symbolisation sperrt, der jedoch wesentlich für das System

³ Vgl. Michel Foucault, *Sexualität und Wahrheit*, Bd. 1, *Der Wille zum Wissen*, Frankfurt/Main 1977 [1976]; Bd. 2, *Der Gebrauch der Lüste*, Frankfurt/Main 1986 [1984]; Bd. 3, *Die Sorge um sich*, Frankfurt/Main 1986 [1984]

⁴ Jürgen Habermas, *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, Berlin/Neuwied 1962

Sexualität und seine Bedeutungsfestlegungen ist. Sexualität kann somit von einer Größe unterschieden werden, die in Anlehnung an Ernesto Laclaus Unterscheidung von Politik und Politischem⁵ das Sexuelle⁶ genannt werden kann. Während Laclau die Politik als ontisch bezeichnet im Sinne konkreter Artikulationen und realpolitischer Antagonismen, ist das Politische ein quasiuniversales Phänomen oder ein historisches Apriori vis-à-vis unterschiedlicher Gesellschaftsordnungen. Das Politische bezeichnet die Ebene, auf der das Spiel der Differenzen durch das Reale blockiert wird, das heißt, das Politische ist vorauszusetzen und setzt damit immer schon sich selbst voraus. Es erfüllt eine „leere“ Funktion und verweist auf die Notwendigkeit eines vermittelnden Glieds zwischen politischer Strukturierung und Struktur. Auf das Paar Sexualität und Sexuelles übertragen heißt das, dass jeder Sexualität als sexueller Praxis eine ontologische Dimension notwendigerweise vorausgeht, die der Praxis als solcher jedoch entgeht. Damit allerdings ist eine Voraussetzung dafür erfüllt, dass Sexualität sich in ein besonderes Verhältnis zu Wahrheit setzen kann. Sigmund Freud wird seine Psychoanalyse am Ende des 19. Jahrhunderts genau auf dieser Verschränkung aufbauen, um damit zwei wesentliche Annahmen als Grundbedingungen des Humanen aufzudecken: Zum einen weist er nach, dass Sexualität nicht außerhalb oder jenseits von Kultur und Gesellschaft existiert. Und zum anderen, dass Sexualität immer eine Schranke zwischen intim und öffentlich gebildet hat und bildet. Scham, Ekel, Lust, Perversion (im psychoanalytischen Sinne) etc. markieren die Grenze zwischen Sag- und Nicht-Sagbarem. Das heißt jedoch nicht, dass Sexualität etwas ist, was der Sprache vorausgeht oder etwa von dieser nicht adäquat artikuliert wird, sondern dass durch und in der Sprache erst das entsteht, was als Sexualität wahrgenommen und akzeptiert wird. Damit ist Foucaults Analyse richtig, wonach Sexualität ab einem bestimmten historischen Moment (2. Hälfte des 18. Jahrhunderts) als Sitz einer Wahrheit des Menschen beziehungsweise als *Via regia* zur Wahrheitsfindung zu dienen angefangen hat (in Anspielung auf Freud, der den Traum als *Via regia* bezeichnet hat), dennoch aber ist sie auch reduziert. Foucault hat der Psychoanalyse nämlich vorgeworfen, ein Korsett zu sein, anstatt die Befreiung der Sexualität zu betreiben. Sein Argument, dass die psychoanalytische Redekur einen weiteren Schritt in der Territorialisierung sexueller Lust darstelle, ist zwar nicht gänzlich von der Hand zu weisen, da die Psychoanalyse in ihrem hundertjährigen Bestehen sicherlich ein Vielfaches zur Reorganisation von Sexualität beigetragen hat. Doch übersieht Foucault in seinem eigenen Ansatz, dass seine Definition von Macht ebenso kein Außen (oder Außerhalb) zulässt, sondern Macht letztendlich alle gesellschaftlichen Felder durch-

5 Torben Bech Dyrberg, *Diskursanalyse als postmoderne politische Theorie*, in: *Das Undarstellbare der Politik. Zur Hegemonietheorie Ernesto Laclaus*, hg. von Oliver Marchart, Wien 1998, S. 23–51; Oliver Marchart, *Undarstellbarkeit und „ontologische Differenz“ (Einleitung)*, in: ebd., S. 7–22

6 Vgl. Marie-Luise Angerer, *Das Denken des Sexuellen*, in: *ars electronica: Next Sex*, hg. von Gerfried Stocker und Christine Schöpf, New York und Wien 2000, S. 166–172

zieht. Auch Deleuze und Guattari, die ähnlich wie Foucault gegen die Psychoanalyse in ihrem Anti-Ödipus angetreten sind, haben für eine „befreite Sexualität“ Fluchtlinien eingesetzt (im Gegensatz zur Unterwerfung unter Gesetz, Staat, Autoritäten, etc.). Diese allerdings sind nicht mehr an ein Subjekt geknüpft, sondern verweisen vielmehr auf eine Kraft, die auch Freud benannt hat: Libido, Lebenstrieb und Todestrieb. Das heißt, Sexualität markiert jenes Moment, in dem sich der Kern des Subjekts zu verbergen scheint, der sich dem Ich jedoch immer entgegenstellt. Wenn Foucault und Deleuze und Guattari Freud vorgeworfen haben, dass dieser alles unter die Oberhoheit des Bewusstseins stellen wollte und die sexuelle Entwicklung ihm quasi das Geheimnis hierfür verraten sollte, dann stimmt dieser Vorwurf nur zur Hälfte. Dass nämlich das Sprechen Hinweise ergeben sollte, was denn dieser Kern sein sollte, dass aber – und daher stimmt der Vorwurf nicht zur Gänze – Freud immer deutlich gemacht hat, dass der Kern nur durch die Sprache existiert, dass durch das symbolische System dieser Kern erschaffen wird als das, was ihm gleichzeitig entgeht...

Die Medien als Interface von Intimität und Öffentlichkeit

134

Medien als erodierende Kraft des Verhältnisses privat–öffentlich zu bezichtigen ist ein Gemeinplatz. Doch zu sehen, dass Medien sowohl an der Veränderung dieses Verhältnisses als auch an seiner Aufrechterhaltung arbeiten, zeigt, dass Fernsehen und Internet nicht als „Naturgewalten“ wirken, sondern Institutionen sind, deren ökonomisch-politische Rahmenbedingungen die Basis kultureller Produktionen und Verteilung gewährleisten (sollen). Dass sie damit mächtige und machtvolle Verwalter imaginärer Potenzialitäten und deren aktualisierter Manifestationen sind, liegt im Wesen der Kultur als Sublimierungsinstanz, die Gesellschaft erst möglich macht. So argumentierte Freud in seinem „Unbehagen in der Kultur“ aus dem Jahre 1930. Dass die Künste, die Musik, die Literatur „aufgestaute“ sexuelle Libido sind, dass dieser „Stau“ jedoch notwendig und Voraussetzung sei für die Entwicklung von Gesellschaft. Die Existenz von Kultur baut somit auf einer obszönen Unterseite auf, auf einer Exklusion im Sinne einer Urverdrängung. Auch wenn Freud vor allem den Künstler im Auge hatte, „der mit seinem Schaffen seiner möglichen neurotischen Impulse Herr werden könne“, ist der Genuss in der Rezeption von Filmen, Musik, Literatur ebenso mit dabei, wenn auch bisweilen in der Form eines stellvertretenden Genießens. Slavoj Žižek hat den Begriff der Interpassivität⁷ in einen medialen Kontext gesetzt und vom „canned laughter“ der Seifenoper, das er bis auf den Chor des antiken Theaters zurückführt, bis zu Chatgroups im Internet dahingehend analysiert. Während beim Dosengelächter dem Zuschauer das Lachen abgenommen wird, er also mit dem Gefühl ins Bett

⁷ Der Terminus wurde von Robert Pfaller eingeführt und von diesem ausführlich diskutiert in: *Interpassivität. Studien über delegiertes Genießen*, hg. von Robert Pfaller, New York und Wien 1999.

gehen kann, sich köstlich amüsiert zu haben⁸, vertritt im Internet-Chat ein figurativer oder textueller Avatar sein Ego. Während Žižek zufolge beim ersten Genuss die psychosexuelle Struktur unangetastet bleibt, müsse beim Cyberspace allerdings mit tiefer gehenden Veränderungen gerechnet werden. Seiner Meinung nach könnte es zu einer Verschmelzung mit dem Computer kommen, wodurch ein Zustand sich aktiviere, der vor jeder Sexualisierung des Subjekts herrsche. Ein Eintauchen in reines Genießen sei also mit den Neuen Medien durchaus vorstellbar.⁹ Damit sind die Medien als eine Instanz angesprochen, die sich direkt oder über Umwege mit Sexualität koppelt.

Von der Manipulation zum Genießen

Die Frankfurter Schule, Adorno, Horkheimer, später dann Habermas und Enzensberger haben hierzu Vorarbeit geleistet. Sie schreiben den Medien einen manipulativen Charakter zu, eine Sogwirkung, der sich niemand zu entziehen vermag. Allerdings wird diesem manipulierten Bewusstsein ein nichtmanipulierter Geist vorangesetzt. Ein Geist, der ohne Reality-TV, Daily Soaps, Big-Brother-Formate und Talkshows zu sich kommen könnte. Diese genannten medialen Höhepunkte einer sich immer aggressiver und gleichzeitig selbstverständlicher gebärdenden Penetration und medialen Aufbereitung des Alltäglichen, Gewöhnlichen, Privaten und Intimen verhindern dies jedoch immer mehr. Im Blick der Frankfurter Schule weist das Publikum allerdings noch eine seltsam unberührte Unschuld auf, da es durch den umfassenden Einfluss der Kulturindustrie getäuscht und verführt wird. Demgegenüber haben die Zuschauerinnen eines postmodernen Medienzeitalters keine Ausrede mehr. Weder gibt es eine Zone ohne Medien noch einen Schuldigen. Allein verantwortlich ist die eigene Genussüchtigkeit. Enjoy! Der Genussimperativ, den Žižek und andere als hegemonialen Befehl unserer Zeit beschreiben, scheint sich umfassend durchgesetzt zu haben. Jugendliche machen nur mehr, was ihnen Spaß macht. TV-Stars erklären uns täglich, wozu sie Lust haben oder nicht. Man muss sich nicht nur auf einer Ferieninsel wohl fühlen, sondern auch in Beruf und Beziehung.

So klingt auf den ersten Blick Freuds Feststellung, dass die Gesellschaft dem Einzelnen das Ausleben seiner Triebe untersagen muss, um Kultur zu ermöglichen, heute geradezu lächerlich angesichts einer flächendeckend sich etablierenden Spaßgesellschaft. Doch wenn man hier nochmals bei Foucault nachliest und ernst nimmt, was dieser als „produktive Macht“ bezeichnet hat, dann ist der Widerspruch weniger groß. Demnach ist nämlich nicht nur das Verbot ein Agent der Macht, sondern auch sein Anderes. Erlauben, Auffordern und der Anreiz, et-

⁸ Slavoj Žižek, *Liebe Dein Symptom wie Dich selbst! Jacques Lacans Psychoanalyse und die Medien*, Berlin 1992

⁹ Vgl. Slavoj Žižek, *Lacan with quantum physics*, in: *Future Natural. nature/science/culture*, hg. von George Robertson u. a., London und New York 1996, S. 270–292

was zu tun, sind ebensolche machtvollere Interventionen.¹⁰ Heute wirken diese im therapeutischen Blätterwald wie im täglichen Talkangebot im Fernsehen. Jeder Therapeut rät seinen Klienten, auf sich zu achten¹¹, sich ernst zu nehmen und vor allem das zu tun, was Spaß macht. Therapeutische Institutionen sind so nicht nur immer schon Vorläufer aktueller, hegemonialer gesellschaftlicher Strukturen, sie sind vor allem auch an der Aufrechterhaltung des Status quo beteiligt. Damit ist keine Kritik am Leiden des Einzelnen und seiner psychotherapeutischen Hilfe-suche artikuliert, sondern lediglich aufgezeigt, wie subjektives und kollektives, individuelles Leiden und gesellschaftlicher Genuss sich gegenseitig stützen. In „Die Sorge um sich“, dem dritten Band von „Sexualität und Wahrheit“¹², hat Foucault diese Strategie bereits bei den alten Griechen analysiert: Dem eigenen Körper Aufmerksamkeit zukommen lassen, Gesundheits- und Pflegerituale, Essensvorschriften und sportliche Programme gehören ebenso wie ein maßvolles Sexualleben zum Standardrepertoire eines angesehenen (männlichen) Bürgers. Im ausgehenden 18. Jahrhundert zeigt sich dann schön, wie die Polizei immer mehr zur Gesundheitspolizei sich aufschwingt und neben der Ausgehzeit der Bevölkerung ihr Trink- und Essverhalten kontrolliert.¹³

Darüber hinaus sind die Oppositionen Verboten/Unterdrücken und Erlauben/Freisetzen keine statischen Momente, sondern operieren in letzter Instanz als „leere Signifikanten“¹⁴, deren Gehalt sich historisch immer wieder neu festlegt. So kann der eine Terminus durch den anderen durchaus ersetzt werden. Aus Unterdrückung kann Befreiung und aus dieser wiederum Unterdrückung werden, je nachdem, was eine Gesellschaft als „frei“ oder „unterdrückt“ definiert, empfindet und moralisch vertritt. Gleiches gilt für das Paar privat/öffentlich. Auch hier zeigt sich, dass privat und intim historisch anderes bezeichnet haben, als sie dies heute etwa tun. Entweder es gab in früheren Jahrhunderten keinen Raum zwischen den Einzelnen, der Geheimnisse hätte verbergen können – dies in buchstäblichem Sinn –, oder diese Räume wurden, sobald sie sich in ihrer Entstehung nur andeuten, sogleich mit Ge- und Verboten durchkreuzt. Das sich im 19. Jahrhundert im Bürgertum herausbildende Kinderzimmer wurde nicht etwa ein Ort des Kindes

10 Foucault hat dies bekanntlich am nie enden wollenden Gesprächsfluss des Viktorianischen Zeitalters aufgezeigt, jene durch ihre Prüderie und Verklammtheit bekannt gewordene Epoche, in der jedoch jedes intimste Detail den Status eines „offenen Geheimnisses“ annehmen konnte und musste (vgl. Michel Foucault, *Sexualität und Wahrheit*, Bd. 1).

11 Der Talkmaster der ARD, Pfarrer Jürgen Fliege, beendet seine Sendungen regelmäßig mit dem Satz „Passen Sie auf sich auf!“

12 Michel Foucault 1986, *Sexualität und Wahrheit*, Bd. 3

13 Vgl. Marie-Luise Angerer, *Vom Schlachtfeld weiblicher Körper zum sprechenden Körper der Frau. Verschiebungen im Diskurs zur weiblichen Sexualität im 19. Jahrhundert*, in: Frauen in Österreich. Beiträge zu ihrer Situation im 20. Jahrhundert, hg. von Mary J. Maynes, Margarete Grandner und David F. Good, Köln/Weimar/Wien 1994, S. 190–206

14 Ein leerer Signifikant ist bei Ernesto Laclau ein Signifikant ohne Signifikat, der dadurch jedoch für alle möglichen Signifikate funktionieren kann und somit die Zeichen subvertiert. Durch ihn wird nämlich ein außerdiskursiver Standpunkt als Idee eingeführt, wodurch der Eindruck erweckt wird, als ob es „volle Bedeutung“ geben kann, also Verbot oder Erlaubnis auf eine Wahrheit ihres jeweils Gemeinten rekurrieren würden. Tatsache ist jedoch vielmehr, dass die fiktive Fixierung der jeweiligen Begriffe über Inklusions- und Exklusionsmechanismen gewaltsam hergestellt wird. Vgl. Ernesto Laclau, *Emancipation(s)*, London/New York 1996, S. 36–46.

ohne Erwachsene, sondern war von Beginn an ein Raum der Kontrolle über den kleinen Körper.¹⁵ Die Kirche mit Einführung der allgemeinen Schulpflicht am Ende des 18. Jahrhunderts, sodann die Schule und ab dem 19. Jahrhundert schließlich auch die Psychiatrie und die Pädagogik trugen jeweils Spezifisches zur Kodifizierung dieser privat-intimen Sphären bei. Viele dieser Funktionen sind im 20. Jahrhundert von den Medien übernommen worden: Von der religiösen TV-Ansprache über die therapeutische Kur via Fernsehen¹⁶, die Aussprache bei Bärbel Schäfer, Vera oder Arabella, Soaps und Arztserien, melodramatische Beziehungskisten im Vorabendprogramm bis hin zu Ratgebern für Alt und Jung, Gartentipps und Schönheitskursen. Während dies alles vorgekaute Angebote sind, die man entweder schluckt oder nicht, bietet das Internet bereits eine nächste Stufe im Medienservice an. Dabei sollte nicht aus den Augen verloren werden, wie sehr die Dimension des Selbermachens unter Anleitung und Kontrolle ansteigt. Heute bucht man Flüge und Bahnfahrten, organisiert sich die Reiseroute plus Hotels, macht sich schlau über die Bewegungen der Bankkonten und Aktienkurse etc. Während die Wirtschaftsseite die große Freiheit in den Himmel lobt, sollte nicht übersehen werden, was Foucault als Machteffekt, Freud als Selbstkontrolle oder -zwang und Žižek als obszöne Unterseite dieser Entwicklung bezeichnet haben: der immer feinere Maschendraht, der sich um den Einzelnen windet und dessen Bewegungen nicht nur kontrolliert, sondern im Vorfeld bereits berechnet hat.

Das Private ist politisch, das Politische ... ? Ein Medienspektakel?

Wenn das Politische sich nicht nur als Medienspektakel erweisen, sondern sich darin auch erschöpfen sollte, dann ist das Private konsequenterweise auch nichts anderes (mehr) als ein Medienereignis. Vor einigen Jahren wurde das Internet als Bühne, Schaufenster und Performance-Space – von jedermann und -frau – entdeckt. Natascha Merritt, eine junge US-Amerikanerin, machte auf sich aufmerksam, indem sie ihre (Nackt-)Fotos ins Netz stellte. Fotos, auf denen sie alleine in allen möglichen Posen zu sehen ist oder mit Freunden, Männern und Frauen in exhibitionistischen Ansichten. „Digital Diaries“ ist die Serie benannt, und Natascha Merritt gilt seitdem als Fotokünstlerin.¹⁷ Auf die Frage, welche künstlerischen Aspekte oder Intentionen für sie dabei wichtig sind, meinte sie, sie würde sich gerne fotografieren, sie fände es lustvoll, sich auf Bildern zu sehen und zu wissen, dass sie von vielen betrachtet und begehrt werde. Was noch vor zwei Jahrzehnten unter Pornografie verhandelt wurde und Feministinnen wie Alice Schwarzer, Catherine McKinnon und Andrea Dworkin auf die Barrikaden gehen

15 Vgl. Michel Foucault, *Sexualität und Wahrheit*, bes. Bd. 2, und Philippe Ariès, *Untersuchungen zur Geschichte der Kindheit*, 14. Auflage, München 1998

16 *Wie etwa die Sendung „Lämmle live“ am Samstagabend im Südwestrundfunk.*

17 *FRAME the state of art: Sex & Porno, September/Oktober 2000, S. 94–97*

ließ, wird heute, so könnte eine mögliche Interpretationsvariante sein, von Frauen selbst lustvoll inszeniert. Das PorNO-Diktum, Frauen seien Opfer einer Kulturindustrie, die ihre Körper(-bilder) für den männlichen Blick ausbeute, erweist sich in seiner linearen Kausalität als überholt, dennoch heißt das nicht, dass es keine pornografische Industrie mehr gibt, die Kinder, Jugendliche und Frauen für ihre Zwecke missbraucht. Doch eine Gesellschaft ändert ihre sexuelle Praxis und damit ihre Norm und Wertvorstellungen – medientechnische Apparate sind hierbei immer mit einbezogen –, und damit verschieben sich auch Terrains von Kunst, Kultur und Wissenschaft.

Als Foucault seine Untersuchungen zur kindlichen Sexualität und Homosexualität begann, konnte er feststellen, dass deren Wahrnehmung alles andere als fixe Größen darstellen, sondern in der Geschichte äußerst unterschiedlich gehandhabt worden sind. Bis ins 19. Jahrhundert wurden weder Hermaphroditismus noch Päderastie strafrechtlich verfolgt, sondern waren Bestandteil einer „Normalität“, die sie weder sah noch artikulierte.¹⁸ Nicht die Medien, doch die Öffentlichkeit, die durch sie strukturiert wurde und wird, hat an Veränderungen mitgearbeitet, die dazu geführt haben, dass nicht nur Verbrecher in Fotodateien aufgenommen wurden, sondern Transsexuelle sich für „eine“ Seite entscheiden mussten beziehungsweise auf eine Seite gezwungen wurden und das Kind-Erwachsenen-Verhältnis akribisch unter die Lupe genommen wurde. Als Freud seine Theorie der hysterischen Symptome am Ende des 19. Jahrhunderts vorlegte, hatte er die vielen Geschichten über frühkindliche Verführungen zugunsten fantastischer Erinnerungen seiner Patientinnen in den Bereich des Imaginären verlagert. Er konnte und wollte nicht glauben, dass alle Frauen als Mädchen verführt worden waren, sondern hörte aus ihren Erzählungen heraus, dass diese die Szenen „erfunden“, als Traumszenen in ihre Erinnerungen eingebaut hatten, woraus ihre kindliche Liebe zu den Eltern und anderen sich speiste. Heute werden diese Geschichten wortwörtlich genommen, die Kinder vor laufender Kamera befragt. Die Bestrafung beziehungsweise Verurteilung der Täter stößt auf allgemeine Zustimmung, die Gesellschaft ist erschüttert angesichts des umfangreichen Kindesmissbrauchs und des Angebots von Kinderpornografie im Internet.¹⁹ Political correctness, die die Anerkennung von Minderheiten beziehungsweise die Vermeidung von diskriminierenden Verhaltensweisen meinte, legt heute die Hände auf den Tisch, um zu zeigen, dass nichts Sexuelles im Spiel ist. Die Türen an den Universitäten bleiben offen, die Sprache ist gesäubert von allen anzüglichen Bemerkungen, hinter jedem und allem wird sexuell Anzügliches gewittert – eine Obsession, die bisweilen durchaus Parallelen mit dem auslaufenden 19. Jahrhundert aufweist. Denn der Ausschluss des Sexuellen aus den genannten Verhaltensweisen markiert

¹⁸ *Über Hermaphroditismus. Der Fall Barbin. Michel Foucault, hg. von Wolfgang Schäffner und Joseph Vogl, Frankfurt/Main 1998*

¹⁹ *Interessant ist hier auch der Umstand, dass in letzter Zeit immer wieder (Fernseh-)Spielfilme den Inzest zwischen Vater und Tochter zum Thema haben.*

gleichzeitig den Einzug des Pornografischen in jede Nische. Der eingangs angesprochene Kultstatus von Sexualität ist nur eine Variante der hysterischen Beschäftigung mit sexueller Praxis, wie sie das 19. Jahrhundert aufweist.

Die heutige Diskussion über die Homoehe und die entsprechende Gesetzesveränderung [...] wäre noch vor wenigen Jahren undenkbar gewesen. Dass Politik und Kultur das „Queer-Sein“ sich gleichermaßen auf ihr Banner schreiben, ist eher ein Hinweis darauf, dass sich tiefere Schichten einer Gesellschaft zu verschieben beginnen, als dass „nur“ ein weiteres Segment einem Emanzipationsschub unterliegen würde. Obwohl Marjorie Garber diese Tendenz als Metro-Sexualität abgehandelt und unter Lifestyle-Phänomene im urbanen Milieu subsumiert hat²⁰, werden dadurch Fragen aufgeworfen, die die Familie, die Verwandtschaft, die Kind-Eltern-Beziehung betreffen. Die kombinatorische Tradition Ehe, Mann + Frau + Kind, wird durch die Homoehe verändert. Pflichten, die der Familienverband traditionellerweise übernommen hat – Kinder- und Altenbetreuung –, werden auf die neuen Paarformationen übertragen. Diese Entwicklungen sind allerdings nicht einfach, sondern bewegen sich kreuz und quer und vor allem nicht gleichzeitig. Was für die eine Gruppe Fortschritt bedeutet, im Fall der Homoehe vom bürgerlichen Gesetz anerkannt zu werden, ist für andere nur die Übernahme längst überholter Formen – oder absoluter Höhepunkt einer „perversen Entwicklung“. So schreibt der Direktor des Instituts für Geschlechter- und Generationsforschung der Universität Bremen, Gerhard Amendt, im Kontext eines Disputs zur Homoehe in einer österreichischen Tageszeitung: Die Homosexuellen, insbesondere die lesbischen Frauen, müssten akzeptieren, dass der Preis ihres Schwulseins „hoch und leidvoll ist: nämlich Kinderlosigkeit aus Kindwohlgründen“. Weil eine lesbische Frau „Mutter durch Besamung“ werde, während eine heterosexuelle Frau schwanger werde durch die Sexualität mit einem Mann, die sie genießen könne, würde die Lesbe ihrem Sohn jenen Männerhass und Ekel vor Männern weitergeben, den sie selbst verspüre ...²¹ Am Streitpunkt „Kind“ lassen sich allerdings auch noch andere, tiefer gehende Veränderungen ablesen: Heute operiert die Gentechnologie an der Überwindung „natürlicher“ (Alters-)Grenzen und herkömmlicher Befruchtungsmuster. Die Medien, ob pro oder kontra, tragen zur Verbreitung dieser neuen Optionen bei, die Politik reagiert langsam, die Kunst arbeitet mit an neuen Inszenierungen. Das bis vor kurzem noch Unsichtbare ist sichtbar geworden: künstliche Gebärmütter, In-vitro-Reagenzgläser, Ultraschallbilder.²² Und die Diskussion übers Kinderkriegen und -haben wird unter den Ge-

²⁰ *Marjorie Garber sieht diese Entwicklung positiv, denn durch die Aufmerksamkeit, die dem Körper, dem Outfit etc. entgegengebracht werde, würden Bevölkerungsgruppen von diesem Trend erfasst, die sich bislang nie ihres Körpers angenommen hätten: weiße heterosexuelle Männer. Schwarze Männer und Frauen wären schon immer auf ihren Körper reduziert und über diesen wahrgenommen worden. Garber zit. nach Marie-Luise Angerer, alt.feminism/alt.sex/alt.identity/alt.theory/alt.art. Anmerkungen zur theoretischen und medialen Zelebrierung virtueller Geschlechter und ihrer Körper, in: Springer, Hefte für Gegenwartskunst, 1, 2/3, 1995, S. 32–41.*

²¹ *Der Standard, 11.8.2001, Album*

²² *Vgl. ars electronica: Next Sex, hg. von Gerfried Stocker und Christine Schöpf*

sichtspunkten „finanziell vertretbar oder zu einem glücklichen Leben dazugehörend“ diskutiert. Die Debatte um das Klonen von Menschen wird „das Kind“ endgültig aus dem alten Terrain, „Naturereignis zu sein“, gewollt oder ungewollt, hinauskatapultieren. Damit jedoch hat sich das Motto der siebziger Jahre – Das Private ist politisch – grotesk überholt.

Guy Debord hat in seiner „Gesellschaft des Spektakels“²³ in den siebziger Jahren dieses als Ausdruck eines Zustandes bestimmt, in dem es kein Ziel (mehr) gibt. Diese Ziel- und Orientierungslosigkeit hat sich in der Politik unübersehbar eingenistet, und sie findet ihren eindrücklichsten Ausdruck im Spektakel der Medien. Doch der Versuch der Parallelsetzung der heutigen Zeit mit jener des Barock („Eine barocke Party“, Wiener Festwochen, Ausstellung im Wiener Museumsquartier 2001) sollte über das Andere gegenwärtiger Verfassungen nicht hinwegtäuschen. Auch wenn „Sichtbarkeit“, die Anordnung auf einem Tableau, die Bilderpräsenz²⁴ als Parallelen durchaus ins Auge stechen, zieht das gegenwärtige mediale Sichtbarmachen kein Fest nach sich, sondern Depression: Langeweile, Gefühlskälte, Abstumpfung, Verrohung etc. sind die Schlagworte, mit denen die Sozialpädagogik die Gesellschaft aufzuschrecken sucht. Schuld seien angeblich die Medien mit ihrer Obsession, „alles“ zeigen, alles sagen, alles aufdecken, alles wissen zu wollen. Das Internet als neuer Wissensraum gebärdet sich geradezu fanatisch im Aufsaugen dieser „ganzen“ Welt. Žižek hat deshalb vor Jahren schon von einer „Informationsanorexie“ gesprochen, die dann systematisch zu werden beginnt, wenn man überfüttert wird, wenn man nur mehr ausspucken kann, um Luft und Raum zum Atmen zu bekommen.²⁵ Ob Big Brother, Elke Krystufeks Masturbation in der Wiener Sezession oder Versteckte-Kamera-Aufnahmen – die Aufregung und Kritik scheinen, wie Tom Holert schreibt, „aus der Konserve zu kommen“. Symptomatisch sei, so der Autor weiter, die Indifferenz, mit der der Zerlöcherung der Grenze von privat und öffentlich zugeschaut werde. Diese Gleichgültigkeit stelle sich durch einen subtilen, schleichenden Prozess der Anpassung an Kontrolle und Überwachung ein.²⁶ Doch wie diese Anpassung passiert, erklärt Holerts Text nicht. Diese Anpassung hat meiner Meinung nach mit der Verschränkung von Sexualität und dem Feld der Anschauung zu tun.²⁷ Nicht nur, weil bei Big Brother kein Sex geboten wird, wird dem Voyeurismus seine Triebkraft genommen, sondern weil alles dargestellt, vorgestellt und gesagt wird. Doch in der Frage der Sexualität gibt es notwendigerweise immer ein Mehr. Ein Mehr, das sich entzieht, sperrt, „Le bar“, die Schranke, die Lacan eingeführt hat, um die absolute Trennung zwischen Signifikant und Signifikat zu bezeichnen.

23 Guy Debord, *Gesellschaft des Spektakels*, Berlin 1996

24 Vgl. Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt/Main 1971

25 Vgl. Slavoj Žižek, *The Plague of Fantasies*, London/New York 1997, S. 127–170

26 Vgl. Tom Holert, *Die Invasion der Kameras. „Big Brother“, die erotische Inszenierung und das Genießen der Beobachtung*, in: *Literaturen*, 5/2001, S. 48f.

27 In Anspielung auf den Band von Jacqueline Rose, *Sexualität im Feld der Anschauung*, Wien 1996 (englische Originalausgabe 1986).

Das Sexuelle und die Medienapparate

Dies sollte nun nicht als weitere Variante einer kulturpessimistischen Medienkritik missverstanden werden, sondern als eine Leseweise, die versucht, Sexualität in ihrem Wesen ernst zu nehmen. Und dabei nun können Mediales und Subjekt(ives) sehr dicht zueinander geraten. Weder geht es darum, den Medien vorzuwerfen, falsche Bilder einzusetzen, noch darum, weniger Bilder zu beanspruchen, sondern Bilder als hegemonialen Bestandteil des Subjekts zu besetzen. Bilder, die technische sein können, die aber immer auch mentale sind, akustische Bilder wie Bilder aus anderen Zeiten oder zukünftige Projektionen. Wenn wir über unsere Lust sprechen, greifen wir auf Bilder zurück, ziehen Vergleiche mit Bildern heran, erinnern uns an unsere lustvollsten Momente in Bildern, die mit Musik und Gerüchen ausgestattet sind. Bilder sind also fixer Bestand der psychischen Realität, wie Freud das Unbewusste bezeichnet hat. Nicht, um damit etwas Inneres der äußeren Materialität oder materiellen Realität entgegenzusetzen, sondern um unterschiedliche Realitäten in ihrer Gleichwertigkeit aufzustellen.

Nichts ist langweiliger an Filmen über Sexualität als deren Versuche, diese möglichst an einer Realität entlang zu inszenieren. Niemand will sehen, wie es ist, sondern was sein könnte... Die Bilder sollen ein Mehr mit einbeziehen, das Räume aufmacht – für Fantasien. Pornos können darum so langweilig sein, weil sie genau diese Dimension so unerträglich ausklammern und Sexualität auf das Sichtbare, Darstellbare zu reduzieren suchen. Dass diese auch sichtbar ist, von Dar- und Zurschaustellung lebt, ist banal zu betonen, aber dieses Au(f/s)leuchten lässt einen Fleck. Und um diesen kreist die Fantasie und bildet ein Setting, die Bühne, für ein Begehren, das sich weder von den Bildern, der Musik, Gestik, Bewegung, dem Blick, vom Lächeln und vom berühmten „Glanz auf der Nase“ (Lacan) aufhalten lässt. Dieses phänomenologische Register der Sexualität, das Lacan als eine lange Reihe von weiteren „kleinen Objekten a“ dem Trieb überantwortet, ist das, worin dieser seine Befriedigung findet. Diese „kleinen Objekte a“ sind aber genau jene Momente, wodurch sich Sexualität als nachträglich in und durch Repräsentation einstellt. Beide zusammen – der Trieb und das Begehren – konstituieren somit das, was als menschliche Sexualität sich in ihren zahlreichen Varianten entfaltet.

In einer Zeit allerdings, die dem Einzelnen nicht nur alles zu erlauben vorgibt, sondern ihn geradezu zwingt, alles zu sein und alles zu haben – und dies, wie bereits angemerkt, auch alles zu genießen, ist die Abnutzung entsprechend schnell. Auch sexuelle Beziehungen unterliegen einem immer kürzeren Verfallsdatum. Doch anstelle eines befreiten Jagens nach Glücksmomenten macht sich Langleweiligkeit und Müdigkeit breit, sich auf jemanden oder etwas einzulassen. Paul Verhaeghe hat in „Love in a time of loneliness“ auf dieses Paradox hingewiesen und

dabei auch auf die Gegenstrategien aufmerksam gemacht, die bereits überall am Werk seien, dieses Alles-Sein und -Haben einzudämmen.²⁸ Eine hysterische Suche nach neuen Verboten, nach neuen Führern, neuen Regeln und Ritualen zeige sich ganz unverhohlen. Dies sollte jedoch sehr umfassend verstanden werden und bildzeitungsartige Formate, rührselige Sex- und Beziehungsgeschichten genauso wie die einsamen Seelen im Internet, die von ihren Träumen und Wünschen erzählen, mit einbeziehen. In einer gefühlsentleerten Alltagswelt, in der Emotionen – die Erfahrung emotionaler Zuwendung sowie deren Ausleben – vielfach als Serviceleistungen konsumiert und bezahlt werden müssen²⁹, sind Medienvironments nicht nur die billigste, sondern auch unaufwändigste Variante, mitzumachen, dabei zu sein, drinnen zu sein, Teil des BILDES zu sein.

Das Genießen des Visuellen versus des Sichtbaren

Damit ist die Schnittstelle benannt, die Sexualität intrinsisch mit den medialen Apparaten verknüpft. „Part eines Bildes zu sein“ meint dies nämlich sowohl literal als auch psychisch-mental. Denn um sich als Subjekt zu begreifen, als ein Ich sagendes Wesen, das auf sich zu verweisen vermag, ist dieses Im-Bild-Sein vonnöten. Jacques Lacan hat dies, Callois zitierend, so umschrieben: Nachahmung oder Mimesis bedeute schlicht und einfach ein Versagen der Grenzen zwischen Innen und Außen. Dahingehend nämlich, dass das Subjekt nicht sein Spiegelbild liebt oder in dieses verliebt ist, sondern dass es mehr als dieses liebt. Das Subjekt liebt ein Mehr im Bild, ein Bild hinter dem Bild. Übertragen auf die medialen Bilder bedeutet dies, dass die Zuschauerinnen und Zuschauer nicht die Bilder als ihresgleichen fehldeuten und besetzen, sondern diese bieten den Rahmen, Teil eines Bildes zu werden, im Bild zu entschwinden.

Was Lacan hier artikuliert, ist die Unmöglichkeit der Lust an sich, eine *jouissance*, die jenseits des Vergnügens, jenseits der Sprache liegt. Diese hat Lacan einmal auf die Seite des Weiblichen gestellt und dem Mann vorgeführt, dass dieser durchaus daran partizipieren könne, wenn er sich „nicht auf die Seite von männlich stell[t], man kann sich auch auf die Seite des nicht-alle [stellen]. Es gibt Männer, die so gut sind wie die Frauen. Das kommt vor. Und die folg[en] sich dabei ebenso wohl befinden. Trotz, ich sage nicht ihrem Phallus, trotz dem, was sie beengt in dieser Eigenschaft, ahnen sie, empfinden sie die Idee, dass es ein Genießen geben muss, das jenseits sei.“³⁰ Doch dieses weibliche Genießen ist nicht unbedingt Sache der Frauen, sondern verweist auf eine Potenzialität, der das Begehren

28 Paul Verhaeghe, *Love in a Time of Loneliness*, New York 1999 (Originalausgabe 1998)

29 Denken Sie an all die Beratungsangebote für Singles, Paare, Familien, die immer öfter als vorbeugende Maßnahmen empfohlen werden.

30 Jacques Lacan, *Encore. Das Seminar Buch XX, Berlin und Weinheim 1986* (französische Originalausgabe 1975), S. 83; siehe auch Marie-Luise Angerer, *To be the ONE – Männlichkeit als obsessionale Reihe*, in: *Männlichkeit und Gewalt*, hg. von Ingo Bieringer, Walter Buchacher und Edgar Forster, Opladen 2000, S. 91–95

in und durch die Sprache folgt. Denn diese Passage stellt nicht die weibliche Sexualität über die männliche, sondern führt beide als Effekt eines Sprachprozesses vor, der beide Pole – der sexuellen Differenz – einführt und symbolisch auffängt. Jenseits der symbolischen Ordnung existiert weder männlich noch weiblich, weder phallisch noch genital, sondern nur das Sexuelle (an sich), doch dieses, als Antagonismus im strengsten Sinne, nämlich als die Grenze markierend, tritt nicht an sich in Erscheinung, sondern nur oder erst als sexualisierte/r Mann und Frau. Dabei bieten sich die Medien als Bühne an – als audiovisuelles Reservoir, das beliebig kombiniert werden kann, dennoch seine Limitation niemals zur Gänze verbergen kann. Das Sich-bemerkbar-Machen der Technik und des Apparates, das Ende des Programms, das Zuklappen des Buches, das Hellwerden im Kinosaal, die Trennung der Verbindung.

Sex ohne Maus – Internet schlägt Bars und Saunen

Michael Lenz

Das Internet hat endgültig Bars und Saunen den Rang als Top-Orte schwuler Kontaktabbahnung abgelaufen. Zu diesem Schluss kommt die US-amerikanische Gesundheitsbehörde Centers for Disease Control (CDC, www.cdc.gov) in einem im Dezember 2003 veröffentlichten Bericht. 2001 waren nur 12,2 Prozent der schwulen Männer in Chaträumen auf der Pirsch. Zwei Jahre später lag der Anteil schon bei 37,4 Prozent, ein Zuwachs um satte 200 Prozent. Nur noch 20 Prozent der Befragten nutzten Bars zum Cruisen; Saunen landeten mit 13 Prozent auf Platz vier, hinter Pornoshops mit 18 Prozent.

Neu ist der Trend nicht. Und auch nicht begrenzt auf die USA. Im englischen Norwich schloss vor zwei Jahren das Schwulen-Lokal „Lord Ragla“ seine Pforten. In Los Angeles sind ganze Straßenzüge leergefegt. „Noch vor zehn Jahren lungerten an jeder Straßenecke des Santa Monica Boulevard schwule Männer auf der Suche nach Sex“, berichtet Theodore Hanf, Wissenschaftler der „Health Research Association“ aus Los Angeles. „Heute sind diese Straßen leer.“ In Köln klagen die Szenewirte über wegbleibende Gäste, wie die schwule Monatszeitschrift BOX im

Herbst 2003 berichtete. Der Grund in Norwich wie in Los Angeles und Köln: eben das Internet. „Die Jagd nach Sex findet heute auf dem Informations-Highway statt“, weiß Hanf.

Pioniere im Netz

Schwule Männer waren eine der ersten gesellschaftlichen Gruppen, vielleicht gar die erste neben den Computerfreaks, die das Internet für sich zu nutzen lernten. „Sowohl offen als auch nicht offen schwul lebende Männer schätzen die erweiterten Kommunikationsmöglichkeiten im Netz und fühlen sich [durch den Austausch mit anderen] in ihrer schwulen Identität gestärkt“, fasst die Kommunikationswissenschaftlerin Nicola Döring von der TU Ilmenau die bereits 1996 verfasste Studienarbeit „Schöne rosa Welt? Eine Studie über Schwule im Internet“ von Axel Limberg und Miguel Dittman (Uni Hamburg) zusammen.

Im Jahr 2003 sollte das US-amerikanische Marktforschungsinstitut Forrester (<http://www.forrester.com>) diesen Trend erstmals auf Basis einer umfassenden Marktanalyse bestätigen. In ihrer jährlich durchgeführten Umfrage zum Onlineverhalten von 60 000 Haushalten in den USA und Kanada stellten die Experten aus San Francisco erstmals auch die Frage nach der sexuellen Orientierung; 20 Prozent der Befragten waren bereit, sich vor den Marktforschern zu outen. Resultat: 80 Prozent der Schwulen und 76 Prozent der Lesben nutzten das Internet. Bei der heterosexuellen Vergleichsgruppe waren es nur 70 Prozent. Schwule und Lesben waren auch deutlich stärker und früher an neuen Onlinetools, Programmen und technischen Geräten interessiert als ihre heterosexuellen Mitmenschen; so lag der Anteil der schwulen User, die bereits einen superschnellen Breitband-Internetzugang hatten, in den USA um ein Drittel höher als bei heterosexuellen Usern. Tatsächlich, so betonten die Forrester-Experten, gehörten Schwule zu den frühesten Internetnutzern – 29 Prozent von ihnen seien seit mehr als sieben Jahren online, während dieser Anteil bei den Heterosexuellen gerade einmal 18 Prozent betrage.

Sex ohne Cyber

Zu den schwulen Stopps auf dem Informationshighway gehören gaydar.co.uk, gay.com, homo.net, AOL, Mirc, eurogay.de, gayroyal.de oder gayromeo.com. Auf diesen Seiten, in Chaträumen oder mittels ihrer Profile, gewissermaßen ihrer Online-Steckbriefe, tummeln sich – sortiert nach sexuellen Vorlieben, Szenegruppen wie „Bären“, geografischen Merkmalen (oder diese Kriterien auch kombiniert wie Köln/Bären oder Berlin/Skins) – Tag für Tag, Nacht für Nacht zehntausende Männer, die Sex mit Männern haben (MSM). Entgegen einer von Professor Martin

Dannecker auf dem 8. Deutschen Aids-Kongress (2000) geäußerten These geht es in den einschlägigen Onlinesubkulturen jedoch nicht um Cybersex, also um das Ausleben sexueller Fantasien durch „dirty talking“ ohne körperlichen Kontakt.¹ MSM „praktizieren“ keinen Cybersex. Diese pauschale Aussage lassen alle bisher zu diesem Thema veröffentlichten Studien zu.² Online wird hemmungslos gecruist, geflirtet, angebaggert – mit dem einen Ziel: einer Verabredung zu dem guten alten, körperlichen, schweißigen, lustvollen Sex zwischen zwei (oder mehr) Männern. Der schwedische Soziologe Ronny Tikkanen beschreibt diese Arrangements als „Diskussion sexueller Vorlieben“ und – im Falle der Übereinstimmung – „Verabredung für einen One-Night-Stand in der wirklichen Welt“: „Die gegenseitige Kompatibilität wird ausgehandelt.“

Lust am Risiko

Die Safer-Sex-Frage scheint jedoch selten Gegenstand dieses Aushandlungsprozesses zu sein. Das Konzept der „negotiated safety“, der „ausgehandelten Sicherheit“ zwischen Sexpartnern zur Minimierung des Risikos einer HIV-Infektion, scheint nicht zu den Standards der Onlinechats zu gehören. MSM, die online Partner suchen, haben eine signifikant höhere sexuelle Risikobereitschaft und somit ein höheres Risiko einer Ansteckung mit HIV oder anderen sexuell übertragbaren Krankheiten. Zu diesem Schluss kommen Untersuchungen aus Großbritannien, Schweden, den USA und den Niederlanden. In Kalifornien haben einer Studie des Gesundheitsministeriums zufolge 23 Prozent der schwulen Männer mit einer Syphilisinfektion ihre Partner über das Internet getroffen. Im Schwulenmekka San Francisco gaben in einer Umfrage 39 Prozent der schwulen Männer zu, mit Onlinebekanntschaften ungeschützten Analverkehr gehabt zu haben. Der britische Wissenschaftler Jonathan Elford, der in den vergangenen drei Jahren einige der wohl umfangreichsten Studien über Schwule online durchgeführt hat, konstatiert nüchtern, dass Internetsexsucher in den 12 Monaten vor der Umfrage eine höhere Wahrscheinlichkeit von sexuell übertragbaren Krankheiten hatten und dass die Rate ungeschützten Analverkehrs mit HIV-positiven Männern in den drei Monaten vor der Befragung bei HIV-negativen Befragten mit 26,9 % etwa gleich hoch war wie bei HIV-positiven Befragten.

Auf die Frage nach den Ursachen jedoch für die größere sexuelle Risikobereitschaft bei schwulem E-Dating haben die Experten noch keine schlüssige Antwort. Manche seien beim Betreten eines Chatraums entweder „so verzweifelt“

1 „Die im virtuellen Raum praktizierte Sexualität, auch Cybersex genannt, ist weitgehend frei von den Einschränkungen, welche die Prävention der Sexualität abverlangt“, sagte Dannecker, und fügte hinzu: „Dort wird eine Sexualität, praktiziert, in der Nähe, Verschmelzung, Intimität, aber auch Überschreitung einen zentralen Stellenwert haben.“

2 Natürlich bestätigt auch hier die Ausnahme die Regel. Für eine kleine Minderheit ist Cybersex das Non-plusultra. Für andere ist Cybersex nach stundenlangem, ergebnislosem Chatten besser, als „einfach nur“ vom Schlafengehen zu masturbieren.

oder „so hypergeil“, dass sie fünf gerade sein lassen, vermuten einige. Andere betonen, Promiskuität sei wahrlich nichts Neues, und die promiskeren Schwulen hätten ihre Jagd nach immer neuen Sexualkontakten einfach ins Internet verlegt. Das Forscherteam um Tikkanen spekuliert, es gebe eine Differenz zwischen dem „Cyber-Selbst“ und dem „wirklichen Selbst“. Eine These, die auch Elford als einer der weltweit führenden Forscher über homosexuelles Internetchatverhalten vertritt: „Im Internet präsentiert man sich oft als jemand, der zu größeren Abenteuern bereit ist als in Wirklichkeit. Wenn man dann tatsächlich jemanden trifft, bleibt man bei der einmal angenommenen Rolle und steht sie während der gesamten sexuellen Begegnung durch.“ Auch Martin Dannecker räumt ein, dass es vielleicht doch nicht nur um Cybersex gehe, sondern möglicherweise um ein „anderes, weitaus komplizierteres Verhältnis zwischen dem virtuellen und dem realen sexuellen Handeln“. Die Vermutung, dass „die im Internet ‚ausgelebten‘ sexuellen Fantasien und Wünsche einen Rückkoppelungseffekt auf die reale Sexualität haben und die im Internet praktizierte Sexualität die sexuellen Handlungen in der so genannten realen Welt affiziert“, könne nicht von der Hand gewiesen werden.

Albtraum Internet?

147

Ist das Internet also eine Ursache des weltweit beobachteten Trends des Anstiegs von HIV-Neuinfektionen und der Renaissance von Syphilis & Co in den westlichen Schwulenszenen? Die Antwort auf diese Frage wird von den Experten des britischen Sigma-Instituts mit einem klaren „Nein“ beantwortet. Wenn man glaube, neue HIV-Infektionen könnten nur verhindert werden, wenn man das Sexualverhalten schwuler Männer kontrollieren könne, dann sei das Internet ein Albtraum, schlimmer als Klappen, Darkrooms usw., heißt es in der Einführung zur 2003 veröffentlichten Sigma-Studie „Net benefits – Gay men’s use of the internet and other settings where HIV prevention occurs“. Weiter heißt es aber auch, das Internet sei nicht mehr als ein weiterer – gleichwohl neuer – Ort, um Sex zu suchen und zu finden. Es helfe einigen Männern, die bisher wenig Sex hatten, etwas mehr zu haben, und denen, die schon immer viel Sex hatten, noch mehr zu haben. Es gebe keinen Anhaltspunkt, dass es irgendetwas Besonderes damit auf sich habe.

Tatsächlich aber hat das Internet Besonderheiten, die es klar von der bisherigen Szene aus Saunen, Klappen, Darkrooms, Parks und Bars unterscheiden – virtuelle Identität, Anonymität und Sicherheit, Zugänglichkeit, die Vermischung von Szenen sowie das weitgehende Fehlen von Normen aus der Offline-Szene werden in der wissenschaftlichen Literatur als die signifikantesten genannt.

Die kleinen Unterschiede

Dr. Jeff Gavin ist fasziniert von der „relativen Offenheit“ der Chatter: „Die Benutzer von Chaträumen vergrößern die Wahrheit um ein, zwei Größen oder verkleinern sie bei Bedarf. Aber die Mehrheit stellt sich relativ ehrlich dar, denn letztlich will man sich ja mit der neuen Bekanntschaft auch treffen.“ Einer der Befragten, ein Achtzehnjähriger, sagte: „Natürlich mache ich mich etwas attraktiver. Keiner geht einfach online und sagt: ‚Alle mal herhören: Ich bin klein, dick und ziemlich hässlich. Wer will mit mir chatten?‘ So läuft das nicht.“ Das sei eben wie im wirklichen Leben, hat Gavin erkannt. „Wer in einen Nachtclub geht, putzt sich vorher heraus. Genau das passiert im Internet auch.“ Zwar hat Gavin heterosexuelles Chatverhalten untersucht. Jedoch liegt die Vermutung nahe, dass die schwule Selbstdarstellung einem sehr ähnlichen Grundmuster folgt.

Die deutsche Kommunikationswissenschaftlerin Nicola Döring beschreibt das Internet als „soziales Lernfeld“. Im zunächst anonymen Chat könnten Menschen im Alltag oft verborgene Qualitäten ausspielen oder geheime Wünsche und Fantasien ausdrücken. „Diese kennen zu lernen und zu ihnen zu stehen, kann der eigenen Selbstentwicklung dienen“, betont Döring. Positive Chat-Erfahrungen könnten auch dazu führen, dass man außerhalb der Cyberwelt mutiger und offener auf andere Menschen zugehe. „Die virtuelle Identität“, so fasst Döring eine Reihe von Studien zusammen, „ist keine Scheinidentität, sondern eine weitere Fassade des realen Menschen.“

Diese virtuelle Identität aber macht – zusammen mit den Gegebenheiten des „Ortes“ Internet – das Besondere an dem neuen Medium aus. Niemals zuvor hatten schwule Männer die Gestaltung ihres „Szene-Ichs“ mehr in der eigenen Hand als durch die selbst realisierten Profile/Visitenkarten/Homepages. Nur das schönste Foto kommt online, bei den Pfunden wie beim Alter wird ein wenig gerundet, bei den sexuellen Vorlieben gibt man sich einen Tick oder auch zwei mutiger/erfahrener, als man ist. Jeder ist sein eigener PR-Mann.

Anonymität und Sicherheit werden in Studien als wesentliche Faktoren der Beliebtheit des Internets als Cruisingort bei MSM genannt, und es steht zu vermuten, dass in diesen beiden Faktoren auch Ursachen für ein riskanteres Sexualverhalten gefunden werden können. Beide Punkte nämlich bilden zusammen die Grundlage dafür, dass viele MSM – von Coming-Outlern bis zu „alten Hasen“ – das Internet sowohl als sexuelles Experimentierfeld als auch als Lernort empfinden. Für viele der Befragten in seinen Studien, so der amerikanische Wissenschaftler Gregory Rebhook, stelle das Netz ein wesentliches Instrument zur (Weiter-)Entwicklung ihrer sexuellen Identität und zur Selbstverwirklichung dar. Eine Mehrheit der Befragten habe angegeben, durch E-Dating habe sich die Zahl ihrer Sexualpartner erhöht, und ihre sexuellen Praktiken und/oder Ausdrucksformen

hätten sich verändert. Rebhook zitiert die folgende als „typisch“ charakterisierte Antwort eines Befragten: „Normalerweise sage ich (im Chat) alles, was die anderen geil machen könnte, um sie so zu einem Treffen zu animieren. Wenn sie dann hier sind, neigen wir dazu, das Besprochene auch zu machen.“ Das gilt auch für das Barebacking, wie folgende exemplarische Antworten zeigen:

„Das Internet hat Barebacking zu einer sehr akzeptierten Praxis gemacht. Ich habe durch das Internet Bondage entdeckt..., aber zu oft haben meine Partner... das als Signal angesehen, mit mir ungeschützten Sex haben zu können.“

„Barebacking scheint mir ein aufregenderer Sex zu sein als mit Kondomen. Ich würde sagen, dass ich es nicht tun möchte. Aber ich könnte dazu von einem anderen überredet werden.“

„Das Internet hat Barebacking wirklich für jeden verfügbar gemacht. Ich hatte, bevor ich online ging, niemals zuvor davon gehört.“

Andere Forscher stellen den Sicherheitsaspekt für die Beliebtheit des E-Datings bei MSM in den Vordergrund. Für Männer, die sich nicht als schwul oder bisexuell identifizierten oder die sich im Coming-out befänden, stelle das Internet einen sichereren Ort dar als traditionelle Schwulentreffpunkte, konstatiert der schwedische Forscher Ronny Tikkanen. Es biete Sicherheit vor Gewalt wie auch Sicherheit vor dem „Gesichtsverlust“ durch eine missglückte Anmache. Im wirklichen Leben könne ja die ganze Bar miterleben, wenn jemand bei seinem Traumprinzen „abblitzt“, im Chatraum kriege das kaum jemand mit.

Neue Szene

Tikkanen nennt zwei Arten von Zugänglichkeit. Grundvoraussetzung für jede Onlineaktivität ist natürlich der technische Zugang zum Internet, der aber für die Mehrheit der MSM in westlichen Ländern eine Selbstverständlichkeit ist. Daneben ist die Zugänglichkeit der Chaträume zu nennen. Zwar wird ein Coming-Outler sicher auch Herzklopfen beim ersten Einloggen in einen schwulen Chatraum haben, aber sowohl Tikkanen als auch Forscher aus den USA bestätigen: Die Hemmschwelle ist wesentlich geringer als etwa bei einer schwulen Bar – wenn überhaupt vorhanden. Man ist ja anonym, kein Türsteher fragt nach Alter oder kontrolliert gar den Ausweis. Der erste Schritt findet aus der Sicherheit der eigenen vier Wände statt. Ähnlich kann auch der erste Schritt offener und erfahrener schwuler Männer in einen Chatraum für bestimmte Vorlieben wie Leder oder S/M sein. Kein Dresscode, kein Türsteher, nicht die eigene Angst behindern das Betreten und die Erforschung neuer, unbekannter Welten.

Das Netz ist für die unterschiedlichsten Typen und Szenen offen: Ältere und Junge, Städter und „Landeier“, völlig offen schwul lebende Männer und verklemmte Homosexuelle, rein schwule Männer und Bisexuelle, Coming-Outler

und „alte Hasen“. Das Verbindende: die Suche nach Sex. Das Besondere: Ob in Großbritannien oder Schweden, den Niederlanden oder den USA – laut den Experten setzt sich die Onlinesubkultur aus zwei Komponenten zusammen, nämlich der schwulen Szene in ihrer ganzen Vielfalt, die sich auch an traditionellen Orten (Bars, Saunen, Parks usw.) konstituiert und in der Vergangenheit sowohl in der sozial- wie in der sexualwissenschaftlichen Literatur ausführlich beschrieben wurde, epidemiologisch bekannt ist und von den bisherigen Präventionskonzepten erreicht wird, und eine bisher weitgehend unbekannte schwule bzw. MSM-Szene, die bisher keinen Zugang zur traditionellen Subkultur hatte oder haben wollte.

Nichts ist unmöglich

Die Internetszene erinnert an die sorglose Zeit vor dem Aufkommen von HIV/Aids vor über zwanzig Jahren. „Der in der Cyber-World sich artikulierende sexuelle Wunsch ist ein Wunsch nach einer Sexualität ohne Barrieren, einer Sexualität, die spontaner, intimer und lustvoller ist als jene, die von der HIV-Prävention erwartet wird, auf die sich die Cyber-Sexualität beständig bezieht und von der sie sich zugleich absetzt“, schreibt Dannecker. Bloß dass der Wunsch nach der barrierelosen Sexualität eben nicht auf Cybersex beschränkt bleibt, sondern im realen Raum ausgelebt wird, während sich die Kontaktaufnahme und das Aushandeln in dem von den Geboten und Verboten der HIV-Prävention der Offlineszene weitgehend unberührten Ort Internet ereignen. Darüber hinaus scheinen die Chaträume und Kontaktanzeigen auch sonst frei zu sein von Zwängen wie Dresscodes oder Öffnungszeiten der traditionellen Szene. Das schwule Internet erinnert an geheime Orte aus der Kinderzeit wie das Baumhaus oder die Höhle, von der die Erwachsenen nichts wissen und zu der sie keinen Zutritt haben. Das Internet erscheint als ein in jeder Beziehung grenzenloser Ort mit dem Motto „Nichts ist unmöglich“. Dabei – auch das zeigen die internationalen Studien übereinstimmend – hätte die Mehrheit der chattenden MSM keine Einwände gegen Informationen über HIV/Aids und andere sexuell übertragbare Krankheiten in der Online-Sub. Der Brite Jonathan Elford hat festgestellt, dass MSM-Sexsucher im Internet eher bereit sind als andere, das Netz auch als Informationsquelle zu Aids und anderen Gesundheitsfragen zu nutzen. „Vielleicht“, so hofft Elford, „gleichen sich unterm Strich Risiko und Nutzen des Internets aus.“

Schwul-lesbische Lebensweisen im Wandel

Homosexualität und Generativität – Lesben, Schwule und ihr Kinderwunsch

151

Isabella Manuela Torelli

Homosexualität, Kinderwunsch und Psychoanalyse

Den theoretischen Hintergrund dieses Beitrags bildet die Triebtheorie Freuds (und seiner Nachfolger), die meines Erachtens immer noch modern und nützlich ist, um menschliche Sexualität zu verstehen. Besonders die Weiterentwicklung der Theorie des Ödipuskomplexes, der laut moderner Autoren nicht „untergeht“ (Freud), sondern für jeden Menschen lebenslang ein Thema bleibt, scheint mir hier von Bedeutung.

Nun waren Freud und die Psychoanalyse gerade in der schwul-lesbischen Bewegung immer umstritten und ambivalent^a besetzt. Einerseits wurden die – aus heutiger Sicht – diskriminierenden Anteile seiner Theorie heftig angegriffen und oft nicht in ihrem historischen Rahmen betrachtet. Andererseits begaben sich viele homosexuelle Frauen und Männer in psychoanalytische Behandlung. Die Frage nach dem Grund der eigenen Homosexualität und deren Konkretisierung in jeder einzelnen Biografie war schwierig und mit vielen inneren und äußeren Kon-

a doppelwertig (und daher oft widersprüchlich)

flikten befrachtet. Erst vor etwa 20 Jahren kam der Begriff der Homophobie^b auf, der eine Verinnerlichung der gesellschaftlichen Ablehnung und Tabuisierung der Homosexualität beschrieb. Hier wurden psychoanalytische Paradigmen^c wie der Abwehrmechanismus der Introjektion^d in das eigene Selbst, die Identifikation mit dem Aggressor, aufgegriffen, ohne die Freud'sche Herkunft deutlich zu machen.

Ich selbst, als Analytikerin mit meiner sexuellen Orientierung Außenseiterin in analytischen Kreisen, bei den Lesben und Schwulen Außenseiterin als Freudianerin, saß zwischen den Stühlen. Beide Gruppen verstanden sich im Laufe ihrer Geschichte als „Bewegungen“, was die Ideologisierung und entsprechende Abgrenzung zu Andersdenkenden förderte. In beiden Gruppierungen gibt es Normen, ja Dogmen sowohl dazu, wie man sich zu verhalten hat, als auch dazu, wie man zu denken hat. Diese Gruppennormen versuche ich zu sprengen, so gut es mir als analytischer Sozialpsychologin oder sozialpsychologischer Analytikerin gelingen mag. Deshalb möchte ich das Thema Kinderwunsch aus der Perspektive von Homosexuellen betrachten, aus der Perspektive des oder der Einzelnen, der oder die sich Kinder wünscht. Einbinden möchte ich es in die psychoanalytische Sichtweise, um es dahingehend zu erweitern, wie wir als Einzelne und als Gruppe damit umgehen und wie wir in die Großgruppe Gesellschaft eingebunden sind.

152

Lebenspartnerschaft, Ehe, Familie

Möglich geworden ist dieser Beitrag erst vor dem Hintergrund des Lebenspartnerschaftsgesetzes (Gesetz zur Beendigung der Diskriminierung gleichgeschlechtlicher Gemeinschaften: Lebenspartnerschaften^e), das der Normalisierung und Integration homosexueller Lebensweisen in eine heterosexuelle Majorität^f in Form eines Bundesgesetzes gesellschaftlich und politisch Ausdruck verleiht. So unzufrieden man mit diesem Gesetz sein mag – es ist ein wichtiger Schritt zur Gleichberechtigung homosexueller Paare. Es akzeptiert homosexuelle Menschen als zu gleicher Liebe und Bindung wie heterosexuelle Menschen fähige Individuen, die füreinander Verantwortung übernehmen können und wollen.

Eine vollständige Gleichstellung mit der heterosexuellen Ehe ist allerdings nicht erreicht, die Integrationsfähigkeit der Gesellschaft bzw. ihrer Führungseliten scheint noch zu beschränkt zu sein. Homosexuelle dürfen nicht „heiraten“, sondern sich nur „verpartnern“, ein Neologismus^g, der Bände spricht. Es gibt also

^b Phobie = krankhafte Angst, hier vor Homosexuellen

^c Paradigma = Beispiel, Muster; Erzählung, Geschichte mit beispiel-/modellhaftem Charakter; Denkmuster

^d unbewusste Einbeziehung fremder Anschauungen, Motive o.Ä.

^e LpartG vom 16.2.2001, veröffentlicht im Bundesgesetzblatt Jahrgang 2001 Teil 1 Nr. 9, ausgegeben zu Bonn am 22. Februar 2001 (siehe z. B. unter <http://www.lsvd.de/bund/lpartg/LPartEDiskrG.pdf>); vgl. das Gesetz zur Überarbeitung des Lebenspartnerschaftsrechts vom 15. Dezember 2004, veröffentlicht im Bundesgesetzblatt Jahrgang 2004 Teil 1 Nr. 69, ausgegeben zu Bonn am 20. Dezember 2004 (<http://www.lsvd.de/bund/lpartg/lpartuearbg.pdf>)

^f Mehrheit

^g sprachliche Neubildung

neue Begriffe, die die Diskriminierung fort- und festschreiben. Partnerschaft im Sinne von gleichberechtigtem Miteinander scheint vorstellbar; die traditionelle Ehe, eine über die Jahrhunderte entwickelte und immer wieder neu geregelte Lebensform zwischen Mann und Frau, soll aber „unangetastet“ bleiben. Homosexuelle werden also ein bisschen integriert, ein größeres bisschen bleiben sie ausgeschlossen – was uns schmerzt. Die Gesellschaft gibt uns die Möglichkeit, füreinander finanzielle Verantwortung zu übernehmen, wir können sogar einen unserer Namen als gemeinsamen Namen der Lebenspartnerschaft wählen, aber eine Familie dürfen wir nicht werden, geschweige denn deren finanzielle Unterstützung durch den Staat erfahren. Weil unsere Verbindungen keine Möglichkeit haben, Kinder zu zeugen, werden uns die Privilegien entzogen, die mit dem besonderen Schutz von Ehe und Familie^h verbunden sind. Die Gesellschaft verweigert uns (noch) steuerliche Vergünstigungen. Leben Kinder eines Partners mit in der Partnerschaft, hat der nichtleibliche Elternteil zwar ein „kleines Sorgerecht“ⁱ, doch bleibt der biologische Elternteil in der Hauptverantwortung.

Homosexualität und Generativitätsdefizit^j

Dieses Gesetz spricht uns die Fähigkeit ab, Verantwortung zu übernehmen, Elternschaft zu kreieren, indem es uns die gemeinsame Adoption verbietet^k und uns aus der Reproduktionsmedizin ausschließt^l.¹ Es trifft uns damit, und das ist die zentrale These dieses Beitrags, an einem Punkt, der in uns eine große Wunde darstellt und der meiner Einschätzung nach – auch unter uns – stark tabuisiert wird: Ich meine die Kränkung, dass wir, die wir gleichgeschlechtlich leben, denjenigen oder diejenige, den oder die wir lieben und begehren, nicht zu befruchten im Stande sind. Wir können nun einmal mit unserem Liebespartner oder unserer Liebespartnerin kein gemeinsames Kind zeugen. Diese Erkenntnis erleben viele, die sich – in welchem Alter auch immer – mit ihrer (möglichen) Homosexualität auseinandersetzen, von innen her als Trauma. Dieses besteht in der Tatsache, aus der Generativität und damit der Generationenfolge der Menschheit ausgeschlossen zu

^h Art. 6 des Grundgesetzes lautet: „Ehe und Familie stehen unter dem besonderen Schutz des Staates.“

ⁱ Hierbei handelt es sich um ein Mitspracherecht in Angelegenheiten des täglichen Lebens; bei „Gefahr im Verzug“ dürfen Partner alle Rechtshandlungen vornehmen, die zum Wohl des Kindes notwendig sind (§ 9, 1 f. LPartG).

^j Generativität = ein vom Psychoanalytiker Erik H. Erikson geprägter Begriff; ihm ging es dabei um den Wunsch, etwas ganz Besonderes zu schaffen, um das Streben, die eigenen Werte und Erfahrungen weiterzutragen. Vielfach äußert sich all dies bewusst oder unbewusst in einem Kinderwunsch.

^k Bringt ein Lebenspartner allerdings ein leibliches Kind mit in die Partnerschaft oder bekommt er in der Beziehung ein Kind, kann die Lebenspartnerin oder der Lebenspartner dieses Kind adoptieren. Hierbei gelten die normalen Adoptionsregeln, beispielsweise die Zustimmung des anderen leiblichen Elternteils.

^l Vgl. die „Richtlinien zur Durchführung der assistierten Reproduktion“ der Bundesärztekammer, Punkt 3.2.3 „Elterliche Voraussetzungen“: „[...]Die Anwendung der Methoden bei alleinstehenden Frauen und in gleichgeschlechtlichen Beziehungen ist nicht zulässig. [...]“ (Stand: 03.12.1998, <http://www.bundesaerztekammer.de/30/Richtlinien/Richtidx/Kuenstbefeucht.html>).

¹ Damit handeln wir illegal, wenn wir Kinder per künstlicher Befruchtung zeugen wollen. Von Leihmutter-schaft sei hier gar nicht gesprochen – dazu muss man in ein weit entferntes Land – die USA – reisen und viel Geld mitbringen.

sein, und zwar nicht aufgrund irgendeines Verbots, sondern der Natur, der Biologie unserer Spezies. Wahrscheinlich wird sich zwar in der Zukunft die vormalige Verbindung von Reproduktion^m und Sexualität weiter lösen – die Möglichkeiten der Gentechnologie lassen uns von diesem Szenario einiges ahnen. Einige dieser Zukunftsvorstellungen sind uns aber selbst noch nicht ganz geheuer, weil hier Vertrautes und Selbstverständliches, nämlich die inneren, tief verankerten Begriffe von Natur und Natürlichkeit, vollkommen verloren gehen könnten (man denke an die inneren Widerstände, die bei schwulen Paaren aufkommen, wenn es um das Thema Leihmutter geht). Das Unbewusste ist in seiner Entwicklung viel langsamer als die Entwicklung der äußeren Welt – nicht umsonst umschrieb Freud es mit der Metapherⁿ einer archäologischen Ausgrabungsstätte.^o

Für Lesben und Schwule treffen also vor dem und im Coming-out Liebe und Tod aufeinander: Einerseits kann endlich eine lang gespürte Sehnsucht erfüllt werden: der Liebesakt mit einer Person gleichen Geschlechts. Gleichzeitig macht dieser Akt aber die Übereinstimmung mit einer zentralen Funktion von Sexualität unmöglich, nämlich der Zeugung. Die Vorstellung eines Kindes als Ausdruck von realer genetischer Verschmelzung zweier sich liebender und begehrender Menschen stirbt ein für alle mal (es sei denn, man legt bisexuelle Phasen ein). Da hiervon alle homosexuellen Menschen betroffen sind, werden kollektive Abwehrmaßnahmen ergriffen, die anders strukturiert sind als z. B. bei einem heterosexuellen Paar, das (aus welchen Gründen auch immer) keine Kinder bekommen kann. Ein Beispiel wäre der Umgang mit HIV und Aids. Die Sexualität von uns Lesben und Schwulen galt immer als besonders frei: frei von der Angst, schwanger zu werden, frei von Ängsten, in den spießigen Lebensweisen der Eltern zu enden. Meiner Einschätzung nach ist das Idealisierung und Entwertung in einem, individuelle wie kollektive Abwehr des Generativitäts-Defizits. Nach dem Motto „Ist der Ruf erst ruiniert, lebt sich's gänzlich ungeniert!“ wurde sexuelle Moral über Bord geworfen. Um Verhütung brauchte sich ja niemand zu kümmern, weder die Männer noch die Frauen. Dieser einschränkende, Angst machende Teil der Sexualität, der über Jahrhunderte Sexualität kontrolliert und kontrollierbar gemacht hat, fällt weg. Mit dem Aufkommen der Aidskrise wurde aus dieser Freiheit plötzlich eine gnadenlose Unfreiheit. Schwule verhüteten auf einmal den Tod, eine den Tod bringende Krankheit. Oder sie verschmolzen als Paar oder Gruppe im Teilen eines gemeinsamen Schicksals, des Lebens mit dem Virus oder der Krankheit – das Virus als symbolisches Kind, die Aidshilfen als Kindergärten, die

^m hier: Fortpflanzung

ⁿ bildhafte Übertragung

^o In „Das Unbehagen in der Kultur“ (1929) bemüht Freud, um die Fähigkeit der menschlichen Psyche zu illustrieren, auch widersprüchliche Erfahrungen – vor allem unbewusst – im Gedächtnis abzulegen, die Geschichte der Stadt Rom als Vergleich: Rom habe viele historische Perioden durchlebt, die jede für sich Relikte ihres ehemaligen physischen Erscheinungsbildes hinterließen. Während diese Relikte in reduziertem Zustand nebeneinander zu existieren vermöchten, wäre es für die entsprechenden einstmals intakten Bauten unmöglich, unversehrt miteinander zu bestehen, da sich viele an gleicher Stelle den Raum streitig machen müssten.

Identität spenden, der HIV-Infizierte als Kind und Elternteil zugleich in der erstarkenden Selbsthilfebewegung. Ich helfe und mir wird geholfen. Wir kümmern uns. Wie eine Familie. Die Anonymität hat ein Ende. Wir gehören zusammen. Wie Blutsverwandte werden wir gemeinsam sterben. Oder werden geheilt. Oder überleben. Wir sind unsere eigenen Kinder.

Damit kann heftiger Neid auf Heterosexuelle abgewehrt werden, denen das Schicksal die Möglichkeit geschenkt hat, Kinder zu zeugen, und die auch noch die Mehrheit der Menschen ausmachen. Der Neid wird tabuisiert, da der ewige Vergleich so schmerzt. Wir sind eine eigene kulturelle Minderheit. Homosexualität ist nicht nur ein anderes Begehren, sondern eine eigene Lebensform. Im Vorwort zu den „Rosa Seiten München“ (Ausgabe 2001), einem schwul-lesbischen Branchenbuch, habe ich einmal den Gipfel dieser Abgrenzung gefunden: Homosexuelle seien nicht nur eine sexuelle, sondern eine ethnische Minderheit, deren besondere kulturelle Lebensformen nicht akzeptiert würden. Als Abwehr dient die Projektion^p: Alle Aggression wird nach außen projiziert. Der Masochismus der Opferidentität – Passivität zu erleiden und auf der anderen Seite die Legitimation, sich zu wehren, also zu hassen, ohne schuldig zu werden – blüht.

Parallel zur Selbstentwertung als Minderheit wird die Lebensform der heterosexuellen Mehrheit pauschalisiert, generalisiert, entdifferenziert und abgewertet. Hier hat viel Theorie- und Ideologiebildung stattgefunden, etwa im Sinne einer heftigen Entwertung heterosexueller Frauen, die nur Kinder, Kirche und Küche in ihren Köpfen hätten (die Drag-Queen stellt das sexualisierte Anti-Klischee dieser inneren Imago^q dar). Für emanzipierte Frauen war die Lebensform Familie tabu: Reproduktion, Sicher- und Geborgenheit in einer mehr oder minder traditionellen Familienform wurden abgelehnt, allein der Wunsch danach wurde tabuisiert. Frauen, die diese Wünsche hatten oder gar lebten, wurden ausgegrenzt und als nicht zugehörig definiert. „Feminismus ist die Theorie, Lesbischsein die Praxis“: Dieser Leitsatz transportiert die Idee, man könne homosexuell werden bzw. sich willentlich entscheiden, es zu sein. Damit erschlug man zwei Fliegen mit einer Klappe und leugnete die Schicksalhafterkeit der sexuellen Orientierung: Nicht Triebchicksal macht uns hetero oder homo, sondern der freie Wille. Die bis heute unbeantwortete Frage nach der Genese^r der Homosexualität war damit „geklärt“: Ich denke, also bin ich. Männlicher Narzissmus^s in der Überhöhung der Ratio^t wurde kopiert, die Gratifikation^u durch Leistung und Geld wurde adaptiert^v und idealisiert.

p Übertragung (von Gefühlen, Vorstellungen) auf andere in der Weise, dass Wünsche, Erwartungen usw. dem anderen zugeschrieben werden

q ein im Unbewussten wirksames „Bild“ einer anderen Person, das Handlungen und Lebenseinstellungen bestimmen kann

r Entstehung, Entwicklung

s Verliebtsein in sich selbst

t Vernunft, Verstand

u Vergütung

v adaptieren = anpassen

Die Begriffe sich paaren, Babys machen, sich reproduzieren, sich in einem Generationenzyklus befinden, eine Großmutter, einen Großvater haben, Eltern haben, Eltern sein, Kinder bekommen, Enkel bekommen sind meiner Einschätzung nach Ausdruck tief menschlicher Bedürfnisse, die, werden sie in Frage gestellt, vielfältige Konflikte generieren^w, die alle darum ranken, mit diesem Verlust fertig zu werden. Songs wie „Verliebt, verlobt, verheiratet ...“ oder „Marmor, Stein und Eisen bricht, aber unsere Liebe nicht“ sind gerade bei Homosexuellen populär. Am Grunde des Herzens schlummert der Wunsch nach lebenslanger Bindung, nach traditionellen Verhältnissen, einer klaren Orientierung, einem Weg, der gut beschrieben ist. Die neue Gesetzeslage trägt dem Rechnung, erlaubt nun eine Art Heirat (noch ein Abziehbild), aber keine Fortpflanzung und Erweiterung zu einer richtigen Familie realer oder repräsentativer Art (Adoption).

Homosexualität und Ödipuskomplex

Trotzdem ist es wichtig, dass dieses Gesetz existiert, denn es stellt eine Humanisierung und Fortentwicklung unserer Gesellschaft dar. Das möchte ich mit einem Beispiel aus meiner kindernalytischen Praxis verdeutlichen: Eine kleine Patientin, fünfeinhalb Jahre alt und damit auf dem Höhepunkt des Ödipuskomplexes, fragte mich, ob sie denn ihre Kindergartenfreundin heiraten dürfe. Da das Gesetz damals noch nicht verabschiedet war, antwortete ich ihr, dass sie ihre Freundin in Dänemark heiraten könne und bei uns diese Möglichkeit gerade diskutiert werde. Das Mädchen reagierte erleichtert und erklärte mir, dass sie nun mit ihrer Freundin Dänemark spielen werde. Ich möchte damit zeigen, wie wichtig es für Kinder ist, den negativen Ödipuskomplex akzeptierend zu durchlaufen. Der Ödipuskomplex besteht ja nach Freud aus einem positiven und einem negativen Teil, was leider sogar unter Fachleuten nicht wirklich bekannt ist. Der positive Ödipuskomplex dreht sich um die Liebe zum gegengeschlechtlichen Elternteil, der negative um die zum gleichgeschlechtlichen.² Das heißt, jedes Kind, egal welchen Geschlechts, durchläuft eine intensive, alle Liebes- und Hassimpulse und daraus resultierenden Gefühle umfassende Beziehung zu beiden Elternteilen. „Der Ödipuskomplex umfasst nicht nur die Gesamtheit der kindlichen Liebes-, Hass- und Schuldgefühle gegenüber den Eltern, sondern er ist auch das Resultat interpersoneller und familiendynamischer Vorgänge, die sich zwischen Eltern und Kind ereignen und die das Aushandeln der Generationengrenze, die Anerkennung der kindlichen Psychosexualität bei gleichzeitiger allmählicher Ablösung der erotischen Bindungen an die Eltern, die Durcharbeitung aggressiv-rivalisierender und narzisstisch-ödipaler Ansprüche, aber auch immer wieder die Frage nach dem ei-

^w erzeugen

² Die Bezeichnungen „positiv“ und „negativ“ hat Freud wissenschaftlich neutral gemeint, im Sinne eines gegensätzlichen Vorzeichens (wie in der Mathematik), um den libidinösen Bezug, also den Verlauf der Triebenergie zum jeweils bedeutenden Liebesobjekt, kenntlich zu machen.

genen Ursprung (Urszene) und der Zeit davor betreffen“ (Mertens 2002, 514). Hat ein Kind heute das Glück, offene, freie und tolerante Eltern zu haben, die ihm die homosexuellen ödipalen Fantasien zu erlauben und positiv zu spiegeln vermögen, wird damit bei ihm der Grundstein wirklicher innerer Akzeptanz sowohl heterosexueller als auch homosexueller Lebensweisen gelegt. Denn dieses Kind wird als Erwachsener spüren, dass es die Möglichkeit zu beiden sexuellen Orientierungen in sich – seelisch und in der Fantasie – bereits vollzogen hat, auch wenn diese Szene mit allergrößter Wahrscheinlichkeit ins Unbewusste fallen wird, verdrängt, also bewusst vergessen ist. Das Lebenspartnerschaftsgesetz ermöglicht also die Integration des gesamten ödipalen Konfliktes mit all den Implikationen^x, die im Spiel und in der Fantasie erprobt werden können, ohne sofort als „verboten“ oder „unmöglich“ abgehakt zu werden – zumindest ein kleiner Fortschritt, auch wenn in vielen Familien wohl weiterhin noch die Tabuisierung der Homosexualität vorherrschen dürfte, sodass Kinder gar nicht erst auf die Idee kommen, solche Fragen zu stellen. Trotzdem befinden wir uns in einer Zeit der gesellschaftlichen Wende und in einem produktiven, wenn auch immer wieder durch Rückschläge gekennzeichneten Prozess.

Für uns erwachsene Homosexuelle sieht die innere Welt vermutlich in den meisten Fällen ganz anders aus. Der negative Ödipuskomplex – das gleichgeschlechtliche Elternteil zu heiraten, mit ihm „Babys zu machen“ und eine Familie zu gründen – durfte uns entweder gar nicht erst bewusst werden oder musste radikal abgetrauert oder abgespalten werden. Bei heterosexuellen Vätern, die ihre Bisexualität stark abwehren müssen und prähomosexuelle Söhne haben (also Jungen, die später homosexuell werden), kommt es sicher häufig vor, dass sie kaum Zugang zu deren und eigenen homosexuellen Wünschen haben und ihre Söhne dementsprechend kränken und zurückweisen. In der psychotherapeutischen Behandlung schwuler Männer spielt diese tiefe primäre Verletzung eine große Rolle; die vielen Trennungen oder gar die Unmöglichkeit, jemals eine längere Beziehung zu leben, mögen diese Kränkung, diese unerwiderte Liebe repräsentieren. Und geistert nicht in all unseren Hirnen und Herzen, ganz hinten in irgendeinem finsternen Eckchen, auch der Gedanke umher, dass eine Mann-Mann-Beziehung doch sowieso nicht funktionieren kann und eine Frau-Frau-Beziehung eigentlich nie das Richtige ist? Dass die Liebe für Mann und Frau geschaffen wurde und Mann und Frau für die Liebe? Auch wenn dies als Heterosexismus „enttarnt“ und beschrieben und als Homophobie definiert ist, wird es für uns als sexuelle Minderheit ohne vollständige Integration in die Gesellschaft schwer sein, diese Gedanken und Fantasien bewusst zu machen und damit zu entgiften – doch wir sind auf dem Weg.

Ich vermute, dass der lesbische Ödipuskomplex noch stärker tabuisiert wird. Zwischen Mutter und Tochter erotische, gar sexuelle Gefühle wahrzunehmen

^x Einbeziehungen; Folgen

und sie nicht zu entwerten oder zu tabuisieren, scheint mir immer noch selten vorzukommen, wenn nicht unmöglich zu sein. Zudem erscheint mir das lesbische Inzesttabu stärker als das schwule. Dass Männer mit Männern Sex haben, wurde immer sanktioniert und immer schon („seit den alten Griechen“) und überall in gesellschaftlichen Nischen praktiziert. Ob hingegen Sappho, die leidenschaftliche Liebesgedichte an ihre Schülerinnen schrieb und der lesbischen Liebe durch ihren Geburtsort den Namen gegeben hat, mit ihren Schülerinnen Sex hatte, bleibt in unseren Köpfen und auch in der Vorstellung dieser Zeit offen. Stattdessen wird diese Geschichte unter den Stichworten „pädagogischer Eros“^y und „mütterlich-zärtliche Zugewandtheit“ subsumiert^z. Alles wirkt so zärtlich, alles scheint so asexuell, und so wird das Klischee des Blümchensexes zwischen Frauen genährt und perpetuiert^{aa}. Wie schwer es doch ist, leidenschaftliche Sexualität zwischen Frauen zu imaginieren... der fantasierte Inzest zwischen Tochter und Mutter wird im Weichzeichner von David Hamilton aufgelöst.

Beide negativen ödipalen Szenarien sind stärker tabuisiert als der heterosexuelle Inzest. Im Rahmen der Diskussion über sexuellen Missbrauch wird seit 20 Jahren öffentlich der Inzest zwischen Vater(-Repräsentanten) und Töchtern verhandelt. Ob Lolita und die Debatte über die Kindfrau, ob der Nachbar, Onkel, Sportlehrer (oder eine andere Vaterfigur), der ein Mädchen missbraucht – die Medien sind voll von Variationen des Inzestthemas. Sehr viel seltener sind offene sexuelle Übergriffe von Müttern auf ihre Söhne, Lehrerinnen auf Schülerinnen usw. Der weiblichen Sexualität wird die Aggressivität abgesprochen, und in Kriminalstatistiken tauchen Frauen bei allen Delikten auch erheblich seltener auf. Sexualität und Gewalt scheint bis heute ein Männer-Thema zu sein, ob homo- oder heterosexuell. Einerseits mag es „Glück“ oder „gutes Schicksal“ sein, dass Frauen mit weniger offener Aggressivität ausgestattet und/oder sozialisiert werden. Andererseits trägt dies zur Unterdrückung weiblicher Leidenschaft und lesbischer Liebe bei, denn wozu diese Liebe ernst nehmen, wenn man sie doch nicht fürchten muss?

Zurück zum negativen Ödipuskomplex und zu erwachsenen lesbischen Frauen. In analytischen Behandlungen kann häufig rekonstruiert werden, dass die sexuelle Entwicklung offenbar durch die Ablehnung oder das Ignorieren der auf die Mutter gerichteten homosexuellen Wünsche des Mädchens beeinträchtigt war. Liebevoll-zärtliche Kontakte zwischen Mutter und Tochter sind möglich, solange sie nicht eine zu eindeutig erotische oder zu stark leidenschaftliche Komponente annehmen. (Darf sich z. B. eine Mutter mit ihrer Tochter in einer wilden Rauferei am Boden wälzen, dürfen sich die beiden dabei kitzeln, ganz rot im Gesicht und glücklich und laut und frei dabei sein, ohne Angst, sich zu verletzen oder

^y Eros ist der griechische Gott der Liebe; das Wort bezeichnet darüber hinaus die ästhetisch-sinnliche Anziehung, in der Pädagogik eine geistig-seelische Liebe zwischen Schüler und Lehrer, in der Philosophie den Drang nach/die Lust an Erkenntnis und schöpferischer geistiger Tätigkeit.

^z ein-, untergeordnet

^{aa} fortgeführt

Grenzen der guten Erziehung zu überschreiten? Das ist doch eher der Bereich der Väter...) Die Eifersucht der Tochter auf den Vater und das Rivalisieren mit diesem wird von den Müttern nicht ernst genommen. Fast schon klassisch ist die Mutter-Tochter-Konstellation, in der sich die Mutter jämmerlich und immer wieder bei der Tochter über den ruppigen, uneinfühlbaren, unkommunikativen Vater beschwert, die Tochter parentifiziert^{bb}, sie im negativen Ödipuskomplex einen Triumph über den Vater erahnen lässt (Du bist mir doch die bessere Gesprächspartnerin, Partnerin, Geliebte), um sich bei der nächsten Gelegenheit mit dem Vater „zu versöhnen“, d. h. mit ihm hinter der Schlafzimmertür zu verschwinden (natürlich nur auf dessen Weisung und um dessen „schlimme“ Triebe gezwungenermaßen zu befriedigen). Wie sollen Frauen mit solchen Szenen in ihrer Biografie jemals lernen, für ihre Sexualität Verantwortung zu übernehmen? Prähomosexuelle Mädchen (also Mädchen, die ihre Mutter mehr begehren als ihren Vater und dies auf verschiedene Weisen ausdrücken) treffen in ihrer ödipalen Phase, in der Genitalität erstmals wichtig und zentral wird, auf Orte der Verdrängung und des Schweigens. Sie hatten bisher nicht einmal einen äußeren Rahmen (außer den desexualisierten mütterlichen, also die pflegerische Liebe zur eigenen Puppe), in dem sie diese Gefühle und Strebungen wiedererkennen und einordnen konnten. Die geringe sexuelle Aktivität lesbischer Frauen könnte damit zu tun haben, dass es zwischen Mutter und Tochter keinen Sex, sondern nur Fürsorge gibt. Und wenn die Fürsorge zu gering wird, werden die Beziehungen in Frage gestellt. Denn was lässt uns aneinander festhalten, wenn nicht das Sich-um-einander-Kümmern und Sich-Verstehen? Männer würden gar nicht auf die Idee kommen, solche symbiotischen^{cc} Über-Ansprüche aneinander zu stellen, es sei denn, bei ihnen liegt eine Mutter-Übertragung vor. Auf der anderen Seite stabilisiert mütterliche Liebe auch Bindung und macht langjährige, auch lebenslange lesbische und schwule Partnerschaften möglich.

Penisneid und Gebärneid

Die ödipale Phase stimuliert darüber hinaus einen weiteren tiefen inneren Konflikt, wird doch die endgültige Anerkennung der eigenen Eingeschlechtlichkeit und damit der Existenz eines Gegengeschlechts gefordert. Vorbei mit der in Gedanken und in vielen Mythen ausformulierten Fantasie, beides – Mann und Frau – zu sein. Eng verbunden damit sind die Fragen nach dem eigenen Körper, nach dem eigenen Genitale^{dd}, nach dem Penis und dem Penisneid^{ee}, nach der Vagina

bb hier: in die Rolle eines Elternteils drängt

cc symbiotisch = in Symbiose lebend; ursprünglich: Zusammenleben von Lebewesen unterschiedlicher Art zu gegenseitigem Nutzen, übertragen: enge Bindung/Abhängigkeit

dd männliches oder weibliches Geschlechtsorgan

ee nach Freud ein Erlebnis bei Mädchen, die sich durch das Fehlen des männlichen Gliedes benachteiligt fühlen; der Penisneid münde entweder in den „Wunsch nach einem Penis in sich selbst (hauptsächlich in Form eines Kinderwunsches)“ oder den „Wunsch nach dem Genuss des Penis beim Koitus“

und dem Gebärneid^{ff}. Kinder vor der ödipalen Phase unterscheiden nicht zwischen Lust, Sexualität und Babymachen. Das heißt, Sex bedeutet immer „Babys machen“. Kinder sagen: „Ich spiel jetzt Mama und Papa“ und meinen damit alles, die Liebe, die Geborgenheit einer Familie, Sexualität und Reproduktion. Bei Kindern in der ödipalen Phase sollte eine Differenzierung der Lustorgane (beim Durchlaufen der anderen sexuellen Phasen) bereits geschehen sein und die Entdeckung und Zentrierung der sexuellen Impulse auf das Genitale vollzogen werden, nicht ohne eine Integrierung der Partialtriebe „unter dem Primat^{gg} der Genitalität“ (Freud). Diese für unsere Ohren altmodische Formulierung meint nichts anderes, als dass im erwachsenen Liebesakt das Genitale zentral für den Lustgewinn ist, wobei aber auch orale, urethrale^{hh} und anale Komponenten (kurz: der ganze Körper!) eine luststeigernde und ins Liebesspiel integrierte Rolle spielen. Ergo ist nicht die Missionarsstellung, ist nicht der Koitus der einzig reife Liebesakt. Darüber ist die Psychoanalyse nun doch hinaus! Diese Vorstellung sagt eher etwas über das gesellschaftliche Klischee von „normaler Sexualität“ um die Jahrhundertwende aus, also der Zeit, in der Freud lebte und die natürlich sein Denken beeinflusste.

160

Zurück zu den lesbischen Mädchen und schwulen Jungen: Sie müssen sich damit auseinandersetzen, dass sie mit dem gleichgeschlechtlichen Partner keine Babys machen können. Das heißt, der Penisneid und der Gebärneid sind verschärft. Ein heterosexueller Mensch hat die Möglichkeit, sich in der Fantasie der Zeugung der Genitalien des Partners oder der Partnerin zu bemächtigen, sie zu teilen, an ihnen teilzuhaben. Der geliebte und begehrte Partner besitzt das andere Geschlecht, das man selbst nicht ist. Die Fantasie der Verschmelzung, die sowohl seelisch als auch körperlich vollzogen werden kann, kann ein Trost sein für die „Halbheit“ des Menschen, die in diesem Moment aufgehoben scheint. In dieser Verschmelzung kann ein gemeinsames Produkt, das Kind, gezeugt werden. Viele Menschen erleben das als Wunder, trotz der Entmythologisierung durch die moderne medizinische Wissenschaft. Dieses Kind stellt auch eine genetische Verschmelzung der beiden Erbanlagen dar, kann damit narzisstisch hoch besetzt werden und darüber hinwegtrösten, dass der Mensch sich als getrennt erlebt und getrennt ist – von den eigenen Eltern, vor allem der eigenen Mutter, von den Mitmenschen, aber auch vom anderen Geschlecht. Die Einsamkeit kann in diesen Momenten aufgehoben werden. Eine Zelle des eigenen Körpers wird in die Ewigkeit geschickt: eine kleine Überwindung des individuellen Todes.

Bei Homosexuellen ist das nicht so. Voraussetzung für die Generativität ist in ihrem Fall die Fähigkeit zur Triangulierungⁱⁱ mit einem oder etwas Fremdem – in

ff Der Begriff stammt nicht von Freud; der Gebärneid besteht (in Anlehnung an den Penisneid) darin, dass der Mann niemals neues Leben gebären kann und darunter sein Leben lang leidet.

gg Vorrang, bevorzugte Stellung

hh zur Harnröhre gehörende, sie betreffende

ii hier: Auflösung/Erweiterung der Zweiergemeinschaft durch Einbeziehung eines Dritten, wodurch sich eine „Dreieckskonstellation“ ergibt

Dritter muss hineingenommen werden in die Zweierbeziehung. Gesellschaftlich (stärker als individuell) ist Sexualität zur Lustbefriedigung der Exklusivität der Zweierbeziehung entrissen worden – man teilt nicht mehr ein ganzes Leben miteinander, sondern hat Lebensabschnittsgefährten. Die Generativität jedoch scheint – trotz der vielen Kinder anderer Väter beispielsweise in so genannten Patchwork-Familien – immer noch stark mit der Intimität der Zweierbeziehung verbunden zu sein: Zwei Menschen machen miteinander ein Kind. So brüchig die Familie real geworden ist, so sehr bleibt sie in der Fantasie der Hort von Geborgenheit, Sicherheit und Heimat in einer sich rasch wandelnden Welt. Die biologische Verschmelzung im Sinne einer genetischen Verschmelzung zweier Individuen können Schwule und Lesben aber niemals herstellen, sie muss daher in sublimierter^{jj} Weise in der Fantasie erlebt werden – gerade lesbische Frauen entwickeln hier z.T. hohe Kreativität. Lesbische Frauen wie schwule Männer zeugen aber auch Kinder in heterosexuellen Beziehungen, um später offen lesbisch und schwul zu leben.

Abwehr und Entwertung des Kinderwunsches

Die inneren Bedingungen, die sich in den verschiedenen Lebensläufen äußern, sind von der individuellen Biografie, der einzelnen Abwehrkonstellation und der Persönlichkeitsstruktur abhängig. Ich möchte mich im Folgenden auf einige Abwehrmaßnahmen konzentrieren, die der „Generation vor dem Lebenspartnerschaftsgesetz“ geholfen haben, mit ihrer prekären Situation fertig zu werden. So wird der Kinderwunsch häufig nach dem Motto „Die Trauben sind mir zu hoch, also will ich sie gar nicht haben“ verneint, das Leben mit Kind oft auch als spießige, überkommene, biologistische und heterosexuelle Lebensweise betrachtet, die keinerlei Vorteile oder persönlichen Gewinn und Sinn abwerfen kann, als „Hölle auf Erden“ – die Wahrnehmung ist dabei ganz auf die negativen Seiten des Lebens mit Kindern fixiert. Der Narzissmus kann sich regressiv^{kk} behaupten, indem die finanzielle Potenz zweier Einzelpersonen nicht geteilt, sondern für sich selbst genutzt wird – man bleibt ewig selbst ein Kind.

Lesbische Frauen, die ihre sexuelle Genitalität hoch besetzen und das weibliche Genitale und dessen lustbringende Funktionen wie einen Phallus erleben, fantasieren Schwangerschaft und Geburt wie eine Kastrationsdrohung, die die Zerstörung der sexuellen Funktionen zur Folge haben könnte. Die Zerstörung des lesbischen Körpers – „Ich bin keine Hetera, also bekomme ich keine Kinder; hätte ich einen Kinderwunsch, wäre ich nicht lesbisch“ –, des sportlichen, virilen^{ll}, knabenhaften Körpers und der nur so begehrenswerten Figur durch Schwanger-

^{jj} sublimieren = einen (unbefriedigten, z. B. Geschlechts-)Trieb in kulturelle, künstlerische oder ähnliche Leistungen umsetzen

^{kk} auf einer Regression (hier: Zurückfallen auf frühere, kindliche Stufen der Triebvorgänge) beruhend

^{ll} hier: charakteristische männliche Züge oder Eigenschaften aufweisenden

schaft und Geburt wird als Katastrophe erlebt. Kulminiert^{mm} zeigen sich diese Phänomene in der tiefen Ablehnung der Menstruation bis zur Verleugnung der Menopauseⁿⁿ und der Vorstellung, dass bei der Geburt das weibliche Genitale als sexuelle Lustquelle zerstört werden könnte. Die lesbische Identität scheint an die Fetischisierung der Klitoris (und Vagina) im Sinne eines Phallus (oder Empfängers eines Dildos) fixiert. Damit wird die Konkurrenz zu heterosexuellen Frauen verleugnet. Die Entwertung der „klassischen weiblichen Rolle“ – womit der Exhibitionismus heterosexueller Frauen gemeint ist, wenn diese um Männer als Sexualpartner werben – scheint ein kollektiver Abwehrvorgang zu sein, der die lesbische Szene gespalten hat – man musste hohe Schuhe, Miniröcke und tiefe Ausschnitte ablehnen, sonst war man keine Lesbe. Die Rollenstereotype^{oo} „Femme“^{pp} und „Butch“^{qq} versuchen zwar den beiden Geschlechtsrollen gerecht zu werden, die in die Szene und in die einzelne Frau importiert werden. Dumm nur, dass das eigene Begehren auch bei den Lesben nicht „politisch korrekt“ verlief. Wie viele Tränen wurden nicht um eine sich klassisch-feminin verhaltende Frau vergossen, die man beehrte, aber nicht kriegen konnte (Catherine Deneuve...). Welch ein Dilemma, eine solche Frau als Rollenvorbild völlig abzulehnen, aber heftigst zu begehren. Und wieder die idealisierte Mutter, die den schönen Liebhaber und Prinzen, den idealen Vater der kleinen Tochter vorzieht.

162

Für homosexuelle Männer ist mit ihrem Kinderwunsch eine womöglich deutlich heftigere Ohnmachtserfahrung verbunden. Abgesehen einmal davon, dass sie stärker wohl als heterosexuelle Männer mit dem Gebärneid konfrontiert werden, also der Tatsache, dass sie in ihrem Körper kein Kind austragen können, müssen sie ihren Kinderwunsch auch sehr viel stärker abwehren, da sie an dieser Stelle am schmerzhaftesten von Frauen abhängig sind und damit auch von den inneren unbewussten mütterlichen Introjekten^{rr} und deren Bedeutung. Außerdem wird die Konkurrenz zu heterosexuellen Männern, die Frauen begehren und mit ihnen eine Familie gründen und leben können, schmerzhaft bewusst und spürbar. Und nicht zuletzt: Dass ein Kind von zwei Müttern erzogen wird, wie dies bei Lesben der Fall wäre, findet breitere gesellschaftliche Akzeptanz, als ein Kind ohne Mutter nur mit Vätern groß werden zu lassen. Ein Kind ohne Vater ist zwar schlimm, aber es gibt viele allein erziehende Mütter. Ein Kind ohne Mutter? Unvorstellbar. (Dazu, dass Väter genauso gute Mütter sein können, gibt es bisher nur wenig Forschungsergebnisse, und dieses Modell ist auch in unserer patriarchal strukturierten Gesellschaft – trotz neuer Gesetzgebung bezüglich der Vaterschaft in Scheidungsfällen und der Erleichterung des gemeinsamen Sorgerechts – noch kaum erprobt worden; leider wohl auch mangels Mutes und Innovationskraft der Männer.)

mm kulminieren = den Gipfel-/Höhepunkt erreichen (ursprünglich kommt der Begriff aus der Astronomie)

nn das Aufhören der Monatsblutung in den Wechseljahren

oo Stereotyp = verallgemeinerndes Urteil, Vorurteil; häufig wiederholte Äußerung, Bewegung

pp betont weiblich auftretende Lesbe

qq betont „männlich“ auftretende Lesbe

rr Gegenstände/Ergebnisse der Introjektion

Kinderwunsch, Autonomie und Identität

Mit der Schwangerschaft tritt etwas Urweibliches, das den ganzen Körper und die soziale Rolle verändert, in ein Frauen- und Lesbenleben. Wie oben dargestellt wird dadurch eine spezifisch lesbische Vorstellung, was schön und begehrenswert ist, und damit die lesbische Identität, die im und am Körper verankert zu sein scheint, in Frage gestellt. Hierbei geht es auch um Autonomie, deren psychische Besetzung laut Morgenthaler (1987) eine besondere Bedeutung für die homosexuelle Identität hat: Er sieht in der Besetzung des eigenen weiblichen Körpers aus dem lesbischen Begehren heraus und in der hohen Besetzung von Autonomie eine Bewegung weg vom anderen, fremden Körper (dem Vater-Männer-Körper). Ich möchte dies erweitern um den Faktor der (in der eigenen Familie vermittelten) gesellschaftlichen Diskriminierung, die eine tief erlebte Ohnmacht gegenüber, Abhängigkeit von und Angst vor den Objekten bedingt. Die Ablösung von Werten und Regeln, die Auseinandersetzung mit dem eigenen Über-Ich^{ss} und Ich-Ideal und den elterlichen Über-Ich- und Ich-Ideal-Inhalten muss radikaler sein, um die eigene Identität und Lebensform zu finden. Dadurch verlaufen Pubertät und Adoleszenz^{tt} krisenhafter; eine größere Distanz zur Lebensform der vorherigen Generationen muss geschaffen und gehalten werden, wozu viel Mut und damit Autonomie und erhöhtes Selbstvertrauen nötig sind, nämlich Vertrauen in die eigenen Gefühle und Werte (trotz aller Angriffe von außen und dem Wunsch, sich anzupassen und dazuzugehören). In der Schwangerschaft nun, die (in den meisten Fällen) im Kreißaal endet und eine große Abhängigkeit von helfenden Personen und der gebärenden Funktionen des eigenen Körpers und der Seele bedeutet, muss diese Autonomie aufgegeben werden, und auch der autonome Lebensentwurf wird durch ein Kind in Frage gestellt. (Das „Trieb-Schicksal“, lesbisch zu sein, kann hier allerdings auch einen Gewinn bedeuten, insofern diese „Lebensaufgabe“ auch eine besondere Flexibilität, Stabilität und Reife der Persönlichkeit hervorbringen kann. Hier läge ein weiteres Feld für schwul-lesbische Studien: Welches sind die Faktoren, die einen Menschen stark machen, Krisen und existentielle Lebensaufgaben erfolgreich zu bewältigen?)

Lesben und Schwule müssen sich die Frage stellen, wozu Sex denn nun gut sei, wenn nicht zum Kinderkriegen (das trifft, wenngleich in geringerem Maße, auch für Heterosexuelle zu, da die Sexualität durch die Pille weitgehend vom Reproduktionszwang befreit ist). Dient Sex allein der Triebabfuhr und Lustbefriedigung (vgl. Postman 2002)? Steht Sexualität für sich, oder hilft sie, uns aneinander zu binden? Der Gedanke, dass miteinander Sex zu haben Teil der Exklusivität einer intimen Partnerschaft ist, scheint überholt – Schwule neigen dazu, ihr Leben zu

ss durch Erziehung und Vorbild entstandene Instanz des Bewusstseins, die alle Regungen kontrolliert und Angst und Schuldgefühle hervorruft

tt Jugendalter, Zeit nach der Pubertät bis zum 20. Lebensjahr

sexualisieren und die Promiskuität zu feiern, Lesben genau im Gegenteil dazu, ihr Leben zu desexualisieren und wenig Sex in ihren Paarbeziehungen zu haben. Paare und Familien werden wohl auch anders gemacht.

Durch Slogans wie „We are family“ oder Begriffe wie „community“ kann die Szene zum Freundeskreis und zur Familie umdefiniert werden, doch bedarf es dazu angesichts der Heterogenität^{uu} der Szene einiger Abgrenzungs- und Ausschluss-, aber auch Integrationsmechanismen. Einerseits wird die eigene Untergruppe idealisiert („Zu denen gehöre ich“), die andere entwertet („Die gefallen mir gar nicht“). Andererseits werden eigene – gerade auch von der schwul-lesbischen Szene selbst als „homophobe Anteile“ bezeichnete – Entwertungsmechanismen, je länger man die Szene kennt und je weniger sie einen ängstigt, relativiert: Tanten dürfen auch „richtige Männer“ sein, der „Durchschnittsmann“ kann neben dem männlichen schwulen Kerl, der machohaft als der männlichste Hetero auftritt, existieren. Die feminine Lesbe bekommt Existenzberechtigung und wird gerade in der jüngeren Generation als „normaler“ und nicht mehr identitätsbedrohend erlebt, die androgyne Lesbe (ehemals als „kesser Vater“ bezeichnet) wird heute als „Drag King“ stilisiert und bewundert. Innerhalb der Szene gibt es, genauso wie in der Gesamtgesellschaft, einen Trend hin zu mehr Toleranz und Divergenz. Wir sind in Bewegung.

164

Kinder zu haben bedeutet im Allgemeinen die Abgabe von Autonomie, die sich Schwule und Lesben in der Gesellschaft mühsam errungen haben. Man muss ein großes Stück persönliche Freiheit aufgeben, Verantwortung übernehmen für ein Wesen, das viele Jahre in starker Abhängigkeit zu den Eltern steht. Homosexuelle Menschen müssen sich also von der eigenen Kindheit so weit losgelöst haben, dass sie bewusst bereit sind, elterliche Funktionen zu übernehmen. Dies bedeutet Abschied von eigenen kindlichen Bedürfnissen, sicher auch Abschied von einer Opfermentalität (jenseits der realen Traumata), welche die schwul-lesbische Szene lange Jahre zusammengehalten und getragen hat. Auf einer tieferen und sehr persönlichen Ebene muss die Auseinandersetzung mit den eigenen Eltern geführt worden sein. So mancher Kinderwunsch wurde vielleicht auch verleugnet, um ihnen aus innerer Opposition nicht den Wunsch nach Enkeln zu erfüllen, sondern ihnen die narzisstische Kränkung des eigenen konflikthaften Coming-outs zurückzugeben und Rache zu üben. Schärfer als bei heterosexuellen ist bei homosexuellen Eltern auch der Wunsch, anders zu sein als die Eltern; die eigene Elternschaft muss stärker idealisiert werden, da man seinen Kindern niemals eine so heftige Kränkung wie die selbst erlebte Diskriminierung durch die eigene Familie antun möchte.

Auch das Thema „Schuld“ zeigt sich in neuem Gewand. Lesben und Schwulen ist es immer leicht gefallen, die Gesellschaft, die Eltern, politische Autoritäten – also Elternrepräsentanten – zu beschuldigen. Selbstverständlich gibt es gute

Gründe für politische Kritik an konservativen gesellschaftlichen Kräften, doch wurde und wird diese häufig überstrapaziert. Die infantile^{vv} Fixierung, zu klagen und andere bis weit über die Adoleszenz und das frühe Erwachsenenalter hinaus für das eigene Unglück verantwortlich zu machen, scheint gerade bei politisch aktiven Lesben und Schwulen hartnäckig. Aktuell scheint jedoch eine Wende zu mehr Selbstkritik in Sicht zu sein, die mit der gesellschaftlichen Akzeptanz einhergeht. In dem Moment, wo es selbstverständlicher wird, dass Lesben und Schwule Kinder haben und großziehen, wird der in der eigenen Erziehung verinnerlichte Umgang mit Liebe und Hass in Bezug auf die nächste Generation lebendig. Die Möglichkeit, schuldig zu werden, an den eigenen Kindern schuldig zu werden, macht eine neuerliche Auseinandersetzung notwendig – dies bedeutet den endgültigen Abschied von der ewigen Jugend und die Konfrontation mit der Generationenfolge und der eigenen Endlichkeit.

Ausblick

Die meisten der schätzungsweise etwa 700.000 Kinder, die heute in Deutschland in homosexuellen Lebensgemeinschaften leben (Lähnemann 1997), werden von einem der Partner aus früheren Lebensphasen mitgebracht; bisher gibt es bei uns nur wenige Lesben und Schwule, die ihren Kinderwunsch auf andere Weise verwirklichen. Das liegt nicht zuletzt daran, dass Lesben und Schwule, bevor das Thema „Kinderwunsch“ öffentlich debattierbar wurde, kaum die Möglichkeit hatten, einen solchen bewusst zu erleben oder gar zu kommunizieren, es sei denn, sie legten vor ihrem Coming-out eine Familienphase ein und bekamen Kinder. (Interpretiert man das vor dem Hintergrund der von Freud angenommenen Bisexualität im Unbewussten, könnte man sagen, dass diese Menschen ihre latente Bisexualität dazu genutzt haben, um sich den Kinder- und Familienwunsch zu erfüllen.) Heute kann jede erdenkliche Kombination in Regenbogenfamilien erprobt werden. Lesbische Frauen suchen einen biologischen Vater, der schwul oder nicht schwul sein kann und ihnen Sperma spendet; wie weit dieser dann ein sozialer Vater sein kann, wird in den jeweiligen Einzelfällen miteinander geregelt. Schwule Pärchen suchen sich lesbische Pärchen, denen sie Samen spenden und die die Kinder dieser Männer austragen und diese dann mit oder ohne sie versorgen und großziehen. In den USA können schwule Männer in einigen Bundesstaaten am Leihmütterverfahren teilnehmen.

Für uns in der Bundesrepublik hört sich das noch nach Zukunftsmusik an. Noch bilden mutige Lesben und Schwule, die Kinder bekommen, eine Art Avantgarde. Doch sie werden die Vorbilder für die nächste homosexuelle Generation sein.

Literatur

Brill 2001

Brill, S.: The Queer Parent's Primer. A Lesbian and Gay Families' Guide to Navigating the Straight World. Oakland (CA): New Harbinger Publications 2001

Freud 1999

Freud, S.: Gesammelte Werke. Achtzehn Bände mit einem Nachtragsband. Frankfurt/Main: Fischer 1999

Lähnemann 1997

Lähnemann, L.: Lesben und Schwule mit Kindern – Kinder homosexueller Eltern. Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation, Nr. 16. Berlin: Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen der Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport 1997

Mertens/Waldvogel 2002

Mertens, W./Waldvogel, B.: Handbuch psychoanalytischer Fachbegriffe. Stuttgart: Kohlhammer 2002

Morgenthaler 1987

Morgenthaler, F.: Homosexualität. Heterosexualität. Perversion. Frankfurt/M.: Fischer 1987

Moor 1991

Moor, P.: Jürgen Bartsch: Opfer und Täter. Das Selbstbildnis eines Kindermörders. Hamburg: Rowohlt 1991

Postman 2002

Postman, N.: Wir amüsieren uns zu Tode. Hamburg: Rowohlt 2002

Blitzlicht: Wechseljahre *Irrungen und Wirrungen – auch für Lesben*

Antje Doll

Wechseljahre sind auch ein Thema für lesbisch lebende und liebende Frauen – und zwar nicht nur für diejenigen um die 50. Die Schweizer Psychologin Julia Onken (Onken 2001) z. B. versteht unter den Wechseljahren die sieben Jahre vor und die sieben Jahre nach der letzten Regelblutung. Wenn wir uns vergegenwärtigen, dass dieser Zeitraum insgesamt 14 Lebensjahre umfasst, wird deutlich, dass es um einen gewichtigen Prozess im Leben von Frauen gehen muss, dem allerdings allzu oft viel zu wenig Bedeutung beigemessen wird. Intensiv geforscht wurde zu diesem Thema vor allem in den 70er Jahren – damals passte das in die politische Stimmung. In jüngster Zeit stand die Hormontherapie bei gesunden Frauen im Mittelpunkt (vgl. Beckmann 2001); Aufsehen erregten hier vor allem die amerikanische Women's-Health-Initiative-Studie (WHI-Studie) und die britische „One-Million-Women“-Studie, die u.a. zeigten, dass verschiedene Hormonpräparate das Brustkrebsrisiko erhöhen.

Bei den Wechseljahren geht es aber um mehr als um hormonelle Veränderungen. Es geht auch um das – insbesondere von Frauen in unserer westlichen Gesell-

schaft befürchtete – „Dickwerden“. Ums Älterwerden. Und um mehr als das. Es geht um eine Schwellensituation in unserem Leben, die unter verschiedenen Aspekten (intrapsychisch, sozial- und kulturpsychologisch, ethnologisch usw.) äußerst spannend ist. So betritt manche Frau schon mit Mitte bis Ende 30 die Schwelle, andere erst mit etwa 50. Und während in unserem Kulturkreis 50–60 % der Frauen über Hitzewallungen klagen, tun dies nur etwa 10 % der in Asien lebenden Frauen – dort ist das Problem oft gar nicht bekannt. In Kulturen, in denen alte Menschen und Frauen größere Wertschätzung genießen, treten Wechseljahresbeschwerden so gut wie nicht auf bzw. werden nicht benannt. Eine mögliche Erklärung dafür ist die in manchen dieser Kulturen klarere Rollenverteilung, die Sicherheit bietet und so Individuationsprozesse^a weniger beschwerlich macht. In der westlichen Welt hingegen werden das Altwerden und die Veränderungen des Körpers tunlichst „vermieden“ bzw. versteckt, das vorherrschende Ideal des jugendlichen, sportlichen, schlanken, leistungsfähigen Körpers erschwert das Wahrnehmen und Akzeptieren des Älterwerdens und Sich-Veränderns deutlich, auch unabhängig von einer eventuell vorhandenen neurotischen^b Prädisposition^c. Die Wechseljahre bringen Abschieds- und Trauerprozesse mit sich; werden sie, anstatt sie durchzuarbeiten, zugunsten des Festhaltens an den Vorstellungen von „immer gleich bleibend fit, aktiv, dynamisch, schön“ unterdrückt, hat das psychische Folgen: Depressionen, Ängste, psychosomatische Störungen sind die häufigsten Probleme, die wir in psychotherapeutischen Praxen wahrnehmen können.

Interessant wäre es auch, zu erforschen, wie sich die Wechseljahre mit Symptomen wie Hautveränderungen, Knochenschmerzen, Haarausfall, Gewichtszunahme, Schwitzen, Hitzewallungen, Erschöpfungsgefühle, depressive Schübe, Unsicherheit, Angst- und Panikgefühle, Einschlaf- und Durchschlafschwierigkeiten, Veränderungen im Schmerzerleben oder Angst vor Trockenheit und/oder Trockenheit der Scheide auf die Sexualität der Frauen auswirken – und ob es hier Unterschiede zwischen heterosexuellen und lesbisch lebenden und liebenden Frauen gibt. Entwickeln z. B. lesbisch lebende Frauen, die lange Jahre – vielleicht sogar ein Leben lang – nicht mit der Pille verhüten, andere Begleiterscheinungen und Bewältigungsstrategien? Lässt sich die Vermutung erhärten, dass Lesben den Verlust ihrer Fruchtbarkeit weniger betrauern – und wenn ja, warum ist das so? Haben sie sich vielleicht viel eher schon mit dem Thema Reproduktion bzw. Kinderwunsch beschäftigt und von tradierten Vorstellungen oder individuellen Wünschen und Sehnsüchten verabschiedet? Erleben lesbisch lebende Frauen die Veränderungen in der Sexualität als weniger belastend? Verbinden sie mit dem

a Entwicklung der Einzelpersönlichkeit, Herausbildung der Besonderheiten, Eigenarten des Einzelmenschen

b Neurose: meist auf verdrängten seelischen Konflikten mit der Umwelt beruhende psychische Störung, auch mit körperlichen Symptomen einhergehend

c Anlage, Empfänglichkeit (für eine Krankheit/Störung)

Älterwerden und „Wechseln“ eher mehr Zeit, mehr Ruhe, mehr Geduld, eine andere Intensität, mehr Tiefe und Weite?

Weitgehend unerforscht ist auch die Frage, wie man Frauen dabei unterstützen kann, die Zeit des Wechsels zu bewältigen und als Chance und Bereicherung zu sehen. Lädt man Frauen zum Beispiel mittels einer einfachen Imaginationsübung dazu ein, den verschiedenen Frauen zu begegnen, die sie einmal waren, sind und sein werden, dann treten deutlich gute, positiv gestimmte Bilder von der älteren, weisen Frau auf. Wenn frau sich selbst neu sieht, wird ein Perspektivenwechsel möglich. Weniger kann mehr sein. Auch manche Unsicherheiten sind jetzt vorbei, die vordem so hemmend waren. Die eigene Endlichkeit wird bewusst, und frau lernt, sich im Sinne einer umfassenden Altersvorsorge um sich zu kümmern. Das Expandieren wird innerlicher, es taucht ein Wunsch nach Ruhe auf, der zu innerer Tiefe und Weite führt. Dazu ist anzumerken, dass die Lösung vom Diktat des Visuellen, des Schönheitsideals noch geübt sein will – nicht leicht in einer Zeit, in der immer mehr in Fitness und Bodybuilding investiert wird, um einem androgynen Körperideal zu entsprechen. Es gibt aber auch eine Freude und Neugier, die bereit dazu macht, an der Schaffung einer dem Alter und Älteren wohlwollenden Kultur mitzuwirken. Dann können wir besser für uns sorgen, ehrlicher zu uns selbst sein, Risiken besser einschätzen und achtsamer, sorgfältiger und geduldiger werden. Und dann kann unsere Assoziations- und Kombinationsfähigkeit zunehmen, kann sich unsere Sinnlichkeit differenzieren und intensivieren, und wir sind auf dem Weg, weise zu werden.

Literatur

Beckermann 2001

Beckermann, M.J.: Irrungen und Wirrungen. Evaluation epidemiologischer Studien zur Östrogen-Gestagen-Hormontherapie. In: *Schweizerisches Medizinisches Forum*, Nr. 5/2001

Cadura-Saf 1986

Cadura-Saf, D.: Das unsichtbare Geschlecht. Frauen, Wechseljahre, Älterwerden. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch-Verlag 1986

Daimler 2002

Daimler, R.: Lust auf 50. Frauen am Wendepunkt. München: Piper Malik 2002

Greer 1991

Greer, G.: Wechseljahre. Düsseldorf: Econ 1991

Jacobowitz 1995

Jacobowitz, R. S.: Menopause – na und? München: Heyne 1995

Kosack/Krasberg 2002

Kosack, G./Krasberg, U.: Regel-lose Frauen. Wechseljahre im Kulturvergleich. Königstein: Ulrike Helmer Verlag 2002

Lackinger Karger 1998

Lackinger Karger, I.: Besser durch die Wechseljahre. Selbstbewusst in die neue Lebensphase; Veränderungen positiv umsetzen. München: Gräfe und Unzer 1997

Mankowitz 1994

Mankowitz, A.: Auf neue Weise fruchtbar – Der seelische Prozess der Wechseljahre. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1994

Onken 2001

Onken, J.: Die Feuerzeichenfrau. Ein Bericht über die Wechseljahre. München: C. H. Beck 2000

Orlowsky 1997

Orlowsky, U.: Zur Konjunktur weiblicher Rollen- und Altersklischees. Ideologiekritische Studien. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlags-Gesellschaft 1997

Ruedt von Collenberg 1997

Ruedt von Collenberg, I.: Natürlich durch die Wechseljahre: Körperlich und seelisch aktiv bleiben. Beschwerden sanft und schnell lindern. München: Gräfe und Unzer 1997

Stucki Görsoy 1998

Stucki Görsoy, E.: Wechseljahre natürlich erleben. Neuhausen am Rheinfall: Urania-Verlag 1998

von Sydow 1994

von Sydow, K.: Ich find's schön, 70 zu sein – Alternserlebnisse 50- bis 91-jähriger Frauen. In: Fooker, I. (Hg.): *Alter(n) – Umbruch und Kontinuität. Akzentsetzungen von Wissenschaftlerinnen*. Essen: Die Blaue Eule 1994, 81–97

Über schwule Erwachsene, zum Fetisch Jugend und zur Midlife-Crisis bei schwulen Männern

Martin Dannecker

Vor geraumer Zeit haben Reimut Reiche und ich den schwulen Männern eine geradezu monströse Fetischisierung der Jugend bescheinigt. Das entsprechende Kapitel unserer Studie beginnt klar und unmissverständlich: „Nahezu auf das Jahr genau lässt sich bestimmen, wie lange für Homosexuelle die Lebensphase währt, während der sie sich zur Jugend zählen dürfen. Nach dem normativen Gefüge der homosexuellen Subkultur ist einer jung bis zum Alter von 30 Jahren. Danach wird er in eine kurze Vorbereitungsphase auf das nahende ‚Alter‘ entlassen. Diese Phase, in der er nicht mehr ‚jung‘ und noch nicht ‚alt‘ ist, dauert ungefähr 5 Jahre. Durchschnittlich mit 35 Jahren gehört er dann zu den ‚Alten‘“ (Dannecker/Reiche 1974, S. 123). Offenbar haben diese lapidaren Sätze, die keinen Zwischenbereich gelten lassen und die das Gesetz der Subkultur schonungslos bloßlegen, ein Gesetz, das keine Erwachsenen, sondern nur Junge und Alte kennt, bis heute nichts von ihrer Brisanz verloren. Jedenfalls läuft Hans-Georg Stümke in seinem 1998 er-

schienenen Buch über „Schwules Leben jenseits der Dreißig“ Sturm gegen die empirische und theoretische Basis der von uns herausgearbeiteten Fetischisierung der Jugend. Stümke versucht das ganze Kapitel über den „Fetisch Jugend“ im Nachhinein aus den Angeln zu heben. Offensichtlich ist für ihn das von uns Entdeckte so ungeheuerlich – Stümke hat, wie er schreibt, beim Wiederlesen dieser Passagen einen furchtbaren Schreck bekommen –, dass er die für ihn unerträgliche Entdeckung als Hirngespinnst der Entdecker begreifen muss.

Gewiss, für ältere Homosexuelle ist die von uns pointiert herausgearbeitete Fetischisierung der Jugend, der sie ebenso wie die Jungen selber verhaftet sind, nicht gerade erfreulich. Denn diese besagt, dass man auch nach 35 vornehmlich solche begehrt, die jünger sind, als man selbst ist, ohne jedoch für diese Objekt des Begehrens zu sein. Daran nämlich, am Begehren, am Verlangen haben wir die Fetischisierung der Jugend durch die schwulen Männer festgemacht. Gefragt hatten wir: „Wie alt sollten Ihre Sexualpartner möglichst sein?“, und dazu aufgefordert, das Mindestalter sowie das Höchstalter der bevorzugten sexuellen Objekte zu nennen. Es ging uns also um das Alter des erotisch-sexuellen Ideals und nicht um das Alter der tatsächlichen Sexualpartner. Herausgekommen ist dabei, dass nahezu drei Viertel der Befragten möglichst nur mit Männern Sex haben wollten, die nicht älter als 35 sind. Bemerkenswerter ist jedoch der Versuch ausgefallen, die Fetischisierung der Jungen durch ältere Männer zu überprüfen. Wir wollten damit u.a. klären, ob die Altersgruppe, der die Befragten selbst angehören, von diesen als ein sexuell attraktives Alter begriffen wird. Hätte sich das gezeigt, hätten wir zwar von einer Desexualisierung der jeweils Älteren sprechen können – etwa nach dem Motto: wirklich sexuell unattraktiv sind nur diejenigen, die älter sind, als man selber ist. Von einer eklatanten Fetischisierung der Jugend hätte bei einem solchen Resultat aber nicht die Rede sein können.

Die Probe aufs Exempel ließ eine solche Interpretation jedoch nicht zu. So ergab sich bei den 36- bis 40-jährigen folgendes Bild: 35 % von ihnen nannten als oberste Altersgrenze der von ihnen präferierten Sexualobjekte 30, bei weiteren 21 % sollten die Sexualpartner nicht älter als 35 sein, und etwa ein Viertel konnte sich immerhin noch Sexualpartner aus der eigenen Altersgruppe vorstellen. Lediglich von einem Fünftel wurde die von ihrem eigenen Lebensalter gesetzte Markierung überschritten. Dieses Fünftel wäre bereit, auch mit Männern über 40 Sex zu haben. Bei den über 40-jährigen zeigten sich ganz ähnliche Verhältnisse. Mit zunehmendem Lebensalter dehnt sich die Spanne der Alterspräferenz immer weiter aus, wobei das Alter um 40 allerdings eine nur schwer zu überwindende Barriere darstellt.

Was auf den ersten Blick wie eine teilweise Auflösung der Fetischisierung der Jugend in höherem Alter aussehen mag, ist aber nur der Niederschlag dessen, was sich der Fetisch im höheren Lebensalter von der Realität abmarkten lassen muss.

Das zeigte sich deutlich daran, dass die untere Altersgrenze der begehrten Sexualpartner auch bei zunehmendem Lebensalter relativ unbeweglich bleibt. So konnten sich beispielsweise fast 70 % der 41- bis 50-Jährigen auch Sexualpartner von 25 Jahren oder jünger vorstellen.

Nach diesem kurzen Durchgang durch das alte empirische Material, das angesichts der sich auch gesamtgesellschaftlich immer weiter durchsetzenden Tendenz, Jugend zu einem Standard des Begehrens zu machen, freilich kaum veraltet sein dürfte, kann ich jetzt zur begrifflichen Bestimmung der Fetischisierung der Jugend kommen. Als Älterer jüngere Männer als Sexualpartner zu präferieren bedeutet nicht unbedingt, dass man keinen Sex mit Männern der eigenen Altersgruppe hat. Fetischisierung der Jugend bedeutet auch keineswegs, dass Sex zwischen Männern über 35 nicht stattfinden würde. Im Hinblick auf die Sexualität bedeutet Fetischisierung von Jugend allerdings, dass das Merkmal Jugend oder zumindest der Schein von Jugend eine wichtige, ja fast unerlässliche Bedingung für das Begehren und folglich auch eine wichtige Bedingung befriedigender Sexualität ist. Die Fetischisierung der Jugend bezieht sich also darauf, was im sexuellen Bereich als schön, attraktiv und anziehend, kurzum als begehrenswert angesehen wird, und nicht auf den kruden sexuellen Akt. Das fetischisierte Objekt ist auch das Objekt, über das man narzisstisch auf- oder abgewertet werden kann. Deshalb sind für diejenigen, die in höherem Alter an der Fetischisierung der Jugend festhalten, die Zurückweisungen durch die von ihnen begehrten jugendlichen Objekte auch so kränkend. Nicht weniger kränkend ist unter solchen Bedingungen die Ausgrenzung aus weiten Teilen der vom Fetisch Jugend beherrschten homosexuellen Subkultur, weil sie nicht nur ein Verlust eines psychisch hochbesetzten Ortes, sondern auch eine Trennung von den sexuell präferierten jungen Männern bedeutet.

Nach der Einschätzung von Hans-Georg Stümke hat sich das normative Gefüge der homosexuellen Subkultur „seit 1969 beständig verändert, und zwar, was den hier interessierenden Zusammenhang betrifft, zugunsten der ‚Alten‘. Auch das schwule ‚Alter‘, die reifere Jugend (35 plus), hat mittlerweile seinen beständigen Platz in der Subkultur gefunden. Der quasi ‚monopolhafte‘ Charakter der jugenddominierten schwulen Bar ... existiert nicht mehr. Der mit der Reform des § 175 StGB einsetzende gesellschaftliche schwule Emanzipationsprozess hat die in der Tat altersfeindliche, dumpfe, beengte und vor allem auf die Bedürfnisse der jungen ‚Coming-out‘-Generation zugeschnittene Subkultur deutlich verändert“ (Stümke 1998, S. 12). Den neuen, beständigen Platz für die schwulen „Alten“ sieht Stümke übrigens in den Jeans- und Lederkneipen. In offenem Widerspruch zu der von ihm total abgelehnten „Theorie des Jugendfetischismus der Schwulen“ räumt Stümke ein, dass damals, als wir unsere Befragung durchführten, der „verbreitetste Bar-Typus“ hauptsächlich von Besuchern unter 35 Jahren bestimmt, mit an-

deren Worten jugenddominiert und altersfeindlich war. Für die Gegenwart will er das aber, dank der Segnungen des Schwulenemanzipation, nicht mehr gelten lassen.

Obwohl ich, ebenso wie Stümke, für die Gegenwart nicht mit empirischen Daten aufwarten kann, halte ich seine Einschätzung über die tief greifenden Veränderungen der schwulen Subkultur für Schönfärberei. Nach meiner und anderer Leute Alltagsempirie wird die Subkultur – also keineswegs nur die Bars und Diskotheken – nach wie vor von den Jungen und Schönen dominiert. Das schließt nicht aus, dass es auch für die nicht mehr ganz so Jungen und Schönen subkulturelle Nischen wie die Jeans- und Lederkneipen gibt. Allerdings geht es in diesen erst recht fetischistisch zu. Wahr ist freilich, dass die dort geltende Fetischisierung den Fetisch Jugend in den Hintergrund drängt. Wer sadomasochistische Sexualität präferiert, dem kommt es weniger auf das Alter der Partner an als vielmehr darauf, ob diese einen Fetisch präsentieren, der Macht und Gewalt symbolisiert.

Weil in der übrigen Subkultur sich jedoch nach wie vor alles um die Jugend dreht, kommt es bei älteren Homosexuellen geradezu gesetzmäßig zu Szenen wie in dem von mir konstruierten idealtypischen Fall. Hans, so will ich meinen Fallmann nennen, ist 43 Jahre alt und sieht nicht nur nach seiner Meinung, sondern auch nach der Meinung seiner Freunde gut und auch jünger aus, als er ist. Er sieht aber nicht nur jünger aus, er fühlt sich auch jung. Im vollen Bewusstsein seiner jugendlichen Erscheinung macht er sich während einer Reise am Wochenende auf den Weg in eine Schwulenbar. Er ist nicht unbedingt auf einen sexuellen Kontakt aus, unter bestimmten Bedingungen hätte er gegen einen One-Night-Stand jedoch nichts einzuwenden. Ein Flirt würde ihm aber durchaus genügen. Die Bar, die Hans betritt, ist fast ausschließlich von jungen Männern besucht. Das fällt ihm aber gar nicht auf. Auch kommt ihm die Bar keineswegs als von der Jugend dominiert vor. Das hängt damit zusammen, dass Hans sich selber als Teil der Jugend begreift. Er bestellt sich einen Drink und steht, da er niemanden kennt, geraume Zeit herum und betrachtet die anderen Gäste. An dem einen oder anderen von ihnen bleibt sein Blick mit Wohlgefallen haften. Es kommt von diesen aber kein Blick des Wohlgefallens zurück. Schließlich kommt er doch mit einem Mann ins Gespräch. Er schätzt diesen auf Ende Zwanzig, was für ihn aber keine Altersdifferenz markiert. Der junge Mann ist durchaus charmant und liebenswürdig. Nach einiger Zeit fällt Hans, dem der junge Mann immer besser gefällt, eine Asymmetrie in ihrer Interaktion auf. Während er sein Begehren realisiert, was seiner Beziehung zu dem Anderen ein besonders Aroma verleiht, hat er zunehmend den Eindruck, dass dieser sexuell von ihm nichts wissen möchte. Das Gespräch reißt, wie zu erwarten, dann auch ab.

Weil Hans nicht zu denen gehört, die gleich nach dem ersten misslungenen Versuch die Flinte ins Korn werfen, macht er an diesem Abend noch mehrere sol-

cher Versuche, was ihm auch nicht schwer fällt, denn er hält sich für attraktiv und begehrenswert. Aber alle diese Begegnungen laufen etwa in der gleichen Weise ab wie die erste. Er kann, so hat er das Gefühl, bei denjenigen, die er begehrenswert findet, an diesem Abend einfach nicht landen. Sein narzisstisches Gleichgewicht ist durch seinen wiederholten Misserfolg zwar schon etwas ins Wanken geraten. Noch aber steht er narzisstisch auf halbwegs festem Boden. Das verändert sich schlagartig, nachdem er bemerkt hat, dass „sein erster Versuch“ heftig mit einem jungen Mann flirtet, den Hans für etwa 25 hält. Daraufhin bezahlt er rasch und fährt ins Hotel. An diesem Abend fragt sich Hans, woran es denn gelegen haben könnte, dass er bei jenen, die er begehrenswert fand, nicht landen konnte. Schlagartig realisiert er, dass er in der Bar einer der ältesten Besucher war, und er begreift, dass er fraglos auf Jüngere steht, bei diesen aber offensichtlich nicht mehr ankommt. Hans befindet sich also in einem Konflikt.

Diesen Konflikt könnte man, da er ja keineswegs untypisch ist, als schwule Midlife-Crisis bezeichnen. Eine Krise, die wir Midlife-Crisis nennen, wird immer durch den plötzlichen oder allmählichen Verlust der inneren Überzeugung ausgelöst, es stünde einem die ganze Welt offen und man könne das, was man möchte, auch verwirklichen, weil man über die dazu notwendigen Mittel verfügt. Auf die Sexualität bezogen heißt das: Der schwulen Midlife-Crisis geht die Überzeugung voraus, für die, die man begehrt, auch begehrenswert zu sein. Durch einen äußeren Anstoß, wie zum Beispiel die von Hans erlebte mehrfache Zurückweisung, kann diese Überzeugung zusammenbrechen, wodurch der Riss zwischen dem eigenen Begehren und dem Begehren der Begehrten offenbar wird. Unabweisbar wird dadurch, dass man nicht mehr jung ist, obwohl man sich gerade noch, auch in dem Sinne, in dem Jungsein in der Subkultur gehandelt wird, für jung gehalten hat. Im Verlaufe einer solchen Krise kommt es bei nicht wenigen zu einer intensiven Beschäftigung mit dem eigenen Körper und mit den in diesen eingeschriebenen und vorher verleugneten Zeichen des Alterns. Der eigene Körper kann dadurch zu etwas so Problematischem werden, dass er ständig kritisch beobachtet werden muss. In Extremfällen kann es sogar zu einer Dissoziation von Körper und Selbst kommen, d. h., der Körper ist in das Selbstbild nicht mehr zu integrieren. Aber auch dann, wenn die Krise milder verläuft, wird man in ihr gewahr, dass der Körper ein „Eigenleben“ geführt und sich von den an ihm festgemachten Vorstellungen von Attraktivität und Schönheit sozusagen entfernt hat.

Ich will hier nicht auf die Aufgaben eingehen, die einem in dieser Krise gestellt sind, um den schmerzlich empfundenen Verlust der sexuellen Attraktivität zu bewältigen bzw. psychisch zu integrieren. Interessanter, weil wahrscheinlich gängiger, scheinen mir die Versuche der Abwehr des mit dem Verlust der sexuellen Attraktivität einhergehenden psychischen Schmerzes zu sein. Solchen Abwehrmaßnahmen kommt die Schönheitsindustrie, die aus der Fetischisierung der Ju-

gend gewaltiges Kapital schlägt, mit ihren vielfältigen Verlockungen gerne entgegen. Thomas Mann hat in seiner Novelle „Der Tod in Venedig“ die durch den Riss im Begehren ausgelöste Krise und den Versuch, diesen Riss mittels kosmetischer Maßnahmen zu überbrücken, eindringlich geschildert. Weil er das, worauf es mir an dieser Stelle ankommt, geradezu vollkommen ausdrückt, möchte ich die entsprechenden Passagen aus der Erzählung von Thomas Mann extensiv zitieren. Gustav Aschenbach, der sich vor Sehnsucht nach dem Jüngling Tadzio fast verzehrt, hat tiefe Zweifel, ob er, alt wie er ist, für diesen überhaupt ein Objekt des Begehrens sein kann: „Wie irgendein Liebender wünschte er, zu gefallen, und empfand bittere Angst, dass es nicht möglich sein möchte. Er fügte seinem Anzuge jugendlich aufheiternde Einzelheiten hinzu, er legte Edelsteine an und benutzte Parfums, er brauchte mehrmals am Tage viel Zeit für seine Toilette und kam geschmückt, erregt und gespannt zu Tische. Angesichts der süßen Jugend, die es ihm angetan, ekelte ihn sein alternder Leib; der Anblick seines grauen Haares, seiner scharfen Gesichtszüge stürzte ihn in Scham und Hoffnungslosigkeit“ (Mann 1971, S. 411).

Edelsteine würde heutzutage kein älterer Schwuler anlegen, der den jugendlichen Objekten seines Begehrens gefallen will. Er würde wahrscheinlich Springerstiefel anziehen und sich eine Baseballkappe besorgen. Aber so wie die Edelsteine, die funkeln und den Blick auf sich ziehen, von den körperlichen Zeichen des Alters ablenken, so sollen die Springerstiefel und die Baseballkappe die, denen man gefallen möchte, blenden. Die Blendung der anderen ist zugleich eine Selbstblendung, die über den Verlust der Jugend und der mit ihr verschmolzenen sexuellen Attraktivität hinweghelfen soll. Aber nicht immer reicht ein jugendliches Outfit aus, um die quälenden Zweifel, ob man überhaupt noch begehrenswert ist, zu beruhigen. Unter solchen Bedingungen kann es, wie bei Aschenbach, zu einem Herummodellieren am Körper selbst kommen. Aschenbach besuchte zu diesem Zwecke den Coiffeur seines Hotels, der sich als wahrer Meister seines Faches erweisen sollte: „Im Frisiermantel, unter den pflegenden Händen des Schwätzers im Stuhle zurückgelehnt, betrachtete er gequälten Blickes sein Spiegelbild. ‚Grau‘, sagte er mit verzerrtem Munde. ‚Ein wenig‘, antwortete der Mensch. ‚Nämlich durch Schuld einer kleinen Vernachlässigung, einer Indifferenz in äußerlichen Dingen, die bei bedeutenden Personen begreiflich ist, die man aber doch nicht unbedingt loben kann, und zwar umso weniger, als gerade solchen Personen Vorurteile in Sachen des Natürlichen oder Künstlichen wenig angemessen sind. Würde sich die Sittenstrenge gewisser Leute gegenüber der kosmetischen Kunst logischerweise auch auf ihre Zähne erstrecken, so würden sie nicht wenig Anstoß erregen. Schließlich sind wir so alt, wie unser Geist, unser Herz sich fühlen, und graues Haar bedeutet unter Umständen eine wirklichere Unwahrheit, als die verschmähte Korrektur bedeuten würde. In Ihrem Falle, mein Herr, hat man das Recht auf

seine natürliche Haarfarbe. Sie erlauben mir, Ihnen die Ihrige einfach zurückzugeben?“ (a.a.O., S. 411 f.). Aber damit nicht genug der Verjüngung. Es folgen noch weitere Prozeduren. Am Schluss der kosmetischen Behandlung erblickt Aschenbach im Spiegel einen „blühenden Jüngling“.

Die Geschichte endet, wie bekannt, tragisch. Und doch wird Aschenbachs Versuch, mittels kosmetischer Maßnahmen seine verlorene Jugend zurückzuholen, von Thomas Mann nicht denunziert. Stattdessen werden wir von Thomas Mann darüber belehrt, dass unsere Vorstellungen vom Natürlichen und Künstlichen, mit anderen Worten, unsere Vorstellungen vom adäquaten körperlichen Erscheinungsbild, ständig im Fluss sind. Der geschwätzig Friseur repräsentiert das dynamische Prinzip der Kultur, das alles, also auch das, was wir bei einem Mann als adäquat und das heißt als männlich ansehen, beständig umschreibt. Wer sich, weil ihm die Vorstellung, dass sich ein Mann der Schönheitsindustrie ausliefert, nicht behagt, zur Verteidigung dieser Vorstellung auf die Natur beruft, hat indes keinen festen Boden unter den Füßen. Hielten wir es wirklich mit der Natur und dem von ihr unaufhaltsam in Gang gesetzten Verfall der Körper, dann dürften wir uns auch keine falschen Zähne zulegen. Inzwischen aber finden wir falsche Zähne so selbstverständlich, um nicht zu sagen natürlich, dass wir uns beim Anblick von jemandem mit Zahnlücken sofort fragen, warum diese Person ihre Zähne nicht richten lässt. Selbstverständlich wissen wir, wenn wir uns mittels kosmetischer Maßnahmen und mit Kleidungstricks gegen das Altern stemmen, dass sich dieses nicht wirklich aufhalten lässt. Und auch Aschenbach weiß, dass der blühende Jüngling, den er nach den an ihm vollzogenen kosmetischen Prozeduren im Spiegel erblickte, falsch ist. Was aber ist ein falscher Jüngling? Ein falscher Jüngling ist ein älterer Mann, der so scheint, als ob er jung ist. Dieser Schein ist freilich nicht einfach nichts. Er ist vielmehr durchaus real.

Wie kommen wir eigentlich dazu, jemanden, dessen Alter wir nicht kennen, als jung einzustufen? Wir können das, weil Jugend nicht etwas bloß Biologisches, sondern vor allem ein Zeichensystem ist, das wir dechiffrieren. Körperliche Zeichen der Jugend sind, um nur einige zu nennen, volles, farbiges Haar, eine glatte Haut, glänzende Augen und ein strammer Körper. Eine analoge, von uns entschlüsselbare Zeichensprache enthält auch die Kleidermode. Und genau an diesen Zeichen setzt die Schönheitsindustrie mit ihren Versprechungen an, das Altern aufzuhalten. Sie übertüncht oder entfernt sogar, wie bei der kosmetischen Chirurgie, die Zeichen des Alters und ersetzt sie durch die Zeichen der Jugend. Auch wenn es der Schönheitsindustrie mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln bislang nicht vollständig gelingt, die Zeichen des Alters zu tilgen, so gelingt es ihr doch, diese so weit in den Hintergrund zu drängen, dass wir von den „kosmetischen Resultaten“ geblendet werden. Gewiss, die Fetischisierung der Jugend verlagert von den Älteren, sich an das Erscheinungsbild der Jugend anzupassen, und

zwingt die Jungen dazu, forever jung zu bleiben. Aber auch die Vorstellung, Männer hätten das vorgeblich natürliche Altern passiv hinzunehmen, erzeugt sozialen Zwang. Homosexuelle – und das ist die andere Seite ihrer Jugend fetischisierung – waren die Avantgarde der Befreiung der Männer aus den Zwängen des „natürlichen Alterns“. Sie haben durch ihre Selbstdarstellung mit dafür gesorgt, die Vorstellung von natürlicher Männlichkeit bzw. von Männlichkeit überhaupt umzuschreiben. Das hat ihnen, als sie in dieser Hinsicht tatsächlich noch Avantgarde waren, den Vorwurf eingetragen, eitel, unnatürlich, ja weibisch zu sein.

Längst aber ist die Fetischisierung der Jugend und die mit ihr einhergehende Selbststilisierung kein Spezifikum homosexueller Männer mehr. Allerdings wurden homosexuelle Männer von dieser sich inzwischen auch unter heterosexuellen Männern immer stärker durchsetzenden Tendenz sehr viel früher erfasst. Die Verspätung letzterer hängt mit der unter Heterosexuellen bis vor kurzem vorherrschenden geschlechtsspezifischen Aufspaltung in Begehrensobjekte, eine den Frauen zugewiesene Position, und Begehrenssubjekte, eine den Männern vorbehaltene Position, zusammen. Aus dieser Positionierung der Frauen im Feld des Begehrens ergab sich die bei ihnen schon immer sehr viel ausgeprägtere Sorge um ihre Körper und ihre sexuelle Attraktivität. Freud hat diese Position der Frauen im Feld des Begehrens als „narzisstische Objektwahl“ bezeichnet und darauf aufmerksam gemacht, dass mit einer solchen Position häufig Schönheit verschwärtet sei. Schönheit ist dabei aber nicht zu verstehen als eine Ansammlung besonderer Gaben der Natur. Schönheit in diesem Sinne ist etwas Produziertes. Was uns als Schönheit imponiert, ist das Resultat eines Schön- und Gefälligmachens: für sich selbst und das aktiv begehrende Objekt.

Eine Aufspaltung in Begehrensobjekt und Begehrenssubjekt, wie sie Freud für die heterosexuelle Welt beschrieb, hat es unter homosexuellen Männern nicht gegeben. Ihr Begehren ist allemal janusköpfig, das heißt, sie sind sowohl Objekt als auch Subjekt des Begehrens. Das von ihnen begehrte Objekt muss ihnen gefallen und sie narzisstisch aufwerten. Aber sie müssen, das ist nun einmal das Schicksal eines von Traditionen entbundenen Liebeslebens, zugleich auch dem von ihnen begehrten Objekt gefallen und dessen Narzissmus bedienen. Man könnte auch sagen, dass homosexuelle Männer beim Begehren und Lieben sowohl eine aktive als eine passive Position einnehmen und zwischen diesen Positionen beständig oszillieren.

Aus Gründen der historischen und psychologischen Stimmigkeit musste der Protagonist in der Erzählung von Thomas Mann dann auch ein schwuler bzw. ephebophiler Mann sein. Denn nur ein solcher Mann verfügte zu Zeiten, als seine Novelle entstand, über eine Struktur des Begehrens, die dazu befähigt, sich schön zu machen, um dem Anderen zu gefallen. Eine solche Struktur erzeugt aber auch Angst, dem Anderen nicht gefallen zu können. „Wie irgendein Liebender“, so be-

gann mein Zitat von Thomas Mann, „wünschte er (Aschenbach), zu gefallen, und empfand bittere Angst, dass es nicht möglich sein möchte“. Die Angst Aschenbachs beschränkte sich ganz und gar auf seine äußere Verfassung, also auf seinen Körper und dessen Verpackung. An der Schönheit seiner Seele hat Aschenbach nicht gezweifelt. Auch war er an Persönlichkeit dem Jugendlichen weit überlegen. Das aber kann einen, der begehrt und zugleich begehrt werden möchte, nicht beruhigen. Denn die Schönheit der Seele – und darin ist Aschenbach ein verblüffend moderner Liebesprotagonist – spielt in den Strategien des Begehrens nur eine untergeordnete Rolle. Das Begehren setzt nun einmal am Außen, wenn man so möchte, an Fetischen an. Und der zentrale Fetisch, mit dem in unserer Kultur Begehren hervorge lockt werden kann und an den sich das Begehren bindet, heißt Jugend. Also muss man sich, will man an diesem Spiel des Begehrens teilhaben, einen jugendlichen Leib verschaffen oder einen solchen behalten.

Von dem Kult um Schönheit und Jugend wird die Lebensphase, die einmal zwischen der Jugend und dem Alter angesiedelt war, also das Erwachsensein, zunehmend zum Verschwinden gebracht. Die Jugend, oder der Schein von Jugend wird inzwischen nicht nur von schwulen Männern so lange prolongiert, bis man alt im landläufigen Sinne, also 60 oder mehr ist. Zwar lässt sich das jugendfetischistisch getrimmte Begehren von dieser Ausdehnung der Jugend nicht wirklich täuschen. Aber die Jugendlichkeitsmanöver täuschen wenigstens teilweise darüber hinweg, dass man nach den Gesetzen der Subkultur spätestens mit 40 zu den Alten gehört.

Literatur

Dannecker/Reiche 1974

Dannecker, M./Reiche, R.: Der gewöhnliche Homosexuelle. Eine soziologische Untersuchung über männliche Homosexuelle in der Bundesrepublik. Frankfurt a.M.: Fischer Verlag 1974

Mann 1971

Mann, Thomas: Der Tod in Venedig. In: Ders., *Sämtliche Erzählungen*. Frankfurt a.M.: S. Fischer Verlag 1971

Stümke 1998

Stümke, Hans-Georg: *Älter werden wir umsonst. Schwules Leben jenseits der Dreißig. Erfahrungen, Interviews, Berichte*. Berlin: Verlag rosa Winkel 1998

„Kann rosa Liebe gelingen?“ Bemerkungen zur Aufstellungsarbeit mit Schwulen und Lesben¹

Diana Drexler

Auf der gemeinsam von der Deutschen AIDS-Hilfe e.V. und dem Verband lesbischer Psychologinnen und schwuler Psychologen e.V. veranstalteten Fachtagung „Sexualität – wo-hin?“ (Berlin, 15. bis 17. November 2002) bot ich einen Workshop über Systemaufstellungen unter besonderer Berücksichtigung von Beziehungsgestaltung, Partnerschaft und Sexualität an. Dass dies letztlich gelungen ist, verdanke ich vor allem der Fürsprache und dem Zuspruch meiner homosexuellen Freundinnen und Freunde, die Aufstellungsarbeit kennen und mit mir der Meinung sind, dass systembezogenes Denken und die damit verbundene (therapeutische) Haltung hilfreich sind, um gute Lösungen bei persönlichen und Partnerschaftskrisen anzustoßen.

¹ Überarbeitete Fassung des Artikels „Kann rosa Liebe gelingen?“, erschienen in Praxis der Systemaufstellung, Heft 2/2003; Veröffentlichung mit freundlicher Genehmigung der Autorin und der Internationalen Arbeitsgemeinschaft Systemische Lösungen nach Bert Hellinger e.V., c/o Germaniastr. 12, 80802 München; Bearbeitung: Holger Sweers.

Exkurs: Systemaufstellungen

Das Familienstellen wurde von Bert Hellinger in den 80er Jahren entwickelt und breitet sich seither international schnell aus (zu den Grundprinzipien von Familienaufstellungen siehe Weber [Hg.] 1993 und 2001 sowie Hellinger 1994). Seine Wurzeln hat es im Psychodrama (Moreno 1959), in der Transaktionsanalyse (vgl. Berne 1967), im Mehrgenerationenansatz (vgl. Boszormenyi-Nagy/Spark 1973) und in wachstumsorientierten Ansätzen der Familientherapie (vgl. z. B. Satir 1972). Weitere wichtige Einflüsse kamen aus der Primärtherapie und von hypnotherapeutischen Verfahren. Das Verdienst Bert Hellingers ist es, diese unterschiedlichen Verfahren zu einer leiterorientierten Gruppentherapie verdichtet zu haben, die er „Familien-Stellen“ nannte.

Die systembezogene Sichtweise berücksichtigt alle (toten und lebenden) Mitglieder einer Familie über mindestens drei Generationen. Bei einer Systemaufstellung stellt eine Teilnehmerin oder ein Teilnehmer in der Gruppe ihr oder sein inneres Bild z. B. des Herkunfts-, Gegenwarts- oder beruflichen Systems mit Hilfe von anderen Gruppenmitgliedern auf, die als Stellvertreter fungieren und in der Regel wenig Informationen über die Aufstellende oder den Aufstellenden haben. Der Therapeut oder die Therapeutin arbeitet mit der so genannten repräsentierenden Wahrnehmung dieser Stellvertreter, d. h. mit deren Aussagen, wie es ihnen auf ihrem Platz geht. Gesucht wird, sinn-bildlich, ein besserer, angemessener Platz für die Protagonistin oder den Protagonisten. Gelingt dies, stellt sich die Klientin oder der Klient selbst in das Bild. In Verbindung mit bestimmten Sätzen, die sie oder er zu wichtigen Bezugspersonen sagt (z. B. „Liebe Mutter/lieber Vater, ich lasse jetzt das Schwere bei dir, ich kann es nicht für dich tragen“), erlebt sie/er oft noch einmal alten Schmerz und entlastende Emotionen. Kann der/die Aufsteller/in das Lösungsbild annehmen und verinnerlichen, wirkt sich das erfahrungsgemäß klärend und heilend für ihn oder sie aus (vgl. z. B. Baxa 2001).

Im Folgenden möchte ich anhand einiger Erfahrungen mit dem erwähnten Workshop und anderen Aufstellungsseminaren Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Seminaren mit homosexuellen und solchen mit heterosexuellen Teilnehmern herausarbeiten. Diese beziehen sich auf das Vorfeld und den Kontext, in dem eine solche Seminaarausarbeitung stattfindet, auf das Phänomen der Ausgrenzung Homosexueller in ihren Familien und in der Gesellschaft, auf Reaktionsformen auf diese Ausgrenzung und schließlich auf Dynamiken in Paaraufstellungen. Es sei betont, dass es sich um Einzelbeobachtungen von Beziehungsmustern handelt und die Anmerkungen dazu vorläufig und hypothetisch sind. Deshalb verzichte ich hier ganz bewusst auf die ausführliche Darstellung einzelner (Aufstellungs-)Arbeiten, da dies m. E. zur Festschreibung bestimmter Dynamiken und somit wieder zur Kategorisierung wie bei Diagnosen einlädt.

Vorbemerkungen zur Ausschreibung eines schwul-lesbischen Aufstellungsseminars

Wie beginnen? Diese Frage stellte sich nicht nur beim Schreiben dieses Artikels, sondern schon bei der Ausschreibung des Workshops. Mir war zunächst gar nicht bewusst, wie komplex und sensibel das Thema ist und dass schon die Wahl des Seminartitels („Kann rosa Liebe gelingen?“) erklärungsbedürftig bzw. diskussionswürdig ist: Ist denn „rosa Liebe“ eine andere als die heterosexuelle – manche mögen gar versucht sein zu sagen: die „normale“ – Liebe? Zumindest suggeriert der Titel ja einen Unterschied. Sind Homosexuelle also anders und speziell, handelt es sich womöglich gar um eine Diagnose-Gruppe, die besonderer Zuwendung oder gar Behandlung bedarf? Natürlich wird jeder „aufgeklärte“ Therapeut erst einmal entrüstet verneinen – und dann doch nachdenklich werden ... Immerhin hat die WHO Homosexualität und Bisexualität erst 1991 aus dem ICD-10^a als Diagnose gestrichen, und bis heute lassen sich sowohl die (hauptsächlich psychoanalytischen) Publikationen zum Thema als auch die offizielle Auffassung der entsprechenden Ausbildungsinstitute mit der Kurzformel „Homosexualität = Krankheit“ zusammenfassen (siehe hierzu Rauchfleisch 2001): Obwohl nach derzeitigem Kenntnisstand bei der Entwicklung der sexuellen Orientierung wahrscheinlich erbliche und im Mutterleib erworbene Merkmale neben sozialen Einflüssen eine Rolle spielen, sie sich meistens im Kindesalter relativ stabil etabliert und nichts über „gesunde“ oder „kranke“ Aspekte der Persönlichkeit aussagt, wird von vielen Fachautoren homo- oder bisexuelle Orientierung immer noch einseitig als Folge ungünstiger, frühkindlicher Entwicklungsbedingungen definiert und in den Bereich der Pathologie gerückt. Entsprechend nahe liegt die Definition von therapeutischem Erfolg als Distanzierung von „homosexuellen Tendenzen“ und Veränderung des Lebensstils (Socarides 1971, van den Aardweg 1985, Siegel 1992). Schwule und Lesben können also keinesfalls sicher sein, bei Beratern eine vorurteilsfreie Grundhaltung oder gar therapeutische Vorgehensweise anzutreffen; manche sind durch entsprechende Therapieversuche zusätzlich traumatisiert. Umso wichtiger ist die explizite Anerkennung der Tatsache, dass Homosexualität eine gleichwertige und gesunde Variante menschlicher Entwicklung ist, dass sich psychische Störungen nicht aus der sexuellen Orientierung ableiten lassen und dass in Aufstellungsseminaren mit Schwulen und Lesben die prinzipielle Unveränderbarkeit der sexuellen Orientierung nicht in Frage gestellt werden soll.

Warum aber trotzdem Seminare speziell für diese Klientel, deren Anliegen, Themen und Fragen sich erfahrungsgemäß nicht von denen heterosexueller Teil-

^a Die International Classification of Diseases and Related Health Problems (ICD) ist eine von der Weltgesundheitsorganisation (WHO) herausgegebene internationale Klassifikation der Krankheiten und verwandten Gesundheitsprobleme. Die aktuelle Ausgabe der ICD wird als ICD-10 bezeichnet.

nehmer unterscheiden? Vielleicht am ehesten deshalb, um explizit einen vorurteilsfreien Raum zu bieten und zu würdigen, dass viele homosexuelle Paare aufgrund der zahlreichen Kränkungen in ihrer Lebensgeschichte dieses Raums bedürfen – selbst wenn die Toleranz gegenüber gleichgeschlechtlichen Beziehungen bzw. ihre Akzeptanz zugenommen hat, birgt das Coming-out als Entscheidung, andere Personen von der eigenen Homosexualität in Kenntnis zu setzen, nach den Erfahrungen der Betroffenen immer noch das Risiko, Vorurteilen und sozialer Ächtung ausgesetzt zu sein.

Der Titel „Kann rosa Liebe gelingen?“ spielt auf die angebliche Bindungsunfähigkeit bzw. Promiskuität unter Schwulen an. Tatsächlich vertreten manche Schwule ganz bewusst diese Haltung und/oder betonen, dass flüchtige Beziehungen gerade Ausdruck ihrer Ablehnung von oder Unfähigkeit zu Bindungen seien (siehe hierzu Dannecker 1978). Andere Homosexuelle wiederum leben in langjährigen, stabilen Partnerbeziehungen. Vielleicht gibt es eine spezifische Beziehungsform schwuler Männer, in der eine dauerhafte, intensive Partnerschaft und flüchtige sexuelle Kontakte nicht konflikthaft sein müssen. Jedenfalls möchte ich der Versuchung widerstehen, andere Lebensformen als die lang dauernde, treue Partnerschaft gleich als promisk, also auf Bindungsunfähigkeit beruhend, zu bewerten bzw. zu entwerten (ein soziokultureller Aspekt der promiskuitiven Orientierung vieler Schwuler mag auch hier sein, dass feste Partnerschaft das Heraustreten aus der Anonymität und somit die Gefahr verstärkter Diskriminierung beinhaltet; auch viele Lesben verheimlichen aus Angst vor Benachteiligung z. B. am Arbeitsplatz ihre Lebensform).

Bleibt nicht zuletzt die berechtigte Frage, warum gerade ich als heterosexuell lebende Frau solche Seminare für Homosexuelle anbiete und welche Chancen und Risiken das für beide Seiten mit sich bringt. Einen Berührungspunkt mit der Welt homosexueller Paare stellt meine eigene, ungewollte Kinderlosigkeit dar, die ich als besonderes Schicksal erlebe. Dieses Thema teilen viele homosexuelle mit heterosexuellen kinderlosen Paaren: den Wunsch nach Kindern, den schmerzlichen Abschied von diesem Wunsch und die Frage nach einem anderen sinnvollen, gemeinsamen Zukunftsprojekt. Dies verbindet – so wie viele Paare mit Kindern häufiger mit anderen Familien als mit kinderlosen Paaren Kontakte haben. Viele homosexuelle Teilnehmer begrüßen es sogar, wenn die Seminarleiterin nicht aus den „eigenen Reihen“ kommt – ist doch auch das Verhältnis zwischen Lesben und Schwulen keinesfalls (vor-)urteils- und spannungsfrei.

Homosexualität und Ausgrenzung

Ausgeklammert bzw. verleugnet oder gar diskriminiert zu werden, ist fester Bestandteil homosexuellen Selbstverständnisses – die Geschichte von Ächtung, Ausschluss und Verfolgung Homosexueller reicht bis in die vorchristliche Zeit zurück. Erfahrungen aus der Aufstellungsarbeit machen uns immer wieder deutlich, dass das Vergessen und/oder Ausschließen von Systemmitgliedern einen wesentlichen Aspekt von Verstrickung im Sinne systembezogenen Denkens ausmacht, besonders wenn es sich um Angehörige mit einem besonderen Schicksal handelt.² Beides – ein besonderes Schicksal zu haben und ausgeklammert zu sein – ist eine Lebenserfahrung sehr vieler Homosexueller. Entsprechend häufig sind bei Aufstellungen mit Homosexuellen Verstrickungen im Zusammenhang mit Ausschluss. Oft stellen die Protagonisten sich selbst in Außenpositionen, und häufig finden sich in den Herkunftsfamilien schon in der Vorgeschichte auffallende Schicksale von Ausgeschlossenen (oder gar Opfern) und Ausschließenden (oder gar Tätern). In mehreren erschütternden Aufstellungen vertraten männliche Familienmitglieder in besonderem Maß vermeintlich männliche Ideale und Prinzipien, die sie als überzeugte Nationalsozialisten (und Täter) gewaltsam durchsetzten. Hier zeigten sich die aufstellenden Protagonisten jedes Mal zutiefst mit dem Schicksal der (nicht geachteten) Opfer verbunden.

Bei vielen homosexuellen Männern ist – wie auch bei heterosexuellen Männern – die fehlende Präsenz der Väter im inneren Bild eines der Hauptthemen in Aufstellungen. Hinzu kommt jedoch bei ihnen, dass das Bild einer inneren Beziehung zum Vater negativ bis extrem bedrohlich besetzt und mit Zurückweisung und Ablehnung bis hin zu Verachtung und Aggression verbunden ist (unter anderem angesichts der früh sich zeigenden sexuellen Orientierung des Sohnes). Dementsprechend fehlt lesbischen Frauen häufig die innige Beziehung zur Mutter und gleichermaßen zum Vater, der sich dem Trost suchenden Mädchen hilflos gegenüber sah und verlegen entzog. Bei einer lesbischen Frau war die Urgroßmutter im Kindbett gestorben. Schon die Großmutter und die Mutter hatten sich als Kinder weitgehend allein „durchgeschlagen“ und Mütterlichkeit nicht bzw.

2 In Systemen wirken offenbar Ordnungsprinzipien, in die alle Mitglieder eingebunden sind, ob sie es wollen oder nicht. Diese Prinzipien sind keine Vorschriften oder Zielvorstellungen, sondern lediglich beschreibbare Phänomene (auch das Wachstum eines Baums folgt einer Ordnung, aber keiner Vorschrift). Sie besagen: Jeder hat das Recht auf Zugehörigkeit zum System (Gesetz der vollen Zahl), jeder muss sein Schicksal selbst tragen (Verdienste, Verluste), die Früheren haben Vorrang vor den Späteren. Verstrickungen entstehen, wenn Systeme bezüglich dieser archaischen Prinzipien in „Unordnung“ geraten. Ein wesentlicher Aspekt ist hierbei das Ausklammern und/oder Vergessen von Personen, die eigentlich zum System gehören, besonders wenn es sich um Familienmitglieder mit einem besonderen Schicksal handelt (z. B. früher Tod, schwere Krankheit, Opfer-, aber auch Täterschaft). Durch die tiefe Bindungsliebe des Individuums an seine Gruppe scheinen Vertreter aus nachfolgenden Generationen (Spätere) die Ausgeklammerten wieder ins System holen zu wollen – z. B., indem sie ihr Schicksal wiederholen, stellvertretend leiden, sühnen oder gar sterben wollen. Diese unbewusste Identifizierung und dieses Bedürfnis nach Ausgleich entspringt kindlichem, magischem Denken (und ist tief in unserer christlich-abendländischen Tradition verwurzelt), denn durch eigenes Leid kann die gemeinte Person weder zurückgeholt noch kann ihr ihr Schicksal erleichtert oder kann ihre Schuld gesühnt werden.

kaum erfahren (können). Diese Frau erzählte, dass sie in ihrer jetzigen Partnerschaft viel von dem nachhole, was ihr an Geborgenheit, Schutz und Harmonie zu Hause immer gefehlt habe.

Außenseitertum und Elitebewusstsein

In einigen Aufstellungen zeigt sich ein Phänomen, das man auch bei anderen Minoritäten findet: die Hervorhebung und Stilisierung des Andersseins, das bewusste und trotziges Sich-nach-außen-Stellen. Manchmal entsteht sogar der Eindruck, dass das „Anders-“ und „Außenständigsein“ zu einem Elitebewusstsein (der Subkultur) erhöht und die traditionellen Werte der heterosexuellen Anderen gleichfalls abgewertet werden. „Ursache und Wirkung der Diskriminierung bedingen sich auch hier gegenseitig in einem Teufelskreis“ (Bleibtreu-Ehrenberg 1978, S. 396). Hierfür ein Beispiel: Ein schwuler Mann wollte sein Herkunftssystem stellen, weil er sich von seinen Geschwistern, besonders vom Bruder, ausgegrenzt und schlecht behandelt fühlte. Dieser Bruder war nicht zur Hochzeit des Mannes mit seinem Freund gekommen. Im Verlauf der Aufstellung beklagten jedoch – ganz anders als erwartet – die Stellvertreter der Geschwister des Protagonisten, sich *von ihm* nicht gesehen zu fühlen. Der Klient bestätigte betroffen, dass er sich bisher sichtlich verächtlich gegenüber ihrer bürgerlichen Existenz und Lebensweise gezeigt habe. Hier war es auch an ihm, den anderen entgegenzukommen, Respekt für ihre Lebensform zu bekunden und spürbar zu machen.

Paaraufstellungen

Mit einer anderen Person in Partnerschaft zu leben, setzt die Entscheidung voraus, nicht mehr auf jemand Besseren zu warten und über Auseinandersetzung und Anerkennung einen gemeinsamen Weg zu versuchen. Partnerschaft bedeutet Bindung und somit in gewisser Weise Unfreiheit – womit hier nicht das Postulat der sexuellen Treue gemeint sein muss, das bei schwulen Paaren weit seltener Bestandteil der Beziehungsdefinition ist als bei heterosexuellen. Generell ist ja Treue ein von Männern seltener genanntes Beziehungsgut und deshalb auch seltener Thema in Paarberatungen mit Schwulen. Andererseits besteht bei vielen homosexuellen Männern die Tendenz, schnell von „fester Freundschaft“ zu sprechen, diese aber genauso schnell wieder zu kündigen und eine neue Beziehung zu beginnen. Die Trennung vom vorherigen Partner geschieht dann oft leichtfertig und missachtend, und nachfolgende Partnerschaften leiden darunter, dass alte Rechnungen offen geblieben und Verletzungen nicht bewältigt sind. Deshalb geht es in Paaraufstellungen mit Homosexuellen häufig – wie auch bei Heterosexuellen – um die Anerkennung und Würdigung der früheren

Partner und einen guten Abschied von ihnen. So nahm z. B. der in der Formulierung seines Anliegen angeklungene Wunsch eines schwulen Mannes, mit Hilfe der Aufstellung seine bestehende Beziehung zu etablieren, durch das Aufstellen von Repräsentanten für frühere Beziehungen (nicht nur Herzensbindungen) Gestalt an, und sein Vorhaben bekam bei seinem Partner mehr Glaubwürdigkeit und Gewicht.

In lesbischen Partnerschaften werden öfter ein (zu) starkes Harmoniebedürfnis bis hin zu symbiotischen Tendenzen und damit einhergehend Abhängigkeiten, mangelnde Konfliktfähigkeit und nachlassende Sexualität beklagt. Trennungen „passieren“, meistens weil sich eine Partnerin neu verliebt. In meinen Paaraufstellungen mit diesem Thema standen die Repräsentantinnen zwar nah, aber sie äußerten sich eher wie Schwestern oder Kolleginnen, nicht wie ein Paar. Hier erwies es sich – ähnlich wie bei langjährigen heterosexuellen Partnerschaften – als sinnvoll, mit Abständen zu experimentieren und spannende Elemente, z. B. das jeweils „ganz Eigene“, darzustellen.

In gleichgeschlechtlichen Liebesbeziehungen potenzieren sich biologisch und sozial bedingte Besonderheiten der Geschlechter: Ist bei Männern generell die Unterscheidung zwischen Sex und Beziehung üblich, gehören zur weiblichen Sozialisation immer noch die Zurückstellung der eigenen Interessen und der Vorrang von Harmonie und Emotionalität vor Triebbefriedigung. Sorgt der so genannte kleine Unterschied zwischen den Geschlechtern bei Heterosexuellen für Anziehung und Reibung, muss er bei homosexuellen Paaren durch individuelle Besonderheit erst geschaffen werden.

Haben Homosexuelle aus früheren Partnerschaften Kinder, hat ein Coming-out für alle Betroffenen massive Konsequenzen und wird – zusätzlich zum Trennungsschmerz – häufig von dem/der Verlassenen als so verletzend und entwerrend empfunden, dass (kleine) Kinder den Partnern entzogen oder als Mittel der Rache instrumentalisiert werden. Es war schwer und entlastend zugleich, als ein Mann zum Vertreter seines halbwüchsigen Sohnes sagte: „Ich bin dein Vater und ich achte deine Mutter. Wir sind und bleiben deine Eltern. Und jetzt lebe ich mit einem Mann. Und ich wünsche mir auch, dass du das achtest.“

Kinderlose Paare beklagen in der Beratung oft fehlende gemeinsame Ziele und Mangel an Zukunftsorientierung oder gar Sinn. Bei heterosexuellen Paaren sind der Wunsch nach und die Bemühungen um ein Kind ganz selbstverständlich ein verbindendes Element, manchmal scheint der Kinderwunsch eine Entscheidung für die Partnerschaft sogar zu ersetzen. Diese Entscheidung treffen kinderlose Paare oft bewusster, kritischer und – mit allen Vor- und Nachteilen – freier. Hier sind wir wieder am Anfang gelandet: dass es für homosexuelle Paare mehr Mut und besondere Entscheidungen braucht, ein solches gemeinsames Zukunftsprojekt anzugehen und auch nach außen als Paar zu vertreten.

Abschließend möchte ich an dieser Stelle erwähnen, dass mir beim Schreiben des Artikels noch einmal besonders deutlich wurde, dass sich die Geschichte der Lesben und Schwulen in der Vergangenheit, ihre Lern- und Sozialisationsgeschichte und auch ihre Anliegen und Probleme zum Teil wesentlich unterscheiden und dass es „die (Homo-)Sexualität“ nicht gibt. Gerade bei der Beratung schwuler, lesbischer und bisexueller Klienten und Klientinnen werden wir zwangsläufig mit Fragen der eigenen, also der männlichen und weiblichen Sexualität und Geschlechtsrollenorientierung konfrontiert, und ich erlebe es als bereichernd, bewusster und vorsichtiger mit der Polarisierung (nicht: Unterscheidung) von Männlichkeit und Weiblichkeit umzugehen. Mir ist auch bewusst, dass ich (und die meisten Autoren der relevanten Literatur) in diesem Artikel nicht auf die besondere Situation bisexuell empfindender Menschen eingegangen bin, hierzu fehlen mir noch die Erfahrungen.

Literatur

van den Aardweg 1985

van den Aardweg, G. J. M.: Das Drama des gewöhnlichen Homosexuellen. Analyse und Therapie. Neuhausen-Stuttgart: Hänssler 1985

Baxa 2001

Baxa, G.-L.: Aufstellungen als Übergangsrituale. In: Weber, G. (Hg.): *Derselbe Wind lässt viele Drachen steigen*. Heidelberg: Carl Auer Systeme 2001

Berne 1967

Berne, E.: Spiele der Erwachsenen. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1967

Bleibtreu-Ehrenberg 1978

Bleibtreu-Ehrenberg, G.: Tabu Homosexualität. Die Geschichte eines Vorurteils. Frankfurt: Fischer 1978

Boszormenyi-Nagy/Spark 1973

Boszormenyi-Nagy, I./Spark, G. M.: Unsichtbare Bindungen. Stuttgart: Klett Cotta 1973

Dannecker/Reiche 1974

Dannecker, M./Reiche, R.: Der gewöhnliche Homosexuelle. Frankfurt: Fischer 1974

Dannecker 1978

Dannecker, M.: Der Homosexuelle und die Homosexualität. Frankfurt: Syndikat 1978

Hellinger 1994

Hellinger, B.: Ordnungen der Liebe. Ein Kursbuch. Heidelberg: Carl Auer Systeme 1994

Moreno 1959

Moreno, J. L.: Gruppenpsychotherapie und Psychodrama. Einleitung in die Theorie und Praxis. Stuttgart: Thieme 1959

Rauchfleisch 2001

Rauchfleisch, U.: Schwule, Lesben, Bisexuelle. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2001

Satir 1972

Satir, V.: People Making. Palo Alto: Science and Behaviour Books 1972

Siegel 1992

Siegel, E. V.: Weibliche Homosexualität. Psychoanalytische und therapeutische Praxis. München: Reinhardt 1992

Socarides 1971

Socarides, C.: Der offene Homosexuelle. Frankfurt: Suhrkamp 1971

Weber (Hg.) 1993

Weber, G. (Hg.): Zweierlei Glück. Die systemische Psychotherapie Bert Hellingers. Heidelberg: Carl Auer Systeme 1993

Weber (Hg.) 2001

Weber, G. (Hg.): *Derselbe Wind lässt viele Drachen steigen*. Heidelberg: Carl Auer Systeme 2001

Perversion, Psychose und NLP^a

Harald Krutiak

S. lässt sich mit schuldbewusstem und zugleich laszivem Augenaufschlag in den Relaxsessel sinken. „Ich war tatsächlich auf dem Weg zu Ihnen, und als ich aus dem Auto aussteige, sehe ich diesen Typen – groß, dunkel, mit zusammengewachsenen Augenbrauen ...“. Ich kann sehen, wie alleine die Erinnerung sie erregt. „Da konnte ich nicht anders.“ Sie schweigt verlegen. Ich kann wahrnehmen, wie mein Ärger über die geplatzte Stunde einer gewissen Verwunderung weicht. Nun bin ich also auch Opfer jener Obsession geworden, derentwegen mich S. aufsuchte: Tatsächlich kann sie an keinem Araber oder Türken vorbeilaufen, wenn er Interesse signalisiert, sondern provoziert, dass sie angesprochen wird, und gibt sich dann „zügellos“ (so sagt sie selbst) hin; und da S. eine außergewöhnlich attraktive Frau Anfang vierzig ist, zeigt fast jeder heterosexuelle Mann Gefallen an ihr. Man kann sich also vorstellen, dass S. in ihrem Leben nicht zu allzu viel kommt. Glücklicherweise ist sie mit einem älteren Homosexuellen verheiratet, der aufgrund seiner beruflichen und sozialen Stellung neben seinem Lebenspartner eine Alibi-Ehefrau braucht und ihr nun durch eine großzügige Apanage ein schönes Leben ermöglicht.

a Abkürzung für Neurolinguistisches Programmieren, ein maßgeblich von R. Bandler und J. Grinder entwickeltes psychotherapeutisches Verfahren.

M. liebt Latex. Verarbeitet muss es in England sein, denn nur die Briten kennen sich mit diesem besonderen Material aus. M. hat einen scharfen Blick: Die Klebestellen zwischen den Einzelteilen geben ihm sofort Auskunft über die Herkunft eines Latexteiles. Seine Frau teilt seinen Fetischismus: In einer ausgefeilten Choreografie der Leiber feiern die beiden sexuelle Begegnungen in einem Raum der tiefen Regression^b, Exkreme werden wie sakrale Monumente gefeiert, Leibesöffnungen in Himmelsportalen verwandelt. Er weint vor Rührung, als er mir davon erzählt, dass es ihm am Wochenende zuvor, nach langen diätetischen Vorbereitungen, endlich gelungen ist, seine Faeces^c durch ein Rohr direkt in das Rektum^d seiner Frau zu schieben. Davon hätten sie geträumt, seit sie verheiratet sind, sagt er strahlend.

Vielleicht geht es Ihnen jetzt beim Lesen so, wie es mir damals ging, als ich diese Ausführungen folgte. Und vielleicht ist es genau das, was perverse Praktiken für viele so abschreckend macht: das Nicht-Nachvollziehenkönnen der Details und der Intensität des Erlebens. Das Perverse erscheint fremd, unheimlich und auf rohe Weise erschreckend. Fast mutet es wie eine heimtückische, infektiöse Krankheit an.

Ich kann mich noch an meine Psychopathologie-Vorlesung erinnern: Ein älterer Professor mit weißem Haar gibt einen akribischen Überblick über Symptomatik, Diagnostik und Therapie von psychotischen Erkrankungen. Der Hörsaal ist voll, trotzdem hebe ich beherzt meine Hand und frage: „Wie genau erlebt der Psychotiker seine Erkrankung?“ Der Professor läuft zu Höchstform auf: „Gerade dies ist das diagnostische Kriterium der Psychose! Dass sie für den Gesunden nicht nachvollziehbar ist! Brillante Frage, Herr Kollege!“ Ich weiß bis heute nicht, ob dies ein Kompliment war oder ein Weg, mich zum Schweigen zu bringen.

Vielleicht liegt hier eine Parallele zwischen psychotischem und perversem Erleben und Handeln: Beide folgen den Prinzipien des Freud'schen Primärprozesses^e, beide sind gekennzeichnet durch das Nicht-Einfühlenkönnen. Psychose wie Perversion haben die menschliche Kulturgeschichte in einmaliger Art und Weise beeinflusst, wenn nicht sogar getragen. Die Perversion ist die Psychose der Sexualität. Der Psychotiker erschreckt seine Umwelt mit seiner vermeintlich wahnhaften Identität. Und genauso ist es mit dem Perversen: Wie haben wir gelacht und uns auf die Schenkel geklopft, als Stephan Raab mit Chaps (popofreie Lederhose, beliebt in der schwulen Leder- und Fetischszene) über die Bühne hopste. Und wie verwirrt haben die meisten Passanten den *Carneval erotica*^f beobachtet, das Fe-

b ein Abwehrmechanismus, bei dem auf frühere psychische Entwicklungsstufen zurückgegriffen wird

c Stuhl

d Mastdarm

e Bezeichnung der Psychoanalyse für „Es-hafte“ Vorgänge. Der Primärprozess ist vom „Lustprinzip“ beherrscht und ähnelt so in seiner Struktur dem Traum, denn auch das Traumgeschehen ist, ohne Rücksicht auf die Realität, weitgehend bestimmt durch eine Wunscherfüllung im Sinne des Lustprinzips. „Es-haft“ ist so vor allem die Frühkindheit zu sehen. Im Laufe der Entwicklung wächst mehr und mehr die Fähigkeit, Triebbefriedigungen sowohl den Umweltanforderungen als auch den Postulaten des Über-Ichs anzupassen. Diese Realitätsanpassung stellt eine Leistung des „Ichs“ dar, die realitätsangepasste vernünftige Funktionsweise heißt „Sekundärprozess“ und entwickelt sich allmählich im Laufe der ersten Lebensjahre. Auch beim erwachsenen Ich kann Primärprozesshaftes aber z. B. in Form von Impulsdurchbrüchen Sekundärprozesse stören.

f Berlin, 2001

tisch-Pendant zur *Love Parade*. Mindestens Verständnislosigkeit umhüllte die Beobachter, lediglich die heute ja auch so wichtige *political correctness* erwürgte den Ausdruck der multiplen^g Abwehr. Schaute man genauer hin, lag hinter dem verspannten Lächeln und dem Satz „Find ich ja doll, dass so was in Berlin möglich ist!“ das Gefühl des Skandals. Und zugleich gab es viele, denen man ansehen konnte, wie gern auch sie sich in aufreizenden Posen auf dem Wagen exhibiert^h hätten.

Bandler versteckte einmal einem Mann, der halluzinierte, dass Stimmen aus den Steckdosen drängen, einen Lautsprecher ebenda und sagte ihm, dass er keiner Menschenseele von diesem gar geheimen Projekt erzählen dürfe – der Wahn des Mannes war aufgelöst, weil er mit niemanden mehr darüber sprach! Und das war NLP in Bestform: radikales Pacing und Leadingⁱ, Utilisation^j in Reinkultur. Welcher NLPler würde heute noch eine solche Intervention durchführen und diese publizieren? Der Zeitgeist ist heute ein anderer. Ich schätze die Beschäftigung mit Seinszuständen, und diese führen uns zur Antwort auf die Frage, warum das NLP sich bisher so wenig mit Sexualität beschäftigt hat: weil nämlich sexuelles Erleben in seiner höchsten Qualität, der Extase, nicht in eine Richtung strebt, sondern in seiner Richtungslosigkeit mehr mit einem Seinszustand gemein hat. Das heißt, dass ich für eine neue Demut in der Arbeit mit Menschen plädiere. Im Angesicht der Möglichkeiten, die das NLP zur Veränderung bietet, verfällt man leicht in einen naiven Machbarkeitswahn. Vielleicht ist es meine Wiener Herkunft, welche mich manchmal innehalten und statt Fortschritten Wandlungen anbieten lässt. Das, was alle psychotherapeutischen Richtungen vereint, ist der Ansatz des Reframings^k. Psychotherapie (und in meinem Verständnis auch Coaching) nutzt vor allem die Energie des Umdeutens. Das heißt auch, dass ich als Coach oder Therapeut bestenfalls das Beet bereiten kann, auf dem Neues zu wachsen beginnt, niemals werde ich dem Klienten etwas Neues geben können. Ich denke, dass es keine einzelnen Interventionen gibt, die auf der Identitätsebene radikal wirksam werden. Die Erfahrung lehrt mich, dass Konstitution^l und ebenso Veränderung der Identität durch unbewusste Generalisierungen stattfinden. Das bedeutet, hierfür braucht man das, was das klassische NLP immer sparen möchte: Zeit und Geduld. Oder die Gelassenheit und das Vertrauen, dass alles seine Berechtigung hat. Wie viele haben sich schon an der psychotischen oder perversen Identität die Zähne ausgebissen, gefangen in der Obsession, hier verändernd wirksam werden zu wollen? Die Vision des NLP ist es, zu einer Welt beizutragen, der die Menschen angehören möchten. Welche Werte braucht es wirklich, um diesem großen Anspruch für jeden gerecht zu werden?

g vielfach

h exhibieren = zur Schau stellen

i Wenn der Therapeut einen guten Gleichschritt mit dem Patienten etabliert hat (pacing), kann er ihn nahezu in jedes veränderte Erleben und Verhalten führen (leading), ohne dabei Widerstand zu erzeugen.

j zieldienliche Nutzbarmachung von Aspekten aus dem Klientensystem

k Reframing = einer Sache einen neuen Rahmen geben; Reframing bezeichnet den Prozess des Umdeutens, des Einnehmens einer neuen Perspektive, einer neuen Art der Wahrnehmung, einer neuen Interpretation.

l Anordnung, Zusammensetzung

Das Sexuelle in (neuro-)logischen Ebenen^a

Harald Krutiak

Vor ein paar Jahren kommt ein junger Mann zu mir in die Praxis. Er ist allgemein zufrieden, nur in einer Angelegenheit hat er keinen Klarblick. Seine Liebesbeziehungen sind stets sehr angespannt, weil auch Sexualität für ihn ein distanzierteres, visuell dominiertes Erleben ist. Am geilsten findet er es, wenn sich seine Partnerinnen langsam vor ihm ausziehen und anschließend mit einem Kunstpenis selbst befriedigen und er das in etwa vier Meter Abstand beobachten und dabei masturbieren kann. Seine Physiologie^b entspricht beim Erzählen dem Kutschera'schen Quellzustand¹. Leider haben seine Partnerinnen irgendwann die Schnauze voll, Nacht für Nacht eine Stripshow hinzulegen, und beginnen, sich körperliche Nähe zu wünschen. Sobald seine Partnerinnen ihm aber physisch nahe kommen, geht er in die Dissoziation^c. Die Vermutung liegt nahe, dass ein massives Trauma hinter

a Das Modell der (neuro-)logischen Ebenen ist eines der zentralen Modelle des Neurolinguistischen Programmierens, ein maßgeblich von R. Bandler und J. Grinder entwickeltes psychotherapeutisches Verfahren.

b hier: Körpererscheinungen

¹ In der Resonanztheorie von Dr. Gundl Kutschera ein Zustand, in dem man sich ganz in Verbindung mit all seinen Ressourcen befindet; d. h., alle logischen Ebenen sind miteinander in Resonanz, und Bewusstes wie Unbewusstes schwingen miteinander.

c Zerteilung, Trennung, Auflösung; Abspaltung von Vorstellungen

dieser Reaktion steckt. Da sein Leben ansonsten dadurch nicht beeinträchtigt ist, beschließe ich, nicht mit Regression^d, sondern mit Progression^e zu arbeiten, und ich unterstütze ihn, einen Prozess zu durchlaufen, an dessen Ende er mehr Klarheit über sein sexuelles Erleben hat, was ihm auch erlaubt, mit anderen Mitteln auf die Partnersuche zu gehen. Heute lebt er mit einer Freundin zusammen, die mindestens genauso exhibitionistisch wie er voyeuristisch ist (Krafft-Ebbing^f hat dem Voyeurismus nicht *per definitionem* die Dimension der Heimlichkeit zugeschrieben). Neulich treffe ich ihn zufällig, und er erzählt mir, dass er neuerdings mit großer Begeisterung und ebensolchem Erfolg entsprechende Privatpartys organisiert. Er bedankt sich bei mir, ein Moment intensiver Nähe entsteht. Dabei habe ich nichts anderes getan, als was Psychotherapie immer tut: Ich habe ihm gezeigt, wie er ein spezifisches Erleben in einen neuen (kognitiven^g, emotionalen und sozialen) Kontext stellen kann. Und das gilt auch für Fragen der Sexualität.

Die Begegnung mit diesem jungen Mann hat mich neugierig gemacht. Unterscheidet sich eigentlich das lustvolle Empfinden des Voyeurs von dem des Fetischisten oder von dem desjenigen, der die so genannte genitale Sexualität praktiziert? Gibt es quantitative oder qualitative Unterschiede? Oder ist das körperliche Empfinden bei *jeder* Form von sexuellem Erleben eine einmalige, individuell geprägte Synästhesie^h?

Neulich fliege ich zum Tauchen auf die Malediven. Bei einem Tauchgang schwebe ich auf etwa zehn Meter Tiefe, über mir kreisen mindestens sechs Mantas mit einer Spannweite von bis zu sieben, vielleicht sogar acht Metern, um sich von den kleinen Putzerfischen reinigen zu lassen. Sie schwimmen so knapp über mir, dass ich nur die Hand auszustrecken bräuchte, um sie zu berühren. Dieser Moment löst ein tiefes spirituelles Empfinden in mir aus, eine Form von Ekstase, die mich noch für den Rest des Tages begleiten wird. Sogar jetzt, wo ich davon berichte, durchströmen mich Wogen des Wohlbefindens, und meine Atmung wird wieder so ruhig wie damals unter Wasser. Ich frage mich, ob das Empfinden des Fetischisten beim Anblick des geliebten gelben Gummistiefels so viel anders ist als mein Empfinden bei diesem außergewöhnlichen Tauchgang. Oder wer kennt es nicht, dass man in einer Ausstellung plötzlich wie gebannt vor einem Exponat stehen bleibt und ganz ergriffen ist von seinem Anblick? Vielleicht ist das der einzige Unterschied: Der Fetischist sucht dieses Erleben aktiv, während der Ausstellungsbesucher davon überrascht wird.

Sexuelles Erleben findet in einem bestimmten Rahmen statt. In dieser Umwelt (z. B. Schlafzimmer, Badezimmer, Swingerclub) wird ein bestimmtes Verhalten (streicheln, knabbern, küssen, urinieren, gucken, masturbieren, kopulieren ...) an

^d Zurückschreiten, Zurückgreifen auf frühere Entwicklungsstadien

^e Voranschreiten

^f Richard von Krafft-Ebbing, 1840–1902; einer der Gründerväter der Sexualforschung

^g auf die Erkenntnis bezogen

^h Mitempfindung, gleichzeitiges Empfinden verschiedener Eindrücke, z. B. Hören von Farben

den Tag gelegt, welches in bestimmten Fähigkeiten (Erektion, Lubrikationⁱ, ...) wurzelt. Meine Motivation schöpfe ich aus bestimmten Werten (z. B. Ekstase, Verschmelzung, Lust). Auf der Identitätsebene wird das Phänomen komplexer: Ich habe eine „sexuelle Identität“ (z. B. hetero- oder bi- oder homosexuell), und es gibt den Faktor „Sexualität und Identität“: Ich bin keusch oder eine Schlampe, Opfer meines Triebes oder Genießer. Diese Bezeichnungen wurzeln vor allem in der Übertragung der Verhaltens-, Fähigkeiten-, Glaubens- und Werte-Ebene auf die Identität, während meine sexuelle Identität sich vor allem aus der Gemeinschaftsebene ableitet. Schwule bezeichnen sich nicht nur so, weil sie mit Männern Sex haben. Sie fühlen sich einer bestimmten Subkultur zugehörig. Umgekehrt gibt es in Berlin zum Beispiel viele türkische Mitbürger, die sexuelle Begegnungen mit Männern haben, die sich aber niemals als schwul oder homosexuell bezeichnen würden. Eine Verbindung zur Identität und insbesondere homo-erotischen Gemeinschaft besteht nicht. Demgegenüber gab es früher viele „Bewegungsschwester“, die zwar ständig in Selbsthilfegruppen über die politische Dimension der Homosexualität diskutierten, aber aufgrund diverser Umstände keinen Sex mit Männern praktizierten.

Foucault hat elegant aufgezeigt, wie sich die griechische Antike von der Neuzeit in Bezug auf die Wahrnehmung der Sexualität unterschied: In der Antike adelte der Trieb das Objekt des Begehrens, egal ob dies ein Mann oder eine Frau, ein Sklave oder Feldherr war – entscheidend war, ob man Herr oder Opfer seiner Lüste war, also die Dimension „Sexualität und Identität“ (alle Ebenen *unterhalb* der Identität), während heute der Fokus auf der „sexuellen Identität“ liegt (alle Ebenen *oberhalb* der Identität). Es war also wichtiger, *wie* ich meine Sexualität lebe, als *mit wem*. So etwas wie „schwules Coming-out“ oder das Zugehörigkeitsempfinden zu einer bestimmten Szene (z. B. Leder- oder SM-Szene) ist also eine Geburt der Neuzeit.

Bemerkenswert hierbei ist, dass sich das Modell der (neuro-)logischen Ebenen, welches kommunikative und somatische Dimensionen umfasst, auch perfekt auf den sexuellen Reaktionsablauf übertragen lässt. So entspricht zum Beispiel die Ebene der *Beliefs*^k, auf somatisches Geschehen projiziert, dem autonomen Nervensystem, also Sympathikus und Parasympathikus. Und genau diese Antagonisten^l regulieren auch Erektion, Lubrikation und Ejakulation, Fähigkeiten von bestimmter Bedeutung im sexuellen Reaktionsablauf, welche vor allem durch meine Einstellung zur Sexualität (= *Beliefs*) bestimmt werden. Die Korrelationen^m mit den anderen Ebenen sind offensichtlich. So kann man etwa die Werte-Ebene mit dem Hormonsystem in Verbindung bringen. Den Einfluss der Werte auf sexu-

ⁱ hier: Feuchtwerden der Scheide

^j körperlich, leiblich

^k Ein im NLP üblicher Begriff für Überzeugungen, Einstellungen, Glaubenssätze, Meinungen; allerdings gibt es keine allgemein akzeptierte Definition.

^l Gegenspieler

^m Wechselbeziehungen

elles Erleben kann man am besten im Longitudinalschnittⁿ beobachten: die Wertigkeit der Sexualität eines Menschen verändert sich im Laufe des Lebens grundlegend (wobei die asexuellen Alten ein unglücklicher Mythos sind), genauso verhält es sich mit den Werten. Die Jugend will alles sofort und ganz, im Alter bekommt das langsame, ausdauernde Genießen eine viel wichtigere Rolle, sei es beim Liebesspiel oder einer Tasse Tee.

Wir erfahren Zufriedenheit im Leben, wenn wir mit allen (logischen) Ebenen unseres Selbst in Resonanz sind. Wenn bestimmte Ebenen von anderen abgekoppelt werden, erfahren wir ein diffuses Unbehagen bis starke Spannungszustände. Viele Menschen machen immer mehr Sex mit immer weniger Befriedigung; Sexualität steht nicht mit den höheren Ebenen des Selbst in Verbindung. Dies führt zu chronischer Unzufriedenheit; die Befriedigung, die man aus dem Sex zieht, ist eine flüchtige, und eine negative Spirale beginnt. So können zum Beispiel hindernde Beliefs das Ausschöpfen des eigenen sexuellen Potenzials verhindern. Oder ich praktiziere Sex als Verhalten, welches nur einen kleinen Teil meiner Werte bedient (z. B. nur Ekstase, aber Nähe bleibt außen vor): Dieses Muster führt in unbefriedigende Promiskuität, weil ich die Intensität in der Quantität statt Qualität suche (wobei nicht die Promiskuität das Problem ist, sondern die *ungelebten Werte* des unzufriedenen Promisken).

194

So hatte ich einen schwulen Klienten, welcher nach einer Stoma-Operation (künstlicher Darmausgang) zu mir kam. Anale Stimulation hatte in seinem sexuellen Leben immer eine zentrale Rolle gespielt, spontan erzählte er, wie er während einer früheren psychoanalytischen Sitzung in ein Alter regredierte, in dem ihn seine Mutter anal manipulierte, indem sie ihm etwas in den After einführte, was Blähungen ableiten sollte. Der Klient bezeichnete sich selbst als „seksüchtig“. In der Pubertät begann er, sich regelmäßig von fremden Männern penetrieren zu lassen, später war die durch den Penis des Partners vermittelte Intensität nicht mehr stark genug, und er zog Sexspielzeug hinzu. Seine Partner schienen nur aus Penissen, Dildos oder Extremitäten zu bestehen. Er zog sich erste Verletzungen beim Sex zu, Fissuren^o unterschiedlicher Ausprägungen. Ab dreißig begann er eine Praktik auszuüben, die man als „Fisting“ bezeichnet: Hierbei wird eine Hand/ein Arm oder mehrere Hände/Arme in den Unterleib (Vagina, Darm) eingeführt. Bei einer großen Fetischparty ließ er sich, wie schon oft, von Männern fisten, die er gar nicht kannte. Einer von ihnen brach die sexuelle Begegnung mit den Worten: „Du blutest am Arsch!“ einfach ab. Dann ging alles sehr schnell. Der sich einstellende Schwindel kam diesmal nicht daher, dass die Drogen so gut waren, sondern durch immensen Blutverlust aufgrund einer Darmperforation^p. Der Mann wurde ohnmächtig; nur dadurch, dass ein Bekannter ihn an der Wand zu Boden rutschen sah und die Situation intuitiv erkannte, konnte rasch genug ein Notarzt verstan-

ⁿ Längsschnitt, hier: Langzeitstudie

^o Hauteinrisse

^p Perforation = Durchlöcherung, -bohrung, -bruch

digt und das Leben des Mannes in einer Notoperation gerettet werden. Jetzt fühlt er sich extrem schuldig und ist von akuter Suizidalität^q bedroht.

In den Erzählungen dieses Mannes verblüfft mich immer wieder die Intensität, die er beim Sex sucht (und für Momente auch findet), ohne irgendeinen Kontakt zu seinem Partner herzustellen. Gerade diese Kontaktarmut im Sexuellen führt dazu, dass er immer mehr und immer extremeren Sex praktiziert, um den Kick zu bekommen. Auf der sozialen Ebene ist das anders: Dort pflegt er tragfähige, nahe Kontakte zu anderen Menschen, er wird gerade ob seiner großen Empathie^r als Gesprächspartner geschätzt. In Trance wird deutlich, dass er den tiefen alten Glauben in sich trägt: Sexuelle und persönliche Nähe mit ein und demselben Menschen führt zu meiner Auflösung. Der biographische Hintergrund ist offensichtlich. Es ist ein langer, intensiver und zugleich ob seiner Intimität wunderschöner Prozess, durch den ich diesen Mann begleiten darf. Es gilt, die in unterschiedlichen Kontexten unterschiedlich gelebten Werte zu integrieren. Zu meiner eigenen Überraschung erfahre ich später, dass er nun mit einer Frau zusammenlebt, mit der er auch eine sexuelle Beziehung teilt.

Sexuelles Erleben ist meines Erachtens einer der intensivsten Trancezustände, die Menschen spontan erleben können. Es ist daher bemerkenswert, dass sich das NLP, welches sich so umfassend mit hypnotischen Prozessen beschäftigt, dieses Themenkomplexes so wenig annimmt. Dabei lässt sich der verhaltenstherapeutische Ansatz der Sexualtherapie hervorragend mit dem Instrumentarium des NLP bereichern. Und da die meisten Sexualstörungen klassische psychosomatische Reaktionen darstellen, kann man hervorragend aus dem reichen Pool entsprechender Interventionen schöpfen – dazu bedarf es oft gar keiner expliziten Behandlung des Themas.

q Neigung, Suizid zu begehen
r Einfühlungsvermögen

Sexualität zwischen den Kulturen

197

Ist er es – oder ist er es nicht? Zur Frage einer „schwulen“ Identität bei türkeistämmigen Migranten in der Bundesrepublik

Koray Yılmaz-Günay

Eine kurze Bemerkung vorab: Ginge es um das Thema „Schwule Deutsche in der Bundesrepublik“, müsste man sicher immerzu im Plural sprechen. Allzu verschieden sind die Situationen von Schwulen selbst innerhalb derselben Kultur im selben Land, sodass sich gescheit nur über „Homosexualitäten“ sprechen ließe und über *eine* mögliche Perspektive auf sie. Nicht anders verhält es sich bei schwulen Migranten aus der Türkei und der Entwicklung ihrer sexuellen Identität (allerdings kommt hier die Dimension der Diaspora hinzu: Sie sind „Migranten“, also anders als „wir“), sodass ich in diesem Beitrag nur meine persönliche Sicht darlegen kann, die eine unter anderen möglichen ist.

Ich möchte hier am Beispiel der türkeistämmigen Schwulen in der Bundesrepublik zeigen, wie vielschichtig und teilweise widersprüchlich der Prozess der Herausbildung einer sexuellen Identität und des Coming-outs sein kann und wo Parallelen und Unterschiede zu Mehrheitsdeutschen¹ bestehen. Das Interesse

¹ „Mehrheitsdeutsche“ meint hier die Menschen, die das Privileg haben, über ihre ethnische Zugehörigkeit, ihr „Deutschsein“ (und bestimmte andere Dinge) nicht nachdenken zu müssen. Ich bin Teil einer „ethnischen Minderheit“, die meisten Leserinnen und Leser verstehen sich aber eben nicht als „ethnische Mehrheit“.

an den „anderen“ (schwulen) Migranten und diesen „anderen“ Schwulen (mit Migrationshintergrund) ist in den letzten Jahren gewachsen – nicht nur vor dem Hintergrund der Debatten um den politischen Islam und das Verhältnis zwischen Aufnahmegesellschaft und Migranten oder im Zuge der Diskussion um die so genannte interkulturelle Öffnung (von Organisationen, Verwaltungen usw.), sondern auch in den schwulen Szenen selbst. Oft geht man dabei unausgesprochen davon aus, dass „Migranten“ synonym mit „Muslime“ sei und dass es sich gerade beim Coming-out um einen Zusammenprall von Kulturen handele (Orient–Okzident), der die „Betroffenen“ vor noch größere Probleme stelle als westlich Sozialisierte in einer ähnlichen Situation. Bis in die 1990er Jahre des letzten Jahrhunderts war deswegen die Rollenverteilung klar: Die wohlmeinenden Mehrheitsdeutschen wollten den „defizitären“ Migranten helfen, endlich auch offen so sein zu können wie sie selbst. Dabei wurde oft verkannt, dass die sexuelle Orientierung nicht der einzige wichtige Baustein in der Identität der schwulen Bosnier, Kurden, Indonesier, Türken, Araber, Inder, Perser usw. ist, sondern dass auch die Integration der kulturellen Wurzeln eine unerlässliche Bedingung für die Herausbildung der Persönlichkeit ist.²

Als Angehöriger (mindestens) zweier Minderheiten ist man, ob man will oder nicht, permanent gefordert, sich mit Gedanken zu plagen, die Angehörigen der Mehrheit erspart bleiben. Das schafft ein hohes Maß an Sensibilität für sich und die Umwelt, in der man lebt. Der oft geforderte „interkulturelle Dialog“ fängt aber erst da wirklich an, wo *beide* Seiten über sich erzählen, und zwar ohne die kolonialistische Vorannahme, dass die Mehrheitsdeutschen „normaler“, „aufgeklärter“, „moderner“ oder „zivilisierter“ seien und es sich bei den anderen um „Opfer“ handele.³ Ich bin überzeugt, dass die neuen Generationen von Migrantinnen und Migranten nicht mehr ohne weiteres akzeptieren werden, dass von ihnen „Integration“ verlangt wird, weil die Mehrheit keine Unterschiedlichkeit verträgt.⁴ Sie verstehen sich – wie sie sind – bereits als integralen Bestandteil der hiesigen Gesellschaft – und sollten auch so gesehen werden.

2 Bei den Debatten um homophobe Übergriffe von Migranten wird deutlich, wie wenig mehrheitsdeutschen Schwulen diese Mehrfachzugehörigkeit bewusst ist. Allzu selbstverständlich werden Lesben und Schwule mit Migrationshintergrund in den Dienst genommen, um ihre „vormodernen“ Familien zu „zivilisieren“ (!). Vgl. hierzu meinen Artikel in „Gigi – Zeitschrift für sexuelle Emanzipation“, Nr. 29, Januar/Februar 2004.

3 Es ist ein Luxus jeder Mehrheit, bestimmte Charakteristika von Angehörigen einer Minderheit zu ethnisieren und das so Exotisierte entweder zu mögen oder abzulehnen. Dass in Wahrheit „deutsch“ genauso eine „ethnische“ Zuschreibung ist, dass sich immer bestimmte Menschen aufgrund bestimmter Charakteristika in einer privilegierten oder unterprivilegierten Situation befinden, interessiert die „Sozialarbeiter/innen“ nicht besonders. „Interkulturell“ wie „Dialog“ setzen voraus, dass Mehrheitsdeutsche sich über sich klar werden – zumindest, wenn diese Anstrengung auf gleicher Augenhöhe ausgetragen werden soll. Im Moment spricht man eher von „bei uns“, von „westlichen“ Werten usw., ohne einen Begriff davon zu haben, was das in einer postkolonialen und globalisierten Welt denn eigentlich heißt.

4 Diese Tendenz ist auch bei Rot-Grün erstaunlich deutlich; Bundesinnenminister Schily etwa sagte in einem Interview mit der Süddeutschen Zeitung vom 27. Juni 2002, die beste Form von Integration sei „Assimilierung“(!): „Ausländer“ sollten sich in die deutsche Kultur und Sprache „hineinleben“. Türk(inn)en, die sich eine doppelte Staatsbürgerschaft „erschlichen“ haben, würde er am liebsten ausweisen – obwohl diese Regierung mit eben der Forderung, doppelte Staatsbürgerschaften zu ermöglichen, angetreten war.

Die Gesellschaft in der Türkischen Republik

Dass ich mit einer *subjektiven* Darstellung der türkischen Gesellschaft und der mit ihr verbundenen sozialisations- und identitätsrelevanten Aspekte anfangs, hängt damit zusammen, dass in der Diaspora viele (auch vermeintliche) Eigenheiten stärker gehütet werden, als dies im Herkunftsland nötig und möglich wäre – oft sind Kinder und Kindeskind von Einwanderinnen und Einwanderern in diesen Fragen sogar „konservativer“ als ihre Eltern und Großeltern, weil die junge Generation viel stärker *hier* verankert ist, aber quasi jeden Tag hört und vermittelt bekommt, dass sie *dort* ihre „Heimat“ habe.

Homosexualität in der Rechtsprechung

Die Türkische Republik ist ein relativ junger Staat und sieht sich nur bedingt in der Nachfolge des Osmanischen Reiches, dessen Rumpfterritorium sie doch darstellt. Anders als in Deutschland haben sich die Gründungsväter und -mütter der kemalistischen Türkei deutlich von dem untergegangenen Vorgängerreich distanziert.⁵ In den Anfangsjahren der Republik in den 1920er Jahren wurden die jeweils fortschrittlichsten Gesetze aus den westeuropäischen Staaten übernommen, die, auch wenn die Wirklichkeit eine andere war, offiziell immer hochgehalten wurden. In der Verfassung fand sich, wie im Osmanischen Reich, nie ein Artikel, der gleichgeschlechtliche Sexualpraktiken verboten hätte. Einzelne Gesetze bzw. deren Auslegung benachteiligen aber effektiv nichtheterosexuelle Menschen. Namentlich das Zivilrecht, das Homosexualität als Scheidungsgrund für die Partnerin oder den Partner nennt, und das Militärrecht gehen auf Homosexualität ein. Darüber hinaus gibt es auch Bestimmungen zu „Straftaten, die einen erröten lassen“ (*yüz kızartıcı suç*, etwa: Erregung öffentlichen Ärgernisses), die oft – aber nicht ausschließlich – gegen Nichtheterosexuelle angewandt werden. Ein Antidiskriminierungsgesetz gibt es nicht. Das Schutzalter liegt für alle möglichen Formen der Sexualität bei 18 Jahren, allein eine Hochzeit mit Einwilligung der Eltern ermöglicht es Heterosexuellen, mit 16 Jahren legal Sex zu haben. Religiöse Eheschließungen werden zwar staatlich nicht anerkannt, kommen aber trotzdem häufig vor.

Religion(en) und Homosexualität

Unter den mehrheitlich muslimischen Ländern ist die Türkei sicherlich das am weitesten säkularisierte. Der radikale Bruch mit dem Osmanischen Reich (Republikgründung 1923) hatte auch zur Folge, dass ein laizistischer Staat aufgebaut wurde, der offiziell alle Religionen und Konfessionen gleich behandeln sollte. Das

⁵ Mit „Kemalismus“ wird gemeinhin die Gründungsphilosophie der Türkischen Republik bezeichnet; hierzu gehört auch die Trennung von Staat und Religion. Benannt ist sie nach dem ersten Präsidenten, Mustafa Kemal (Atatürk).

heißt, dass Angehörige anderer Richtungen des Islam, Yeziden, Juden sowie orthodoxe, protestantische und katholische Christen als Individuen nominell so behandelt werden wie die Mehrheit der Bevölkerung, die sunnitischen Moslems. Die Trennung von Staat und Religion ist zwar nicht vollkommen verwirklicht, und es gibt faktisch eine deutliche Förderung der sunnitischen Ausprägung des Islam, dennoch lässt sich die Situation insgesamt sicherlich nicht mit der in den Ländern des Nahen und Mittleren Ostens vergleichen. Im öffentlichen Leben der Metropolen in der West-Türkei hat die Religion ohnehin keine dominante Stellung inne. Aber auch dort, wo der Islam traditionell stärker im Leben der Menschen verankert ist, lässt sich nicht von einem monolithischen Block sprechen; es gibt keine vermittelnde Instanz zwischen Gläubigen und Gott, kein Lehramt wie in der katholischen Kirche, also keine zentrale Dogmenverwaltung. Viel stärker als in vergleichbaren Ländern sieht man die Religion in der Türkei als private Angelegenheit an, in die sich der Staat nicht einzumischen habe – wie der Staat auch seinerseits keine Einmischung von Seiten der Religion duldet (wenngleich Verstrickungen spätestens seit dem Militärputsch vom 12. September 1980 nicht zu leugnen sind).⁶

Dezidierte Aussagen zur Homosexualität kommen im Koran – anders als etwa in der Tora oder im Neuen Testament – nicht vor; allein die Geschichte von Lot, ganz ähnlich der biblischen Geschichte von Sodom und Gomorra, wird an einigen Stellen erwähnt und oft so *interpretiert*, als äußere sie sich zu diesem Thema. Ob die Schriften des Islam und die Prophetenüberlieferungen Homosexualität ablehnen, ist für die Lebenswelt von türkeistämmigen Migranten mit „abweichendem“ Sexualverhalten andererseits auch kaum relevant. Viele andere, in der Kultur und Tradition wurzelnde Argumente wiegen schwerer und sind in Diskussionen über das Thema bedeutender. Ähnlich wie in westeuropäischen Ländern würde *irgendwann*, wahrscheinlich eher beiläufig, geäußert werden: „Übrigens, die Religion ist auch dagegen!“ Dennoch sehen sich schwule Männer aus Ländern mit mehrheitlich muslimischer Bevölkerung oft mit der Frage konfrontiert, was denn „der Islam“ dazu sage. Mich würde bei einem Israeli nicht zuallererst interessieren, was denn die Tora „dazu“ sagt, wenn ich mit ihm über seine Homosexualität sprechen würde. Ich ginge vielleicht nicht einmal davon aus, dass er automatisch Jude sein müsse, wenn er aus Israel kommt. Viel interessanter ist ja – wenn man an der Person interessiert ist, was man bei einer Coming-out-Geschichte annehmen kann –, ob die Großmutter einen Herzanfall bekommen hat, wie Mutter und Vater reagiert haben, ob es schwierig ist, einen Partner zu finden, ob man als „lediger“ Mann einfach eine Wohnung mieten kann usw.

Nichtsdestotrotz funktioniert die Gleichsetzung Orient = Islam = alle Schreckensbilder, die damit verbunden sind, in den Köpfen der Mehrheitsdeutschen

⁶ Die Militärregierung unter Kenan Evren führte zum Beispiel den obligatorischen Religionsunterricht ein; dennoch wird die Armee im Allgemeinen als Hüterin der laizistischen Ordnung gesehen.

sehr gut – nach den Anschlägen vom 11. September vielleicht sogar immer besser. Diese bewussten und nichtbewussten Zuschreibungen führen zu erheblichen Problemen. Menschen aus dem Balkan, dem kurdisch-türkischen oder arabischen Raum *können, müssen* aber nicht bekennd muslimisch sein; zudem gibt es Unterschiede im Grad der Religiosität und in der religiösen Praxis. Nicht jeder schwule Mann aus einer türkischen oder arabischen Familie muss aufgrund *religiöser* Erwägungen ein dramatisches Coming-out haben oder sein Lebtag versteckt leben. Weniges ist hier abstoßender als mediengebildete „solidarische“ Menschen, die einem auf die Schulter klopfen und erzählen, dass sie ahnen, „wie schlimm das sein muss.“ Für sie stehen die Anschläge auf die Zwillingstürme und die Synagogen in Istanbul mit den gesteinigten afghanischen Frauen und den verfolgten Schwulen in mehrheitlich muslimischen Ländern in einem engen Zusammenhang, der für die „Betroffenen“ allerdings nicht nachvollziehbar sein muss. Dahinter verbirgt sich häufig die tief verwurzelte Ansicht, bei Hiesigen sei alles ausgestanden, und nun könne man der Welt helfen, an diesem Wesen zu genesen.⁷

Familie

Viel entscheidender für die Identitätsbildung ist die Familie, die in der türkischen Gesellschaft traditionell eine sehr dominante Rolle spielt. Hier stehen zwei Modelle nebeneinander: Neben der „westeuropäischen“ (städtischen, zur Mittelschicht gehörenden) Kleinfamilie gibt es weiterhin die Großfamilie, die in allen Fragen als soziales Netzwerk fungiert, in dem es Hilfe, Geborgenheit und Solidarität gibt. Zu behaupten, dass das eine Modell einengender oder das andere freier sei, ist meines Erachtens nicht möglich. Beide Varianten dienen ja im Prinzip demselben Zweck: Sie bereiten den jungen Menschen auf ein Leben in der Gesellschaft vor, prägen Wert- und Moralvorstellungen und bieten Zuflucht, falls diese gesucht wird. Darüber hinaus herrschen in beiden Modellen ziemlich genaue Vorstellungen über den Werdegang eines Kindes. Ein nichtheterosexueller Lebensentwurf wird dabei zunächst, unabhängig von der Familienstruktur, Bestürzung, Ablehnung oder gar Hass auslösen. Wie sich diese Äußerungen langfristig ändern, wird ja leider nicht untersucht. Meine Erfahrung mit Coming-outs oder Outings zeigt jedoch, dass hinsichtlich der Akzeptanz seitens der Eltern in beiden Gesellschaften langfristig kaum ein Unterschied auszumachen ist (allerdings muss hier vielleicht, um nicht den Eindruck entstehen zu lassen, kurdische und türkische Familien seien weniger homophob als westeuropäische, erwähnt werden, dass die große Mehrzahl der „Betroffenen“ nicht geoutet ist).

⁷ Als Berliner aus dem Stadtzentrum weiß ich, dass weder in den Außenbezirken noch besonders im brandenburgischen Umland alles „heile Welt“ ist. Das Argument arrivierter Bürgerrechtsschwuler, die Gedenkstätte für die in der Zeit des Nationalsozialismus ermordeten Homosexuellen könne Deutschland helfen, seine Menschenrechtsstandards in der Restwelt durchzusetzen, wird 20 Kilometer weiter von selbst absurd.

Die typischen ersten Reaktionen auf ein Coming-out oder ein Outing lassen sich wie folgt beschreiben: Moderate Familien dürften instinktiv von einer Krankheit ausgehen, die heilbar ist – die Zahl der Ärztinnen und Ärzte, die diese Theorie durch „Therapieansätze“ stützen, dürfte in der Türkei höher sein als in nord- oder mitteleuropäischen Ländern. Die Vorgehensweise städtischer Familien wäre vermutlich, mit dem Kind zu einem Psychologen bzw. einer Psychologin zu gehen. Für den Fall, dass bei einem solchen Gespräch nichtheterosexuelle Lebensformen als unproblematisch dargestellt werden, würde man „natürlich“ einen anderen Psychologen suchen, der das „Problem“ als Problem benennt und auf jeden Fall eine „Heilung“ verspricht. Diese Problemlösungsstrategie dürfte auch vielen Mehrheitsdeutschen, die aus dem Dorf in die Stadt zogen, vertraut vorkommen...

Da Kinder grundsätzlich bis zu ihrer Heirat nicht als Subjekte gesehen werden, die Entscheidungen treffen (können), gehen viele Familien davon aus, dass Freundinnen und Freunde bzw. das soziale Umfeld für die Abweichungen bei ihrem Kind verantwortlich seien. Demzufolge werden schwule Jungen oft isoliert und manche sogar im Haus eingesperrt. Da das Familienoberhaupt bzw. ältere Geschwister ökonomisch das Familienleben regieren, ist in diesem Zusammenhang auch der Entzug von Geld oft ein „probates“ Mittel zur „Disziplinierung“. Um keine Zweifel an der Integrität der Familie aufkommen zu lassen, werden auffällig nichtheterosexuelle Kinder oft zwangsverheiratet, manche auch körperlich misshandelt oder im Extremfall gar getötet.⁸ Die aktuelle Debatte über Zwangsverheiratungen könnte sicher um einen wichtigen Aspekt erweitert werden, wenn man zur Kenntnis nähme, dass nicht nur heterosexuelle Frauen, sondern auch heterosexuelle Männer oder Homosexuelle „betroffen“ sind.

Menschen mit „abweichender“ sexueller Orientierung leben nicht im Vakuum, auch sie verinnerlichen im Lauf ihrer Erziehung die Werte und symbolhaften Verhaltensweisen, die das familiäre Leben bestimmen. Deswegen ist es nicht einfach, den Schritt in ein offen nichtheterosexuelles Leben zu vollziehen, denn das hieße oft, einen anderen wichtigen Teil der eigenen Identität aufzugeben. Manchen erscheinen die Geborgenheit und die Wahrung des familiären Friedens wichtiger als das (offene) Ausleben der eigenen Sexualität: Sie fügen sich den Regeln, heiraten – und leben gleichgeschlechtliche Sexualität entweder versteckt oder gar nicht aus. Darüber moralisch zu urteilen, wäre kaum angebracht: Im Ge-

⁸ *Ich sage dies im Plauderton und denke doch insgeheim darüber nach, ob es richtig ist, an dieser Stelle solche Bemerkungen zu machen. In einem kurdischen oder türkischen Kontext würde ich diese Tatsachen im Kampf gegen Homophobie und Sexismus selbstverständlich einsetzen. Bei einer Publikation, die hauptsächlich Mehrheitsdeutsche lesen werden, muss ich mich fragen, ob das, was ich sage, nicht in den Dienst einer bevormundenden „Aufklärungs“-Kampagne gestellt werden kann, die die Opfer solcher Maßnahmen ihrer Selbstständigkeit und Handlungsfähigkeit beraubt. Bei dem Mord an Hatun Sürücü in Berlin waren es zunächst ja auch die Brüder, bis aber rapide und sauber recherchiert die Wahrheit herauskam: Es war der Multikulturalismus – bzw. seine Befürworter. Viele solcher Debatten, die von Opfern handeln, geraten aus dem Ruder und werden den Betroffenen schnell aus der Hand genommen – um am Ende gegen sie verwendet zu werden. In dem Umstand, dass mehrheitsdeutsche Organisationen unsere Anliegen vereinnahmen und in den Dienst anderer Ziele stellen, sehe ich einen der Hauptgründe für die Entstehung der so gefürchteten Parallelstrukturen.*

füge von Sicherheit, Geborgenheit, Angst und Verfolgung wird zunächst jeder Mensch seinen eigenen Weg gehen müssen. Verallgemeinerungen würden in diesem Zusammenhang oft zu Missverständnissen und Kränkungen führen. Was mehrheitsdeutschen Schwulen selbstverständlich erscheint, muss für einen Türken oder Kurden nicht unbedingt das drängendste Problem sein. Fragen wie „Wie haben es denn *deine* Eltern aufgenommen?“ oder „Wann sagst du es ihnen denn *endlich*?“ bergen in binationalen Beziehungen häufig großes Konfliktpotenzial, vor allem, wenn der Fragende auf Antwort pocht und dem Gefragten nicht abnimmt, dass das für ihn nachrangige Dinge sind.

Sprache

Das Problem fängt schon bei der Selbstbezeichnung an. Oft fehlt dem sich selbst als schwul entdeckenden Mann anfangs ein Wort, um sich und die neue Situation befriedigend zu bezeichnen, obgleich es im Türkischen einen reichhaltigen Wortschatz für die Benennung von Homosexualität und homosexuellen Männern gibt. Wie für den Bereich der Sexualität überhaupt gilt auch hier, dass die meisten Begriffe aus der Umgangssprache der Metropolen stammen und sich in keinem Wörterbuch finden. In einer Aufstellung für „lubunya“ (Juli 2002, S. 14–18) habe ich über 80 Wörter verzeichnet, die gleichgeschlechtliche Sexualität benennen. Etwa zehn davon beziehen sich auf Frauen, die Sex mit Frauen haben, die restlichen auf Männer, die Sex mit Männern haben. Das allein spricht bereits eine deutliche Sprache, aber es lassen sich aus dieser Liste auch weitere Schlüsse ziehen, die in diesem Zusammenhang interessieren: Von den Begriffen für Männer, die gleichgeschlechtlichen Sex haben, beziehen sich weniger als fünf auf solche, die andere Männer penetrieren (also eindringenden Analverkehr mit ihnen haben), und mehr als die zehnfache Zahl auf Männer, die sich penetrieren lassen. Hinzu kommt: Ein nennenswerter Anteil der zumeist sehr negativ konnotierten Begriffe für „passive“ Männer wird auch für Sexarbeiterinnen verwendet (das Türkische kennt kein grammatisches Geschlecht).⁹ „Homosexualität“ und „Transsexualität“ werden sprachlich – wie in der Gesellschaft – nicht bzw. nur selten unterschieden. Überspitzt gesagt zeichnet sich sogar eine Karriere ab: Du lässt dich penetrieren und wirst dann Sexarbeiter, damit du Drogen und die Operation zur Frau bezahlen kannst.

In den letzten zehn Jahren, etwa parallel zum Entstehen der Lesben- und Schwulen- sowie neuerdings der Transsexuellen-Bewegung, hat sich in der Öffentlichkeit neben dem ebenfalls weit verbreiteten „gay“ mehr und mehr der wertneutrale Begriff „eşcinsel“ durchgesetzt, der zur Bezeichnung eines positiven Identitätswurfs dient. Diese relativ neue Entwicklung in den Großstädten ist an vielen Land- und Provinzbewohnern allerdings vorbeigegangen, und vor allem

⁹ *Passivität ist hier nicht nur im Sinne des aufnehmenden Analverkehrs zu verstehen, sondern als eine der beiden Rollen, die Menschen in einem Gefüge einnehmen können.*

auch ehemalige „Gastarbeiter“ oder deren Kinder haben Probleme, in ihrer Muttersprache einen Namen für sich und für das zu finden, was sie tun und empfinden. Auch wenn in der Bundesrepublik zumindest in der Fachöffentlichkeit häufig der etwas unhandliche Begriff „Männer, die Sex mit Männern haben“ verwendet wird (gemeint ist: ohne sich selbst als schwul verstehen zu müssen), verstehen viele Mehrheitsdeutsche doch nicht, dass es erst recht im Referenzsystem dieser „anderen“ Migranten ein immens großer Schritt sein kann, sich selbst als „schwul“ zu bezeichnen. (Die Frage, ob die Kategorie „schwul“ überhaupt notwendig ist, wird sich erst in der Zukunft beantworten lassen; im Moment zeichnet sich eine Entwicklung zum nordamerikanischen „queer“ ab).

Militär

Nach der Beschneidungsfeier und vor der Hochzeit ist der Militärdienst traditionell die zweite wichtige Etappe im Erwachsenwerden eines türkischen Jungen.¹⁰ Einen wie auch immer gearteten Ersatzdienst gibt es nicht – der familiäre und gesellschaftliche Druck, zum Militär zu gehen, ist ohnehin überwältigend groß. Wegen seiner sozialisierenden Aufgabe ist das Militär in der Türkei ein Hort der „Männlichkeit“ und des entsprechenden Umgangs miteinander. Wer weich ist, hat verloren. Wer durch effeminiertes („weibisches“) Verhalten oder bloß durch fehlende „Männlichkeit“ auffällt, wird es nicht leicht haben. Homosexualität ist zwar in der Türkei offiziell keine Krankheit, beim Militär allerdings ein Ausmusterungsgrund. Als Antimilitarist könnte man sich darüber freuen, dass es den Schwulen in der Türkei wenigstens in dieser Frage ganz gut geht, aber leider ist die Freude darüber geschmälert durch die Praxis, wie der Beweis dieses Umstandes zu erbringen ist: Zum einen können die Militärkommissionen während der Musterung eine „medizinische Kontrolle“ durchführen, zum anderen kann die Kommission die Beweislast auch einfach auf den Gemusterten übertragen, der in diesem Fall glaubwürdig belegen muss, dass er „homosexuell“ ist. Da dieses Wort, wie oben dargelegt, nur in der spezifischen Einengung „passiv“ verstanden wird (insertiver Analverkehr wäre kein Ausmusterungsgrund), muss der Kandidat entweder Fotos oder Videos beibringen, die ihn und den Penetrierenden mit ihren Gesichtern und im Vollzug des Aktes zeigen; um die „Krankhaftigkeit“ zu beweisen, muss rezeptiver Analverkehr mit mehreren Partnern glaubhaft gemacht werden.

Der Ausmusterungsurkunde kommt eine besondere Bedeutung zu; so interessieren sich Arbeitgeber immer dafür, ob ein Bewerber seinen Militärdienst bereits absolviert hat – der Ausmusterungsgrund „Psychosexuelle Störung: Homosexualität“ dürfte in den seltensten Fällen einer positiven Entscheidung förderlich sein...

¹⁰ Es gibt unterschiedliche Arten des Militärdienstes, die unterschiedlich lang sind. Abhängig ist dies u. a. davon, ob man einen Universitätsabschluss hat. Die Dauer wurde im Jahr 2003 von mindestens acht auf sechs und von maximal 18 auf 16 Monate verkürzt.

Außerdem dürfen sich dermaßen „Gestörte“ auch an staatlichen Ausschreibungen nicht beteiligen.

Auch im Ausland lebende türkische Staatsangehörige müssen ihren Militärdienst in der Türkei absolvieren. Zwar kann man dessen Dauer durch Zahlung einer nennenswerten Summe an den Staat verkürzen, sich aber eben nicht völlig „freikaufen“, wie man in Deutschland gelegentlich hört. Die Musterungs-Untersuchung bzw. die Belegpflicht gibt es auch hier, weswegen die wenigsten diese „humane“ Möglichkeit in Anspruch nehmen, um der gewalttätigen Atmosphäre in den Kasernen zu entgehen.

Arbeitsleben

In der Türkei kann man kaum offen (in der Gesellschaft) schwul leben, wenn man nicht gerade Sänger, Schriftsteller oder Modeschöpfer ist. Oft ist ein Coming-out Grund für eine Entlassung; angewendet wird dann die arbeitsrechtliche Formulierung „genel ahlaka aykırı davranış“ („Vergehen gegen allgemeine Moralvorstellungen“). Man kann zwar gegen diese Entlassung klagen, aber die Auslegung der etwas globalen „Anschuldigung“ wird ganz entscheidend von der Einstellung der Richter und Richterinnen zum Thema Homosexualität abhängen. Allgemein herrscht also das „Don't ask – don't tell“ vor...

Medien

Die Medien zeigen großes Interesse an Homosexualität und an Homosexuellen, besonders aus dem Kulturbereich, denn viele Sänger und andere Künstler leben homosexuell – zwar nicht offen, aber auch nicht besonders versteckt. Bülent Ersoy z. B., eine der berühmtesten und geschätztesten Sängerinnen, war in den 70ern noch ein Sänger, und Zeki Müren, der sich nicht umwandeln lassen wollte, wird immer noch als „Sonne unserer Kunst“ (*sanat güneşimiz*) überhöht. Darüber hinaus kommt das Thema bei der (oft pornographischen) Abbildung „lesbischer“ Frauen und der skandalisierenden Berichterstattung über Transvestiten und Mann-zu-Frau-Transsexuelle der Großstädte vor. Diese werden regelmäßig als gewalttätig und als prinzipiell drogenabhängig und (auch) deswegen kriminell gezeichnet. Dass ihnen oft Notwehr als einziges Mittel gegen heterosexistische Ausgrenzung und Misshandlungen durch die Polizei und „Männer“ allgemein bleibt, wird nicht thematisiert, wenn Boulevardblätter wieder einmal schreiben, dass sie „die Öffentlichkeit terrorisieren“. Einzig bei linksliberalen und gewerkschaftlich orientierten Tageszeitungen wie *Radikal* und *Milliyet* sind Ansätze einer nicht diffamierenden Berichterstattung zu erkennen, dort gespeist aus Gründen wie „Die Homosexuellen reisen viel und bringen dadurch Geld ins Land“ oder „Die Ausgrenzung steht dem immer aktueller werdenden EU-Beitritt im Weg“.

Das einzige Informationsmedium, das regelmäßig aus der Sicht der Nicht-heterosexuellen berichtet, ist die seit 1994 von der gleichnamigen Gruppe herausgegebene und in Ankara erscheinende Zeitschrift *KAOS GL*. Andere Zeitschriften-, Zeitungs- und Radioprojekte haben nicht lange überlebt, aber trotzdem enorme Beiträge zur politischen Bildung und zur Lobbyarbeit geleistet. *KAOS GL* ist von der Aufmachung und den Inhalten her ganz Gegenöffentlichkeit: sehr akademisch, feministisch und politisch dezidiert. Leider ist sie dadurch nur einem sehr kleinen Teil der Nichtheterosexuellen in der Türkei zugänglich. Man muss studiert haben oder sehr geduldig sein, um sich an den Bewusstseinsbildungsprozessen und den Aktionen beteiligen zu können.

„Szene“ und offenes Leben

Zugang zu Orten, an denen man offen schwul sein darf, ist in der Türkei teuer. Da die Polizei nicht nur institutionell repressiv ist, sondern auch auf der Ebene der einzelnen Beamten, die jederzeit Personenkontrollen durchführen dürfen, bezahlen viele Betreiber immense Summen, die sie über hohe Eintrittsgelder und Getränkepreise wieder hereinholen müssen. Um einen Laden betreiben zu können, der sich an ein stigmatisiertes Publikum richtet, müssen zudem oft vollkommen überbezahlte Mieten gezahlt werden. Dies alles führt dazu, dass allein aus ökonomischen Gründen für den „Otto Normalschwulen“ ein regelmäßiges „Szeneleben“ nicht denkbar ist. Die Auswahl ist auf die raren Bars, Cafés oder Kneipen in den Großstädten begrenzt. Darüber hinaus gibt es nur wenige Diskos, Sexkinos und Cruising-Areas^a. Das Hauptgeschehen findet in den Hamams statt, den Badehäusern, wo häufig Männer mit Männern Sex haben; wenn sie danach auf die Straße treten, sind sie allerdings wieder ganz Ehe- und Ehrenmann. Nicht zuletzt muss zum Thema „Szene“ sicherlich auch das Internet genannt werden, denn vor allem in ländlichen Gebieten und bei Söhnen besonders rigider Familien stellt es die einzige Verbindung in die „schwule Welt“ dar. Hier gibt es Newsgroups und Foren, die Informationen bieten, und natürlich auch Seiten mit allein sexuellem Inhalt, wobei es für mich außer Frage steht, dass auch solche Seiten eine wichtige Rolle beim Coming-out sich selbst gegenüber spielen.

Eine Identität, die auf der sexuellen Orientierung aufbaut, ist in der Türkei nicht ohne weiteres denkbar. Überhaupt ist ein Vergleich mit dem „schwulen Leben“ in bundesrepublikanischen Städten fehl am Platz. Dies nicht nur wegen der „allgemeinen Moralvorstellungen“, sondern tatsächlich wegen des Gesellschaftsmodells, das Sexualität – auch die zwischen Frau und Mann – insgesamt als etwas Privates betrachtet und in geschlossene Räume verweist. „Die Gesellschaft“ schränkt nicht so sehr ein, was Menschen in ihrer Privatwohnung oder im Versteck machen; solange die Öffentlichkeit nicht „belästigt“ wird, sind viele Dinge

a *cruisen* = ein Gebiet nach einem Sexualpartner absuchen, *area* = Gebiet; *cruising areas* finden sich häufig in öffentlichen Parkanlagen, an Stränden usw.

möglich. Und in der Tat sprechen viele schwule Männer, die sich nach der (vermeintlichen) Freiheit in Westeuropa gesehnt haben und nun beispielsweise in der Bundesrepublik leben, von einem erfüllteren Sexual- und Beziehungsleben in der Türkei. Nur das Verhalten in der Öffentlichkeit sei verschieden gewesen, die relative Freiheit in Deutschland gehe für sie aber einher mit Beliebigkeit und Belanglosigkeit im Gefühlsleben. Die im Vergleich unfreie Situation in der Türkei verleihe den Beziehungen Exklusivität und Besonderheit.

Rollenverhalten

Traditionell trennt die türkische Gesellschaft das Frauen- und Männerleben sehr scharf voneinander. Die Geschlechter haben klar zugewiesene Rollen, deren Freiräume und Grenzen klar definiert sind. Viel mehr als etwa die Religion ist meiner Meinung nach dieser Umstand die Quelle der Homophobie, ähnlich wie in westeuropäischen Gesellschaften auch. Lesben und Schwule, Bisexuelle und Transsexuelle verletzen empfindlich die vorgegebenen Rollenmuster, die doch diktieren, dass eine „Frau“ und ein „Mann“ eine (Klein-)Familie bilden und ein Leben lang zusammenbleiben. Daraus ergibt sich aber eine weitere Konsequenz, die in dieser Form in westeuropäischen Staaten heute nicht mehr zu beobachten ist: Die patriarchalische Ordnung mit dem alles überschattenden Gebot der Reproduktion grenzt nicht nur in aller Härte Menschen abweichender sexueller Orientierung aus, sondern alles, was das System geschlechtseindeutigen Frau- und Mannseins in Frage stellt: anatomische Zwischenformen, Männer, die die Rolle des gestrengen Familienoberhauptes nicht erfüllen, Frauen, die ihre Sexualität freier ausleben als vorgesehen, unverheiratete Erwachsene, Sexarbeiterinnen, Kinderlose und alle anderen Menschen, die sich nicht in das starre Korsett vorgeschriebener Heterosexualität integrieren lassen oder integrieren lassen wollen.

Daraus ergibt sich meines Erachtens eine ganz andere Strategie für die Emanzipation in einer solchen Gesellschaft: Es ist so lange nicht denkbar, dass zwei Männer sich in einem anatolischen Dorf auf der Straße auf den Mund küssen, wie Frauen dort das Haus nicht allein verlassen dürfen. Das ist vielleicht ein Nachteil, kann meiner Meinung nach aber zum Vorteil gewendet werden: Da Frauen und alle abweichenden, stigmatisierten Minderheiten im Prinzip ähnliche oder gleiche Ziele haben, ist zumindest die theoretische Basis für eine *gesamtgesellschaftliche* Emanzipation viel größer. Die Gefahr, dass sich Schwule wie in Westeuropa von anderen (Frauen, Lesben, anderen sexuellen Minderheiten) isolieren und die relative Freiheit des Trotzdem-Mannseins genießen, ist in der Türkei geringer, denn solange es den türkischen Patriarchen gibt, kann sonst niemand so frei sein wie er. In der Realität allerdings ist dem etablierten Großstadtschwulen in der Türkei das Schicksal gefolterter Transsexueller oder geräumter kurdischer Dörfer

wohl weitgehend egal, und darüber hinaus ist auch er nicht frei von dem patriarchalen Bild, was und wie ein Mann zu sein habe.

Auch wenn man über Homophobie spricht, muss man sich dieses Umstandes bewusst sein; nicht alles, was gegen Homosexuelle gewendet wird, ist „homophob“ im deutschen Sinn. Oft ist es eine Heterophobie, also die Angst vor dem, was „anders“ ist – und das sind sicher nicht nur schwule Männer...

Transsexuelle

Männer, die Sex mit Männern haben, müssen sich selbst nicht als „schwul“ verstehen.¹¹ In der türkischen Gesellschaft wie auch in Italien, Spanien und anderen Ländern am Mittelmeer verlaufen die Klassifikationen anders. Nur wer sich penetrieren lässt, ist eine „Schwuchtel“ oder ein „Arschgefickter“. Da gesellschaftlich genau zwei Geschlechter vorgesehen sind, die sich gegenseitig begehren dürfen, liegt auf der Hand, welchem Druck „passive“ Männer ausgesetzt sind. Sie werden in die Rolle der Frau, der Kinder, der Kranken und Irren gedrängt, aller, die nicht mächtig sind. Sie verzichten auf die Rolle des Herrschers und bevorzugen die Seite derjenigen, die beherrscht werden. Im Endeffekt heißt das also, dass nicht das Geschlecht der Partnerin oder des Partners entscheidend ist, sondern die Position/Stellung/Rolle, die man ihr oder ihm gegenüber einnimmt.

208

Es gibt heute sehr viele Transvestiten und Transsexuelle in der Türkei, was sich meiner Meinung nach daraus verstehen lässt, dass auch die Betroffenen verinnerlicht haben, wer Männerkörper begehrt, müsse eine „Frau“ sein. Die erste Frage, die einem Mann einfällt, der sich zu Männern hingezogen fühlt, ist in der Tat die, ob er den falschen Körper habe – an den Heterosexismus, der ihn diese Frage stellen lässt, wird er kaum denken. Ohne den krassen Druck, sich einem der beiden gesellschaftlichen Geschlechter zuzuordnen, gäbe es sehr wahrscheinlich mehr „Schwule“ und weniger „Transsexuelle“.¹²

Effeminierten Männern, Transvestiten und vor allem Transsexuellen bleibt oft nichts anderes übrig, als sich zu prostituieren, weil sie sonst keine Arbeit bekommen. Das Leben in der Sexindustrie, die wie in den meisten europäischen Ländern keine Lobby besitzt, ist oft riskant, das Überleben schwierig. Sexarbeiter/innen, die auf der Straße oder in ranzigen Läden ihrem Job nachgehen, sind der Willkür von Zuhältern, Geschäftsbetreibern und Freiern, vor allem aber der Polizei ausgesetzt. Aufsehen erregte zum Beispiel der Kommissar Süleyman Ulusoy, der jahre-

11 Vgl. meinen Aufsatz „Wer bin ich – und wenn ja: wie viele?“ in Antidiskriminierungsnetzwerk Berlin: „QUEBERLIN. Mehrfachzugehörigkeit als Bürde oder Chance? Die Gesichter des QueerSeins & MigrantIn/SchwarzSeins“. Berlin 2004, S. 16–20.

12 Die Vorsitzende der Transvestiten- und Transsexuellen-Organisation İnsanca Yaşam Platformu (Plattform für ein humanes Leben), Okşan Öztok, spricht von vielen, die nicht auf eine Operation vorbereitet sind, wenn sie diesen Schritt gehen, bzw. von vielen unzufriedenen „Transsexuellen“, die erst nach der Umwandlung merken, dass sie diese eigentlich gar nicht gewollt haben. Eine Konsequenz ist eine relativ hohe Selbstmordrate bei diesen Menschen. Ich möchte in diesem Zusammenhang anmerken, dass ich damit nicht das Konzept von Mannsein, das Schwulsein ja zur Bedingung hat, festschreiben möchte; es geht mir hier um das Selbstbild der Personen.

lang körperliche Gewalt gegen Schwule und Transsexuelle ausübte – sein Revier liegt in Beyoğlu, dem Bezirk Istanbul, in dem sich die meisten „Szene“-Lokale befinden. Wenn sich die Transsexuellen der Willkür, Erpressung und Gewalt widersetzen, wird aber regelmäßig *ihnen* die Störung der gesellschaftlichen Ruhe und Ordnung vorgeworfen. Als besonders benachteiligte Gruppe sind sie es, die am vehementesten und öffentlichsten für eine gesellschaftliche Akzeptanz nichtheterosexueller Lebensformen kämpfen. Abgesehen von Splitterparteien und wenigen Gewerkschaftsleuten haben sie allerdings kaum eine Lobby.

Organisationen

Das Verbot des CSD 1993 in Istanbul hatte zunächst dort, später auch in Ankara zur Folge, dass sich örtliche Gruppen bildeten, um gemeinsame Interessen zu definieren und sich für diese einzusetzen. Zahlreiche kleinere Gruppen (z. B. in Izmir, Bursa, Antalya, Alanya, Eskişehir) sind immer wieder neu entstanden und verkümmert, sodass Lambdaistanbul und KAOS GL Ankara die einzigen langfristig erfolgreichen Gruppen sind. KAOS hat neben der gleichnamigen Zeitschrift seit kurzem auch ein Kulturzentrum, in dem regelmäßig Veranstaltungen stattfinden und in dem sich die erste lesbisch-schwule Bibliothek der Türkei befindet. Die beiden Gruppen nehmen seit mehreren Jahren an den traditionellen Demonstrationen zum 1. Mai teil und werden dort sehr warm empfangen. 2003 hat Lambda den ersten CSD in Istanbul organisiert. Diese Formen der Selbstorganisation sind nicht nur außerordentlich wichtig für den mühseligen Kampf um Emanzipation, sondern auch für ganz konkrete einzelne Menschen, die traditionell erst einmal mit der Befürchtung „Es gibt nur Zeki Müren, Bülent Ersoy und mich!“ klarkommen müssen.

Spezifische Faktoren bei schwulen Migranten aus der Türkei

Trotz der zum Teil engen Verbindungen, die von der Diaspora in die „Heimat“ aufrechterhalten werden, leben türkeistämmige Migrantinnen und Migranten in der Bundesrepublik doch ein anderes, eigenes Leben. Zwar finden sich viele Aspekte einer generationenübergreifenden türkischen oder kurdischen Identität auch bei ihnen, doch sind diese gefärbt, verändert und ergänzt um Elemente, die aus der bundesrepublikanischen Lebenswelt stammen. Die Familien, die früher elf Monate im Jahr arbeiteten, um einen oder anderthalb Monate das „richtige“ Leben in der Türkei zu leben (in den Schulsommerferien), gibt es heute kaum mehr; vielmehr lassen sich viele verschiedene Stadien der so genannten Integration beobachten. Waren bis Anfang der 90er Jahre die meisten (älteren) Zugewanderten aus der Türkei noch selbst davon überzeugt, „Gäste“ zu sein, hat sich mittlerweile

das Bewusstsein durchgesetzt, in einer neuen „Heimat“ angekommen zu sein. Die Übernahme deutscher Wörter nicht nur für ehemals unbekannte bürokratische Sachverhalte, die Akkulturation im Bereich von Sitten und Gebräuchen, aber auch die steigende Zahl von Vereinsgründungen und der wachsende Anteil türkischer Mitglieder in Vereinen und anderen Organisationen sind deutliche Belege dafür. Sogar die CDU hat mittlerweile eine Türkin im Bundesvorstand!

Nichtsdestotrotz gibt es auch unlegbare Probleme, die das Zusammenleben erschweren. Die Zugewanderten sind, zumal wenn ihr Aussehen stark von dem der „typischen“ Mehrheitsdeutschen abweicht, mit Zuschreibungen konfrontiert, die automatisch eine Menge „Wissen“ im mehrheitsdeutschen Betrachter generieren. Es gibt – so wie über „den Islam“ – auch über „muslimische“ Frauen und Männer Vorstellungen, die manchmal auch mit langen Gesprächen nicht aus der Welt zu räumen sind. Zu tief sitzen kulturell vermittelte Stereotype des Machos und der eingeschüchterten verschleierte Ehefrau, deren größtes Anliegen das Wohl der Kinder ist.

Nicht berücksichtigt werden dabei meist die Auswirkungen der Migrations-Erfahrungen auf die erste Generation und deren Kinder und Enkel. Man bedenke, dass erwachsene Menschen ihre angestammte Heimat verlassen haben und in ein Land gekommen sind, dessen Sprache sie nicht sprachen, dessen Kultur ihnen fremd war und wo alle sozialen Bindungen fürs Erste gekappt waren – sowohl Familie als auch Freundinnen und Freunde, materielle wie immaterielle Werte, aber auch die vertrauten Lebensmittel und so fort hatten sie zurückgelassen. Viele hatten buchstäblich *nichts*, als sie herkamen.

Die Mentalität der angestammten Bevölkerung war dabei sicher so wenig auf dauerhaft bleibende Migrantinnen und Migranten vorbereitet wie die der „Gäste“ selbst. Als Stütze der Identität blieb in dieser Situation oft einzig die Religion, die im Folgenden eine viel stärkere Bedeutung erlangte als in der Türkei. (Deswegen auch kommt Neuhinzuziehenden aus der Türkei die Mischkultur so seltsam vor, in der türkische und kurdische Menschen in der Bundesrepublik oft leben. Sie scheinen das Schlechteste bewahrt und übernommen zu haben, die Überbewertung der Religion inklusive.) Die Menschen, die nach Europa kamen, waren zudem hauptsächlich schlecht oder gar nicht ausgebildete Angehörige der städtischen Unterschichten oder entstammten der Landbevölkerung. Viele von ihnen hatten bereits innerhalb der Türkei Migrationserfahrungen gemacht.

Langsam bilden sich allerdings Organisationen und Interessenvertretungen heraus, die immer effektiver arbeiten. In diese Bewegung passen sich auch Gruppen türkeistämmiger Lesben, Schwuler, Bi- und Transsexueller ein, die seit Anfang/Mitte der 90er Jahre starken Zulauf haben.¹³ Diese Selbstorganisationen heben

¹³ Den Anfang machte Anfang der 90er Jahre eine Gruppe türkeistämmiger Lesben in Berlin; die Gruppe *Türkgay* in Köln existiert seit Mitte der 90er Jahre, in ihrem Gefolge sind die meisten anderen Gruppen entstanden. Seit 2002 schließlich gibt es www.delidivane.de, eine Internetcommunity mit mehreren tausend Mitgliedern, zwischen 2002 und 2003 erschien die Zeitschrift „*lubunya*“ monatlich.

eine Tatsache hervor, die zu erwähnen mir besonders wichtig ist: Ganz offensichtlich fühlen sich Menschen mit Mehrfachzugehörigkeit weder ganz in den (unausgesprochen mehrheitsdeutschen) Lesben- und Schwulenszenen zu Hause noch in den (unausgesprochen heterosexuellen) „ethnischen“ Communities. Denn hier wie dort müssen sie einen Teil ihrer Identität außen vor lassen, hier wie dort stellen sie eine Minderheit in der Minderheit dar...¹⁴

In punkto Bewertung von Homo-, Bi- oder Transsexualität unterscheidet sich die Mehrheit der türkeistämmigen Gesellschaft in Deutschland kaum von der Gesellschaft in der Türkei. Hier bietet sich als zusätzliches „Argument“ nur an, den Nichtheterosexuellen „westliche Dekadenz“ vorzuwerfen. Denn dass bei den mehrheitsdeutschen Großstädtern nichtheterosexuelle Menschen relativ anständig behandelt werden, stört niemanden, nur in der „eigenen“ Kultur darf es so etwas nicht geben. Das macht es Menschen neben den pathologisierenden oder religiösen Argumentationen und der skizzierten Benennungsproblematik schwer, sich ihre abweichende sexuelle Orientierung einzugestehen oder diese sogar öffentlich zu machen. Außerdem haben sie, anders als mehrheitsdeutsche Lesben oder Schwule, kaum die Möglichkeit, einfach die Stadt zu wechseln und sich dort eine „Wahlfamilie“ aufzubauen, wenn die biologische sie verstößt. Der Verzicht auf die Familie hieße in den meisten Fällen auch, auf die Sprache und die Herkunftskultur zu verzichten: Die Kontakte in die Türkei oder zur Migrantencommunity funktionieren meist nur über das soziale Netzwerk, das mit der Familie verloren ginge.

Deswegen leben die meisten möglichst lange im Versteck. Und zwar so lange, bis sie dem Druck der Eltern nicht mehr standhalten und doch heiraten – oder den Verlust der ethnischen, religiösen und/oder kulturellen Identität in Kauf nehmen, indem sie die Familie mit den Fakten konfrontieren und damit die Zugehörigkeit zu ihr riskieren. Vor allem diejenigen Männer, die eine Frau heiraten, müssen ihre gleichgeschlechtliche Neigung dann an Orten ausleben, an denen es anonymen Sex gibt: in Parks, Sexkinos, Saunen oder Darkrooms. Da sie diese Orte nur für kurze Zeit aufsuchen, weil sie sonst von Bekannten gesehen werden könnten oder weil sie selbst ein zwiespältiges Verhältnis zu dem haben, was sie da machen, können sie weder eine bi- oder homosexuelle Identität aufbauen noch sind sie für Aufklärungs- und Präventionsarbeit erreichbar. Wenn sie aber über ungeschützten Geschlechtsverkehr sexuell übertragbare Krankheiten bekommen, setzt sich das Problem bald bei der Ehefrau fort. Kulturspezifische und muttersprachliche Beratungsstellen gibt es seit der Schließung von ADM in Berlin nicht mehr.¹⁵ Hinzu kommt, dass oft das gesamte soziale Umfeld zum gleichen Arzt oder zur gleichen Ärztin geht. Die Angst, dass Informationen über die „sexuelle Abweichung“

14. Dass dies eher den ausgrenzenden Mehrheiten zuzuschreiben ist, muss ich nicht ausführen.

15. Das Aids-Beratungszentrum für Migrantinnen und Migranten (türkisch: Aids Danışma Merkezi) wurde im Sommer 2003 geschlossen. Es bot zuletzt noch kurdisch-, türkisch- und arabischsprachige Versorgung mit einem Mitarbeiter an.

oder sexuell übertragbare Krankheiten an Eltern und Verwandte weitergegeben werden *könnten*, ist also (psychologisch) erst einmal nachvollziehbar, auch wenn der Ärztin oder dem Arzt gar nicht einfiel, so etwas zu tun.

Schlussbemerkungen

Die Kenntnis der beschriebenen *Facetten* ist meiner Meinung nach wichtig für den Umgang mit türkeistämmigen Schwulen. Zwar wird es kaum einen Mann geben, auf den alles Beschriebene passt. Aber es wird auch kaum einen geben, auf den nichts von dem passt. Nicht alle machen die gleichen Erfahrungen, und einzelne Faktoren wiegen bei dem einen schwerer, bei dem anderen leichter. Darüber hinaus ist auch die Art der Auseinandersetzung mit diesen Faktoren individuell sehr verschieden. Dennoch lassen sich meiner Meinung nach die folgenden verallgemeinernden Aussagen treffen, die für den größten Teil türkeistämmiger Schwuler Gültigkeit haben dürften:

Als Migranten und Schwule leben homosexuelle Kurden und Türken mit einer Mehrfachzugehörigkeit, die sie selbst oft als Mehrfachdiskriminierung erfahren. Während sie in den homosexuellen Szenen häufig als Exoten mit interessanten Coming-out-Geschichten aus rückständigen, fundamentalistischen Familien gesehen werden, leben sie in den türkeistämmigen Communities meist ein Doppelleben, weil sie denken, dass dort Homosexualität als etwas „Westliches“ gesehen wird, das der „eigenen“ Kultur vermeintlich fremd ist. Im Alltag machen es ihnen also Erfahrungen von Sexismus, Homo- oder Transphobie, Rassismus oder Islamophobie schwer, ein ungetrübttes Ichgefühl aufzubauen, das anderen Menschen „automatisch“ zuzukommen scheint. Gerade das Leben in Familie oder Partnerschaft verlangt aber eigentlich danach, zumal wenn Binationalität individuell oder in der Beziehung ins Spiel kommt. Die wenigen offensichtlich nicht-heterosexuellen Schriftsteller, Modeschöpfer und oft eher als Witzfiguren dargestellten effeminierten Sänger eignen sich kaum als Identifikationsfiguren und erlauben es nicht, ohne Vorbehalte *über sich* und *zu anderen* zu sagen: „Ich bin *schwul*“, wobei auch viele weitere Faktoren aus der Lebenswelt eine Rolle spielen, von denen die wenigsten von heute auf morgen zu beseitigen sind.

Trotzdem gibt es Ansätze zu einer sozialen und politischen Emanzipationsbewegung, die sich zunächst quasi naturgemäß auf die Metropolen und in der Türkei auf die Universitäten beschränkt. Selbstorganisationen türkeistämmiger Lesben, Schwuler, Bi- und Transsexueller bieten als Anlaufstelle Kontakt zu Menschen, die in einer ähnlichen Situation leben, und haben vielleicht deswegen einen so großen Zulauf. Menschen, die Regelberatungsstellen und -projekten nicht vertrauen, fühlen sich „zu Hause“ bei gemeinsamen Abenden von *Türk-gay* oder „Gays & Lesbians aus der Türkei“ (GLADT) oder auf einer der zahlreichen

Orientpartys, die sich im gesamten deutschsprachigen Raum ausgebreitet haben.

Wie ich gezeigt habe, spielt die Religion – anders als vielfach angenommen – bei der Bewertung von nichtheterosexuellen Lebensformen eine relativ unbedeutende Rolle und beschäftigt deswegen auch die Organisationen kaum. Viel entscheidender ist die grundlegende Polarisierung der Gesellschaft in einen männlichen und einen weiblichen Teil, einhergehend mit allmächtigem Heterosexismus und striktem Reproduktionszwang, die zusammen alles negieren, was sich ihnen nicht unterordnet. Die Emanzipation von sexuellen Minderheiten kann in dieser Gesellschaftsform deswegen nur erfolgen, wenn alle Nichtmächtigen unter dem Patriarchat zusammen gegen die Verhältnisse vorgehen, die die Herrschaft des heterosexuellen Mannes vorsehen.

Abgeschlossen im Dezember 2003, um einige Anmerkungen ergänzt im Mai 2005.

Autorinnen und Autoren

Marie-Luise Angerer

Jahrgang 1958, Prof. Dr., Studium der Kommunikationswissenschaften, Kunstgeschichte, Philosophie und Romanistik; Habilitation im Fachbereich Kommunikationswissenschaften an der Universität Salzburg; war/ist u.a. Redakteurin beim österreichischen Rundfunk, Dozentin, Organisatorin von Symposien und Tagungen.

Michael Bochow

Jahrgang 1948, Dr. rer. pol., Soziologe, von 1978 bis 1986 tätig in der Bildungs-, Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, seit 1987 in der sozialwissenschaftlichen Aids- und Minderheitenforschung tätig.

Martin Dannecker

Zunächst als Industriekaufmann tätig, dann Besuch einer Schauspielschule in Stuttgart, im Anschluss an das nachgeholt Abitur Studium der Philosophie, Soziologie und Psychologie. 1974 publizierte er gemeinsam mit Reimut Reiche die große Studie „Der gewöhnliche Homosexuelle“; danach erschienen mehrere weitere Bücher von ihm, u. a. die Resultate einer großen empirischen Studie über homosexuelle Männer und Aids, und zahlreiche Aufsätze. Heute ist er Professor am Institut für Sexualwissenschaft des Klinikums an der Universität Frankfurt.

Antje Doll

Jahrgang 1960, Studium der Germanistik, Philosophie, Kunstgeschichte und Psychologie, seit 1994 als Psychologische Psychotherapeutin und Supervisorin selbstständig tätig, eigene Praxis in Preetz (Holstein).

Diana Drexler

Dr. phil., Dipl.-Psych., Psychotherapeutin in eigener Praxis, stellvertretende Leiterin des Wieslocher Instituts für systemische Lösungen (Wisl), Ausbilderin für Verhaltenstherapie bei der Gesellschaft für angewandte Psychologie (GAP) in Frankfurt, Arbeitsschwerpunkte: systemische Einzel-, Paar- und Gruppentherapie, Systemaufstellung, Supervision, Ausbildung.

Stefan Etgeton

Dr. phil. (Kulturwissenschaft) und Dipl.-Theol.; 1996–2000 Bundesgeschäftsführer der Deutschen AIDS-Hilfe e.V.; 2001–2002 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Fachhochschule Magdeburg-Stendal; seit Juni 2002 Referent für Gesundheit beim Bundesverband der Verbraucherzentralen e.V. (vzbv).

Susan Kippax

Professorin an der Faculty of Arts & Social Sciences und Direktorin des *National Centre in HIV Social Research* der University of New South Wales in Australien. Die Soziologin und Sozialpsychologin beschäftigt sich vor allem mit den sozialen Aspekten von Gesundheit und Krankheit, insbesondere bei HIV und Hepatitis C, aber auch mit Sexualität allgemein, mit der sozialen Konstruktion von Gefühlen und mit den Massenmedien.

Christopher Knoll

Jahrgang 1964, Psychologe der Münchner Aids-Hilfe e.V. sowie Leiter der Beratungsstelle für schwule Männer München (SUB e.V.), Ausbildung als Systemischer Familientherapeut, diverse Tätigkeiten als Workshop- und Gruppenleiter.

Harald Krutiak

Geboren in Wien; Dipl.-Psych., Approbation als Psychologischer Psychotherapeut, Hypnosetherapeut, NLP-Trainer, Lehrbeauftragter der Charité (Universitätsmedizin Berlin), in eigener Praxis für Psychotherapie, Coaching und Supervision tätig, Seminar- und Gruppenleiter für Entspannungs-, Gesundheits- und Kommunikationstraining.

Michael Lenz

War von 1989 bis 1997 Pressesprecher der Deutschen AIDS-Hilfe e.V., lebt als freier Journalist in Südostasien und Australien.

Sven Lewandowski

Dr. phil., Soziologe und zurzeit Lehrbeauftragter an der Universität Hannover. Seine Forschungsschwerpunkte sind Systemtheorie und Sexualsoziologie. Aktuelle Publikation: Sexualität in den Zeiten funktionaler Differenzierung. Eine systemtheoretische Analyse. Bielefeld: transcript 2004.

Kane Race

Dr. phil., Mitarbeiter des National Centre in HIV Social Research an der University of New South Wales in Australien, hält dort Lehrveranstaltungen zum Thema Gesundheit, Sexualität und Kultur ab. Zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitschriften, darunter *Australian Humanities Review*, *Cultural Studies Review*, *Social Science & Medicine* und *Sexualities*, zuletzt erschien seine Dissertation *Pleasure Consuming Medicine* (University of New South Wales 2004).

Gunter Schmidt

Jahrgang 1938, Prof. Dr. phil., arbeitete bis zu seiner Pensionierung viele Jahre an der Abteilung für Sexualforschung der Universität Hamburg und ist dort jetzt freiberuflich als Sexualwissenschaftler tätig. Er publizierte zuletzt „Das neue Der Die Das. Über die Modernisierung des Sexuellen“ (Gießen: psychosozial 2004).

Volkmar Sigusch

Prof. Dr. med., Direktor des Instituts für Sexualwissenschaft der Universität Frankfurt am Main, gilt als Pionier der deutschen Sexualmedizin und Begründer der Kritischen Sexualwissenschaft; veröffentlichte u. a. das Standardwerk „Sexuelle Störungen und ihre Behandlung“, zuletzt erschien von ihm „Neosexualitäten“ (Frankfurt/New York: Campus 2005).

Isabella Manuela Torelli

Geboren 1961 in München, Studium der Germanistik, Philosophie und Psychologie mit Schwerpunkt Sozialpsychologie, war u. a. als Leiterin zweier Psychosozialer Beratungsstellen (Drogen, Alkohol, Medikamente und Essstörungen) tätig, arbeitet derzeit als niedergelassene Psychologische Psychotherapeutin (u. a. im Bereich Psychoanalyse und Psychotherapie von Lesben und Schwulen) sowie als Dozentin zu Fragen der Suchtmittelabhängigkeit und der Führung von Organisationen.

Gisela Wolf

Dr. phil., Dipl.-Psych., Mitarbeiterin beim Freiburger Lesbentelefon e.V. und bei FLUSS e.V. (Freiburgs Lesbisches und Schwules Schulprojekt; www.fluss-freiburg.de).

Koray Yılmaz-Günay

Jahrgang 1974, arbeitet als Übersetzer. Von 2002–2003 gab er „lubunya“ heraus („Magazin für türkeistämmige Lesben & Schwule und ihre Freundinnen & Freunde“). Er ist Mitglied des Vereins Gays & Lesbians aus der Türkei Berlin-Brandenburg e.V.

Sexualität wo•hin? Hinblicke. Einblicke. Ausblicke.

„Sexualität wo•hin? Hinblicke. Einblicke. Ausblicke“ – unter diesem Motto stand die gemeinsame Fachtagung der Deutschen AIDS-Hilfe e.V. (DAH) und des Verbandes lesbischer Psychologinnen und schwuler Psychologen e.V. (VLSP), die vom 15. bis 17. November 2002 im Haus am Köllnischen Park in Berlin stattfand und die sich mit grundsätzlichen Fragen nach dem Stand (wo?) und der Zukunft (wohin?) des Sexuellen befasste: Sexualität und Identität, Sexualität und (andere) Kultur(en), Sexualität und Medien, Markt und Macht, Sexualität und Liebe und vieles mehr.

Auch die im vorliegenden Band wiedergegebenen Artikel (zum Teil Originalbeiträge, zum Teil Nachdrucke von Texten, die bereits an anderer Stelle veröffentlicht worden sind) beschäftigen sich mit den im Titel dieser Fachtagung enthaltenen Fragen – aus der Perspektive der Soziologie, der Psychologie und Psychotherapie, der Sexualwissenschaft, der Philosophie, der Kultur- und Medienwissenschaften oder der Aufklärungs- und Präventionsarbeit, um nur einige zu nennen. Wir hoffen, mit dieser Veröffentlichung einen Beitrag zur Diskussion um dieses Phänomen zu leisten und damit nicht nur den Dialog zwischen den verschiedenen Disziplinen, Kulturen und Welten zu befördern, sondern auch die Grundlagen und Bedingungen der (sexuellen) Gesundheitsförderung und der Prävention sexuell übertragbarer Krankheiten einschließlich HIV besser zu verstehen.